

Sind Österreichs Burschenschaften wirklich so braun?

Nummer 6 – 8. Februar 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

**Olympische
Winterspiele:**
Die endgültige Beilage
von Colonia bis Omega



Die neue Prüderie

Angriff der Bilderstürmer. *Von Katharina Fontana, Peter Keller und Beat Gygi*
Mit Pin-up-Girl zum Herausnehmen!

Das Projer-Syndrom

Ein Murneli im Jeff-Koons-Look lässt die Puppen tanzen.
Von Klaus J. Stöhlker

Die schlechtesten Schweizer Schauspieler

Es gibt kein Entrinnen. Sie sind in jedem Film dabei.
Von Wolfram Knorr





RECORDING OLYMPIC DREAMS

Seit 1932 weiss OMEGA, dass bei den Olympischen Spielen Profisportler ihren Träumen zum Greifen nahe sind. Aus diesem Grund lieben wir unsere Rolle als offizieller Zeitnehmer und setzen alles daran, verlässliche Präzision in jeden einzelnen Wettbewerb einzubringen.


OMEGA
OFFICIAL TIMEKEEPER



Boutiques OMEGA: Zürich • Genève • Luzern • Interlaken • Bern • Crans-Montana • Zermatt • Bürgenstock



Lustobjekt der Kunst-Zensoren: «Hylas und die Nymphen», 1896.

«Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder» – an dieses geflügelte Wort muss man denken, wenn man sieht, wohin die Sexismus-Debatte steuert. Statt den Frauen mehr Freiheit zu bringen, richtet sich die #MeToo-Bewegung immer mehr gegen jene unter ihnen, die sich nicht dem radikal-feministischen Moralkodex beugen wollen. Stehen wir vor einer Rückkehr der Prüderie? Wir analysieren, wie weit der Tugendwahn bei den schönen Künsten bereits gediehen ist. Das Cover-Bild stammt von John William Waterhouse. Es wurde kürzlich in der Manchester Art Gallery abgehängt. Keine Frage: Die *Weltwoche* steht dem Ansinnen der Bilderstürmer mit fundierter Fassungslosigkeit gegenüber. Aus diesem Grund, in einem Akt des Protests, haben wir in dieser Ausgabe ein Pin-up-Girl abgebildet. Die schöne Nackte darf in der Heftmitte herausgenommen werden. **Seite 16**

Mit erschreckender Regelmässigkeit machen Meldungen über österreichische Politiker die Runde, die in Naziskandale verwickelt sind. Letzte Woche musste FPÖ-Politstar Udo Landbauer zurücktreten, nachdem er mit antisemitischen Liedern in Verbindung gebracht worden war. Der Rummel stellte die ÖVP-FPÖ-Koalition um Kanzler Sebastian Kurz vor eine Zerreihsprobe. Was ist mit unseren Nachbarn los? Wie braun sind die «deutschnationalen Burschenschaften», die das Nervenzentrum des Staatsapparates bilden? Alex Baur ist bei seiner Recherche auf überraschende Fakten gestossen, die Sie sonst nirgends lesen können. **Seite 40**

Lateinamerika war der Traumkontinent der internationalen Linken. Es begann mit der Verehrung Che Guevaras, setzte sich mit der Begeisterung für die Sandinisten in Nicaragua fort und mündete in die Anbetung des Venezolaners Hugo Chávez und des Brasilianers Luiz Inácio Lula da Silva. Nach dem Verebben der roten Welle, die nach der Jahrtausendwende über den Halbkontinent gerollt ist, ergibt sich eine verheerende

Bilanz, wie der scheidende FAZ-Lateinamerika-Korrespondent Matthias Rüb schreibt. **Seite 44**

Zum Auftakt der Olympischen Spiele in Südkorea bringen wir in diesem Heft ein 16-seitiges Wintersport-Spezial. Thomas Renggli porträtiert den vierfachen Goldmedaillengewinner Simon Ammann, der seine fabelhafte Olympiakarriere in Pyeongchang krönen will, und er zeichnet das

Leben des Schweizer Skistars Wendy Holdener nach. Im Interview mit Philipp Gut, der dieses Spezial verantwortet, zeigt sich Skilegende Bernhard Russi von einer unbekanntenen Seite: Er verrät, warum er Berggipfel sogar umarmt. **Seite 74–89**

Die Bilder, die wir aus der islamischen Welt zu sehen bekommen, sind meist wenig freudvoll: verschleierte Frauen, Krieg, Armut. Der türkischstämmige Zürcher Anwalt Emrah Erken setzt mit einem aufsehenerregenden Projekt einen Kontrapunkt: Via Facebook sammelt und veröffentlicht er Fotos aus muslimischen Ländern, bevor Islamisten die Macht übernehmen. Da sieht man Frauen in kurzen Röcken auf den Strassen Kabuls, Badeszenen im Iran, unverschleierte Studentinnen in Ägypten. Rico Bandle hat mit Erken über seine Motivation und seine Kindheit in der Türkei gesprochen. **Seite 53**

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Rhein-Kreuzfahrt zur Tulpenblüte Basel–Amsterdam–Basel

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 900.–
* Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

9 Tage ab Fr. 990.–

(Rabatt Fr. 900.– abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Einschiffung ab 16.00 Uhr. Um 17.00 Uhr heisst es «Leinen los!». **2. Tag Strasbourg** Rundfahrt/-gang* mit pittoresken Fachwerkhäusern und gotischem Liebfrauenmünster. **3. Tag Bonn** Passage Loreley-Strecke. Kurze Rundfahrt* mit Besuch des Beethovenhauses und Piano-Konzert. **4. Tag Dordrecht–Rotterdam** Ausflug* Windmühlen Kinderdijk (UNESCO-Weltkulturerbe). Rundfahrt* Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Ausflug* zum Keukenhof. Grachtenfahrt.+ **6. Tag Duisburg–Düsseldorf** Ausflug* nach Essen zum Industriedenkmal Zeche Zollverein oder Transfer+ nach Düsseldorf für individuelle Besichtigung. **7. Tag Rüdesheim** Schifffahrt «Romantischer Rhein». Fahrt mit Winzerexpress.* Ind. Erkundung des Weinstädtchens. **8. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug* mit Rundgang durch die mediterrane Bäder- und Kunststadt. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Abreisdaten 2018 Es het solangs het Rabatt

19.03. 900 04.04. 700 20.04. 500 06.05. 500
27.03. 800 12.04. 600 28.04. 500

MS Thurgau Prestige*****



MS Thurgau Prestige*****

by Thurgau Travel

Luxusschiff für 124 Passagiere. Alle 41 Kabinen (ca. 15 m²) und Suiten sind mit 2 Betten, Dusche/WC, TV/Radio, Minibar, Safe, Föhn, Telefon, ind. regulierbarer Klimaanlage, Tisch und Stuhl ausgestattet. Zusätzlich verfügen die Junior Suiten (ca. 19 m²) über zwei bequeme Sessel und die Master Suiten (ca. 30 m²) noch über ein Sofa, einen Hocker, einen begehbaren Schrank und Badewanne. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkonen. Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon mit Bar, Réception, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1890
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2390
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690
Master Suite Oberdeck (ca. 30m ²), franz. Balkon	2990
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, weitere Details unter www.thurgautravel.ch

2-Bettkabine Mitteldeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



* Im Ausflugspaket (8 Ausflüge Fr. 280.–) enthalten, vorab buchbar | + Fakultativer Ausflug nur an Bord buchbar
Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Letzte
freie
Plätze

Weitere Flusskreuzfahrten mit diesem Programm

MS Edelweiss***** – by Thurgau Travel

9 Tage ab Fr. 1090.–

(Rabatt von Fr. 200.– abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Abreisdaten 2018 Es het solangs het Rabatt

21.03. 600 29.03. 500 22.04. 200 30.04. 200 08.05. 200

MS Charles Dickens***** – by Thurgau Travel

9 Tage ab Fr. 890.–

(Rabatt von Fr. 600.– abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Abreisdaten 2018 Es het solangs het Rabatt

18.03. 600 26.03. 500 03.04. 400 11.04. 300 19.04. 200

MS Thurgau Ultra***** – by Thurgau Travel

9 Tage ab Fr. 1190.–

(Rabatt von Fr. 800.– abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

Abreisdaten 2018 Es het solangs het Rabatt

22.03. 800 07.04. 600 23.04. 500
30.03. 700 15.04. 500 01.05. 500

MS Antonio Bellucci***** – by Thurgau Travel

9 Tage ab Fr. 890.–

(Rabatt von Fr. 600.– abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

Abreisdaten 2018 Es het solangs het Rabatt

20.03. 600 05.04. 400 29.04. 200
28.03. 500 21.04. 200 07.05. 200

Weitere Details im Internet oder Katalog 2018 verlangen.

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

«No Billag»? Klar

Freie Medien für freie Bürger.

Die Pressefreiheit ist gewährleistet.» So wenig und kein Wort mehr steht in der schweizerischen Bundesverfassung von 1848. Die Väter dieser freiheitlich-liberalen Verfassung würden sich wohl im Grab umdrehen, wenn sie wüssten, dass wir Schweizer heute gezwungen sind, Fernseh- und Radioprogramme mit Zwangsgebühren zu finanzieren. Und dass heute 6000 Mitarbeiter und 1,6 Milliarden Franken aufgewendet werden, um den Bürgern in allen drei Landessprachen mit geräteunabhängig eingetriebenen Mediensteuern die rechte linke Gesinnung einzutrichtern.

Gemäss Leistungsauftrag des Bundesrats hat die SRG zum Beispiel die Pflicht, wie es die NZZ umschreibt, «beim allgemeinen Publikum das Verständnis für die Lebenswirklichkeit» von «Personen mit Migrationshintergrund» zu fördern. Das ist kein Auftrag zur sachlich-nüchternen Berichterstattung mehr, sondern eine politische Weisung. Umgekehrt kann die SRG den bundesrätlichen Befehl jederzeit zur Grundlage nehmen, um gegen Leute zu polemisieren, die nicht primär «Verständnis» zeigen, sondern Unverständnis angesichts des Zustroms auch und gerade von ausländischen Verbrechern, die das Asylrecht missbrauchen.

Zwar verlangt auch heute Artikel 17 der geltenden Bundesverfassung die Medienfreiheit. Diese gilt bei der gedruckten und elektronischen Presse, nicht aber für Radio und Fernsehen. Die Monopolstellung von SRG/SRF, die von den mittels Staatsgewalt eingetriebenen Programmgebühren profitieren können (und sich daher im Markt nicht behaupten müssen), ist ein nicht mehr zu verantwortender Eingriff in die schweizerische Wirtschaftsordnung, die auf dem Wettbewerb des freien Marktes und auf dem Privateigentum beruht.

Ex-Bundesrat Moritz Leuenberger nennt Leute, die so denken, Mitglieder einer «esoterischen Kapitalistensekte». Nichts gegen Kapitalismus. Die mürrisch-überheblichen Seitenhiebe des Alt-Bundesrats sind typisch für einen lebenslang zwangsgebührenfinanzierten Berufspolitiker, der sich gar nicht mehr vorstellen kann, dass der Kapitalismus die Wohlstandgrundlage der Schweiz bedeutet.

Einstmals waren die Schweizer Medien völlig frei. Sie waren unabhängig vom süßen Subventionsgift und konnten darum die Classe politique unabhängig kritisieren. Seit 1922 – dem Jahr der Gründung des Schweizer Radios – dröhnte vom Süden her Mussolinis Gebrüll, 1933 kam Hitlers Gebrüll vom Norden hinzu. Da mag man ein gewisses Verständnis haben,

dass der Schweizer Staat aus Gründen der geistigen Landesverteidigung einen eigenen Staatssender wollte. Doch heute sind wir von Demokratien umgeben und angeblich nur von Freunden umzingelt. Es braucht keine staatlich finanzierten und kontrollierten Gesinnungsmedien mehr.

Die SRG ist übermächtig. Regelmässig missbraucht sie ihre enorme Macht, indem sie ihr unliebsame Personen oder Unternehmen an den Pranger stellt. Fehlleistungen sind nicht die Ausnahme. Die SRG-Journalisten dürfen jetzt sogar stasimässig mit versteckter Kamera herumschnüffeln, wie ein unsägliches Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte festhält. 340 SRF-Mitarbeiter standen für die Olympischen Spiele in Sotschi im Einsatz – dreimal mehr als Schweizer Sportler. 107 SRGler bestaunten die Leinwände am Filmfestival von Locarno. Fake News hat nicht Donald Trump erfunden. Die «Rundschau» spielt in Prozessen den Richter und verfälscht Akten. Sie betreibt auf unsere Kosten journalistische Skalpjägerei.

Landesweit ist es heute problemlos möglich, das Informationsbedürfnis mit privaten Presseerzeugnissen und elektronischen Medien in allen Landessprachen abzudecken. Lokal beziehungsweise regional tätige Medienanbieter sind weit besser als eine staatliche, nationale Sendeanstalt geeignet, das auf die nähere Umgebung ausgerichtete Kommunikationsbedürfnis der Konsumenten abzudecken.

Das wirtschaftliche Ungleichgewicht der bevorzugten SRG gegenüber den werbefinanzierten inländischen Anbietern ist ungerecht und stossend. Auch das sogenannte Gebührensplitting für private Anbieter ist eine unbefriedigende Lösung, da es bloss die Rolle des Staates im Rundfunkbereich vergrössert. Ausserdem ist der Grundgedanke des Ge-

bührensplittings – entgegen marktwirtschaftlichen Gepflogenheiten – nicht der finanzielle Erfolg, sondern der Misserfolg.

Es ist höchste Zeit, dass wir uns vom «pädagogischen Auftrag» des staatlichen Radio- und Fernsehmediums SRG als «Erziehungsanstalt der Nation» befreien. Das staatliche Radio- und Fernsehsystem der Schweiz ist Ausfluss einer antiquierten, bevormundend-patriar-



Erziehungsanstalt der Nation.

chalischen Haltung des Staates. In der Geschichte haben freie Gesellschaften immer auch ein freies Medienwesen gehabt. Vor allem autoritär regierte Länder pochten auf die Vormacht des Staates im Rundfunkbereich. Denken wir an die «Volksempfänger» von Propagandaminister Goebbels in Nazideutschland. Oder an Länder mit totalitärem Sozialismus, wie die frühere UdSSR oder die DDR, wo der Staat sein Medienmonopol regelmässig zur Manipulation der öffentlichen Meinung missbraucht hat. Die Abschaffung der mit Steuern finanzierten öffentlich-rechtlichen Medienanstalten ist in einer Gemeinschaft freier Bürgerinnen und Bürger ein Gebot der Zeit.

Aus diesen Gründen ist die SRG endlich in unsere moderne und erfolgreiche Marktwirtschaft zu entlassen und von jeder staatlichen Einflussnahme auf die Programmgestaltung zu befreien. Es ist nicht länger vertretbar, den Wettbewerb im Rundfunkbereich mit willkürlichen Auflagen einzuschränken und eine nichtkommerzielle SRG als einzige Programmanbieterin dem freien Meinungsmarkt zu entziehen. Eine freie Wirtschaft ersetzt nämlich die Kontrolle einer staatlichen Behörde durch die Kontrolle von mündigen Konsumenten. Ausserdem ist eine vom Staat bevorzugte Programmanbieterin auch jederzeit der Gefahr von staatlichen und politischen Eingriffen ausgesetzt, was mit der Medienfreiheit unvereinbar ist.

Allein die mündigen Konsumenten sollen über Erfolg oder Misserfolg entscheiden. Ein echter Wettbewerb zwischen den vielfältigen, konsumentennahen und beweglichen Anbietern würde den sogenannten Service public weit effizienter und preiswerter gewährleisten als jede vom Staat gehätschelte öffentlich-rechtliche Medienanstalt. (Lesen Sie auch Jürg Altweggs Gegenmeinung auf Seite 32.)

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Idealbesetzung: Jonas Projer. Seite 12



Die islamische Welt – vor der Scharia: Seite 52



«Man hat jede Minute Zeit, um Angst zu haben, aber dann verpasst man das Leben.»

Bernhard Russi: Seite 84

Titelgeschichte

- 16 **Die neue Prüderie** Frauen werden zu Opfern der Sexismus-Debatte
- 18 **Entartete Kunst heute** Sexismus-Vorwurf gegen Kunstwerke
- 19 **Enteignung der Frauen** Der Feldzug der radikalen Feministinnen

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar** Feministisches Eigentor
- 10 **Schweiz–EU** Am Volk vorbei
- 11 **Eilmeldung** Hillary Clintons Schmutz-Brigade
- 12 **Kopf der Woche** Jonas Projer, «Arena»-Moderator
- 20 **Essay der Woche** Europas Selbstmord
- 22 **Mörgeli** Künstlernamen statt Ranglisten
- 22 **Bodenmann** Weniger Straumann, mehr Showman?
- 23 **Medien** Ein digitales Desaster
- 23 **Die Deutschen** Achtung, lustig!

Interviews

- 56 **Jim Kerr** Rendez-vous mit dem Sänger der Simple Minds
- 84 **Bernhard Russi** Die Skilegende über die Faszinationskraft der Berge

Inland

- 24 **Roberto Balzaretto** Ist der neue Staatssekretär ein EU-Turbo?
- 26 **Matthias Aebischer** Wo das Leben immer lächelt

- 27 **Unverzichtbar** Lob der Schweizerischen Depeschagentur
- 28 **Martin Wagner** Der Mensch hinter der Fassade des Medienanwalts
- 32 **«No Billag»** Überraschend grosse Zustimmung in der Westschweiz
- 34 **Essay** Das Schweigen der Werber
- 35 **Turbulenzen im Bundesrat** Ignazio Cassis gegen Doris Leuthard
- 50 **Zürcher Justiz** Milde für Farc-Helfer

Ausland

- 40 **Udo Landbauer** Österreichs Regierung unter Nazi-Verdacht
- 42 **Inside Washington** Leere Drohungen
- 43 **Brief aus Berlin** Sandburg auf Zeit
- 44 **Venezuela** Bilanz von FAZ-Südamerika-Korrespondent Matthias Rüb
- 51 **Polen** Nichts zu verbergen

Olympia-Spezial

- 74 **Winterspiele 2018 in Pyeongchang** Simon Ammann, Florence Schelling, Lara Gut, Dario Cologna u. v. a.

Wirtschaft & Wissenschaft

- 35 **Finanzen** Steuersenkung, nein danke
- 36 **Stephan Schmidheiny** Lebenswerk eines grossen Industriellen
- 68 **Mysterien der Weltgeschichte** Der Mann, der die «Mona Lisa» raubte

Kultur & Gesellschaft

- 38 **Tanja Grandits** Unter dem Kommando der Starköchin

- 46 **Marilyn Monroe** Zum Herausnehmen: Mutter aller Playmates
- 52 **Dolce Vita im Nahen Osten** Fotos aus der alten islamischen Welt
- 58 **Es kommt eine goldene Zeit** Neuer Blick auf Vergils vierte Ekloge
- 62 **Die schlechtesten Schweizer Schauspieler** Flop-Parade
- 66 **Jürg Jegge** Das andere Wien

Rubriken

- 9 **Im Auge** Sharon Stone, Schauspielerin
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Wolfgang Mecklenburg
- 60 **Die Bibel** Prophet macht Schisshasen Mut
- 60 **Kino** «The Florida Project»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Bobo Stenson Trio
- 69 **Fragen Sie Dr. M.**
- 69 **Gewinner der Woche** Züblin
- 70 **Thiel** Ernsthaft objektiv
- 70 **Namen** Asyl bei den Serben
- 70 **Fast verliebt** Folgeschäden
- 71 **Unten durch** Meine Schwestern (1)
- 72 **Wein** Erbe der Fratres
- 72 **Salz & Pfeffer** Elsass in Reinkultur
- 73 **Auto** Subaru XV
- 90 **Darf man das?/Leserbriefe**

DER NEUE JAGUAR E-PACE

BEAUTIFUL FAST CARS.



Der neue E-PACE vereint typische JAGUAR Merkmale auf eindrucksvolle Weise. Dabei wurden die Vision des JAGUAR Gründers, Sir William Lyons, sowie Technik- und Design-Elemente heutiger und zukünftiger JAGUAR Modelle perfekt aufeinander abgestimmt.

Erleben Sie ihn jetzt auf einer Probefahrt bei Ihrem JAGUAR Fachmann.
JAGUAR E-PACE ab CHF 39'500.-.

jaguar.ch

THE ART OF PERFORMANCE

E-PACE 2.0 Diesel, man., 150 PS (110 kW), Normverbrauch gesamt: 4.9 l/100 km, 129 g CO₂/km, Benzinäquivalent 5.6 l/100 km, 22 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: B, empfohlener Nettverkaufspreis CHF 39'500.-. Abgebildetes Modell: E-PACE R-Dynamic 2.0 Diesel, man., 150 PS (110 kW), Normverbrauch gesamt: 4.9 l/100 km, 129 g CO₂/km, Benzinäquivalent 5.6 l/100 km, 22 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: B, empfohlener Nettverkaufspreis CHF 45'300.-. Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 133 g CO₂/km.

Weltwoche on the Road



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Corrado Pardini über die brisanten Themen des Monats

Donnerstag, 15. Februar 2018

Ort: «Hirschensaal», Bözingenstrasse 161, Biel

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Anmeldung bis 13. Februar erforderlich an:

ontheroad.pardini@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

7. März: Matthias Aebischer, Bern; ontheroad.aebischer@weltwoche.ch

22. März: Tamara Funicello, Bern; ontheroad.funicello@weltwoche.ch

Genauere Informationen folgen.

Feministisches Eigentor

Von *Claudia Schumacher* — Es gibt viele schlechte Gründe, abzutreiben. Aber es gibt keinen guten Grund, werdenden Eltern das Geschlecht ihres Kindes bis zur zwölften Schwangerschaftswoche vorzuenthalten.



Debatte um ein Scheinproblem.

Genetechnik, Abtreibung, Frauenfeindlichkeit, Zuwanderung: Gleich vier Pulverfässer stehen im Raum, wenn sich der Nationalrat in der Frühlingssession damit befassen wird, ob werdenden Eltern das Geschlecht ihres Kindes künftig vor der zwölften Schwangerschaftswoche noch verraten werden darf. Bis zu diesem Zeitpunkt sind Abtreibungen erlaubt, und ob es ein Junge oder ein Mädchen wird, lässt sich per Bluttest ab der vollendeten neunten Schwangerschaftswoche feststellen.

Womit derzeit ein Zeitfenster von drei Wochen besteht, um eine Abtreibung vornehmen zu lassen, wenn einem das Geschlecht des eigenen Kindes nicht passt. Ein Zeitfenster, das Zuwanderer aus Kulturkreisen, in denen Mädchen geringgeschätzt werden, interessieren könnte. Auch dem kontrollsüchtigen, optimierungsbesessenen Grossstadt-Paar, das den zweiten Sohn verhindern will, weil es für die perfekte Familie nur noch ein Mädchen benötigt, käme dieses Zeitfenster entgegen – sofern solche Paare existieren.

In der Schweiz ist es allerdings bereits jetzt verboten, ein Kind wegen seines Geschlechts abzutreiben. «Pränatale Untersuchungen durchzuführen, die darauf abzielen, das Geschlecht des Embryos oder des Fötus zu einem anderen Zweck als der Diagnose einer Krankheit festzustellen», ist laut Artikel 11 des be-

stehenden Gesetzes über genetische Untersuchungen beim Menschen (GUMG) untersagt.

Trotzdem können Schwangere ihr Blut testen lassen, wollen sie einfach nur das Geschlecht wissen – dafür gibt's sogar Online-Anbieter. Die sind zwar illegal, aber das dürfte manche Migrantin unter dem Druck, dem Kindsvater einen Sohn zu schenken, nicht besonders interessieren. Eine Abtreibung ist dann ganz einfach. Bei der Fristenregelung braucht es bis zur zwölften Schwangerschaftswoche kein psychologisches Gutachten, nur ein Gespräch mit dem behandelnden Arzt, in dem man den wahren Grund für die Abtreibung leicht verschweigen kann. Dann muss man nur noch eine Unterschrift setzen, die den Abtreibungswunsch bekräftigt.

Dunkle Seite der Abtreibung

Haben wir in der Schweiz ein Problem mit geschlechtsbedingten Abtreibungen? Es gibt keine offiziellen Zahlen. Die wahren Motive von Abtreibenden zu erkennen, wird immer schwierig bleiben.

Über das Verbot wird im Rahmen der Änderung des GUMG im Parlament entschieden. Diese Änderung wird als notwendig erachtet, da das Gesetz bereits seit 2007 besteht und seither bei «der Entschlüsselung des Erbguts

» Fortsetzung auf Seite 10

Miss Unabhängig



Sharon Stone, Schauspielerin.

Als die MeToo-Debatte die höchsten Empörungswellen warf, verbrachte Sharon Stone ein paar stille Ferientage im Engadin, fast unerkannt, so anders als Donald Trump hinter den Bergen in Davos. Am WEF war sie allerdings auch schon, 2005 sammelte sie in einem Fundraising innert fünf Minuten eine Million Dollar für Moskitonetze in Tansania (die auf dem Schwarzmarkt landeten). Die männerfressende Femme fatale aus dem Erotikthriller «Basic Instinct» zögerte indes mit einem Urteil über die Sultane, die sich im Harem des Showbiz bedienten. «Ich bin vierzig Jahre in dieser Branche. Was glauben Sie, habe ich da alles erlebt, so wie ich aussehe?» Sie erkenne, erklärte sie, auch «Grautöne» im Zwischenmenschlichen.

Sie steckte noch in der Haut der Kinderbuchautorin, die in einer Neujahrsnacht in Utah ermordet wird in der neuen TV-Serie «Mosaic» des Hollywood-Aussteigers Steven Soderbergh. Eine Revolution der Sehgewohnheiten: Der Zuschauer klickt sich selber über eine App ins Drama ein und übernimmt die Perspektive der handelnden Personen. Er kann Sharon Stone werden.

Sharon Stone hatte unglaubliches Glück, dass sie selber wieder Sharon Stone wurde nach dem Schlaganfall im Jahr 2001. Neun Tage lag sie im Koma, die Ärzte gaben ihr eine Überlebenschance von fünf Prozent. Sie konnte bereits mit fünf lesen und schreiben, nun musste sie nochmals «laufen, sprechen, leben lernen». Ihre Unterschrift gelang ihr wieder nach drei Jahren. Ihr Mann reichte die Scheidung ein, zwei der drei Adoptivsöhne blieben bei ihr. Das Arbeiterkind war als 19-jährige lokale Schönheitskönigin aus Pennsylvania mit einem IQ von 148 – höher als bei US-Präsidenten wie Truman oder George W. Bush – in die Glamourwelt aufgebrochen. Die erste Filmrolle gab ihr Woody Allen in «Stardust Memories». Das Studium in Creative Writing an der Edinboro University hatte sie damals abgebrochen, aber nicht alles vergessen – sie kam 2016 zurück und machte ihren Abschluss. Demnächst wird sie sechzig. *Peter Hartmann*

grosse Fortschritte erzielt» wurden, wie das Bundesamt für Gesundheit über die «Totalrevision» des Gesetzes informiert. Bereits 2014 verlangte SP-Ständerätin Pascale Bruderer in einer Motion, das Geschlecht erst nach der abgeschlossenen zwölften Schwangerschaftswoche zu verraten, um Geschlechterselektion per Abtreibung zu verhindern. Ärzte sollen künftig vor Ablauf der zwölften Schwangerschaftswoche nur noch bei geschlechtsabhängigen Krankheiten informieren dürfen.

Die Nationale Ethikkommission sprach sich allerdings Anfang 2017 gegen ein solches Verbot aus, da es zu stark in die Privatsphäre von Paaren eingreife und ausserdem keine Praxis der Geschlechterselektion in der Schweiz feststellbar sei – summa summarum kreist die gegenwärtige Debatte demnach um ein Nichtproblem. Dafür spricht zum einen, dass vor allem China und Indien die Länder sind, in denen aus einer Mischung von staatlicher Regulierung und kultureller Frauenfeindlichkeit heraus gezielt Mädchen abgetrieben werden. Die Zuwanderung von dort in die Schweiz ist gering. Ausserdem sind die Geburtenzahlen von Jungen und Mädchen hierzulande ausgeglichen.

Aber wäre das Verbot nur überflüssig – oder nähmen wir Schaden daran? Wenn das vorläufige Verschweigen des Geschlechts das letzte Schlupfloch für Geschlechterselektion per Abtreibung stopft, und sei es auch nur ein eingebildetes, dann ist das doch nicht schlimm, könnte man meinen. Es gibt viele schlechte Gründe, ein Kind abzutreiben. Etwa die Verantwortungslosigkeit in einer durchzechten Partynacht, in der man es mit der Verhütung nicht so genau nimmt und am nächsten Morgen denkt, dass eine Abtreibungspille im ärgsten Fall genauso harmlos ist wie die Pille danach. Und so ein Sandkorn im Bauch, das ist doch noch kein Mensch – oder?

Freiheit kann weh tun

Die dunkle Seite einer Gesellschaft, in der Abtreibungen legal sind, ist leider die, dass es Paare gibt, die schlampig verhüten, kein Geld für ein Kind haben, sich plötzlich nicht mehr mögen oder ihr Kind aus anderen Gründen ablehnen. Wer soll über diese Gründe befinden und wer will sie moralisch bewerten? Freiheit kann weh tun. Beim Thema Abtreibung tut sie das häufiger. Nur dürfte dieser Schmerz erträglicher sein als der, den eine Frau fühlt, die in einer Gesellschaft lebt, in der Abtreibungen illegal sind, und die nach einer Fehlgeburt inhaftiert wird, weil man ihr eine Abtreibung unterstellt, während sie um ihr abgegangenes Kind trauert. Wer anfängt, die Motive von Abtreibenden zu werten, öffnet die Tür für weitere gesetzliche Eingriffe in einen Bereich, der besser frei bleibt. Gerade von links gedacht, wo das Anliegen herkommt, feministisch gedacht: Finger weg, das ist kontraproduktiv.

Am Volk vorbei

Von Christoph Mörgeli — Diplomat Roberto Balzaretto übernimmt ein neugeschaffenes Staatssekretariat im Aussendepartement. Dabei hat der Souverän 1996 zusätzliche Staatssekretariate verboten.

Aussenminister Ignazio Cassis hat für seinen Tessiner Landsmann Roberto Balzaretto ein neues Staatssekretariat für Europafragen aus dem Hut gezaubert. Der umtriebige Spitzenbeamte soll die bisherige Staatssekretärin Pascale Baeriswyl nicht etwa ersetzen, sondern ergänzen. Diese Doppelbesetzung enthebt Cassis von der Unannehmlichkeit, sich wegen der Deklassierung von Baeriswyl den Zorn von Feministinnen, Sozialdemokraten und Bundespersonalverband zuzuziehen. Mit Mauro Dell’Ambrogio, Staatssekretär für Bildung und Forschung, spielt ein zweiter Tessiner in der obersten Verwaltungsliga. Dennoch wäre die Behauptung stark übertrieben, es sei bald jeder Bewohner unserer Sonnenstube Staatssekretär.

2014 wurde Mario Gattiker vom Bundesamt für Migration mit einem neuen Staatssekretariat belohnt. Dieses hat immerhin den angenehmen Nebeneffekt einer Lohnsumme von 380 000 Franken. Angeblich wollte der Bundesrat damit «der wachsenden Bedeutung und dem umfangreichen Aufgabenbereich» des obersten Migrationsverantwortlichen Rechnung tragen. Ein traditionsreicheres Staatssekretariat bekleidet Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch im Volkswirtschaftsdepartement. Das erst 2000 geschaffene Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (Jörg

Gasser) setzt im Inland geschmeidig um, was von aussen befohlen wird. Einzig das Verteidigungsdepartement hat (noch) keinen eigenen Staatssekretär. Im Hinblick auf Olympia 2026 dürfte dem Chef des Bundesamtes für Sport dieser Karriereschritt noch bevorstehen. Zuweilen treten Alt-Staatssekretäre nochmals ins Rampenlicht, etwa Jean-Daniel Gerber mit dem Kernanliegen, die Schweizer Landeshymne abzuschaffen.

An der Urne abgelehnt

Alle paar Jahre schiesst also ein neues Staatssekretariat aus dem Berner Verwaltungsboden. Was ist davon zu halten? Offenbar herrscht nicht erst seit Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative eine erstaunliche Unverfrorenheit, sich um Volksentscheide zu foutieren. Am 9. Juni 1996 hat der Souverän nämlich ein neues Regierungs- und Verwaltungsorganisationsgesetz (RVOG) mit 60,6 Prozent Nein-Stimmen versenkt. Stein des Anstosses bildete die Erhöhung der Zahl von bis zu zehn Staatssekretären. Die SVP und der Gewerbeverband prophezeiten damals mehr Bürokratie und mehr Kosten. Kurz danach legte der Bundesrat dem Parlament eine Neuauflage des Geschäfts vor, das auf zusätzliche Staatssekretäre verzichtete. Doch bekanntlich ist Bundesbern zäher und hartnäckiger als der Souverän: Eine nächste Botschaft zur Staatsleitungsreform versah 2001 die ungeliebten Staatssekretäre einfach mit einer neuen Bezeichnung («Delegierte Minister»). In der Ära von Justizminister Christoph Blocher wurde diese Reform vorerst schicklich beerdigt.

2012 erlaubte das Parlament der Landesregierung dennoch, künftig vier bis sechs neue Staatssekretäre ernennen zu dürfen. Staatssekretäre seien nötig, um im Auftrag des Bundesrates völkerrechtliche Verträge auszuhandeln. Nur mit dieser Titelei sei es möglich, die aussenpolitischen Funktionen optimal wahrzunehmen. Und so geschieht seither munter das, was die Urnenabstimmung 1996 verhindern wollte: Unsere Staatssekretäre schliessen immer mehr internationale Verträge ab, welche die Rechte der Kantone und der einzelnen Bürger beschneiden. Die hohen Löhne der hohen Staatssekretäre darf das niedere Volk der Steuerzahler dennoch entrichten.



Ergänzung, kein Ersatz: Pascale Baeriswyl.

Mehr über Roberto Balzaretto: Seite 24

Hillary Clintons Schmuddel-Truppe

Ein brisantes Memorandum erschüttert Washington. Das FBI soll im Wahlkampf mit Hillary Clintons Demokraten zusammengespannt haben, um den Kandidaten Trump anzuschwärzen.



Wirklichkeit schlägt Fiktion: Präsident Trump, ehemaliger FBI-Direktor Comey.

Es ist eine Geschichte wie aus einem Kriminalroman, Sparte Politthriller, aber der Kerngehalt der Fakten ist bis jetzt unbestritten. US-Präsident Donald Trump spricht von einer «Schande». Seine Unterstützer beklagen einen «Skandal, tausendmal grösser als Watergate». Das massvolle *Wall Street Journal* nennt die Vorgänge «schockierend». Nichts davon wird in Schweizer Medien sorgfältig analysiert.

Wie eine Granate

Was ist passiert? Letzte Woche liess Trump ein Memo des Kongressabgeordneten Devin Nunes veröffentlichen. Nunes ist Republikaner, sitzt im Repräsentantenhaus und leitet den parlamentarischen Geheimdienstausschuss. In seinem Memo erhebt er schwere Vorwürfe gegen die Bundespolizei FBI und gegen das Justizdepartement. Er schreibt, dass die damalige FBI-Führung unter James Comey in der heissen Schlussphase des Präsidentschaftswahlkampfes 2016 mit der Demokratischen Partei zusammenspannte, um Trump anzuschwärzen. Das Memo schlug in den USA wie eine Granate ein.

Nunes beschreibt einen tatsächlich skandalösen anmutenden Vorgang. Im Sommer 2016 habe FBI-Chef Comey versucht, beim zuständigen Gericht eine Bewilligung zu erwirken, damit seine Behörde einen Mitarbeiter von Donald Trumps Wahlkampfteam heimlich überwachen könne. Das Begehren wurde zurückgewiesen. Zwei Mo-

nate später meldete sich Comey erneut. Es war Oktober 2016. Er legte ein Dossier mit angeblich belastendem Material gegen Trump vor. Diesmal gab das Gericht die Erlaubnis. Das FBI durfte die Überwachung starten. Es war die Geburt jener Untersuchungen, in deren Mittelpunkt angebliche Kontakte Trumps zu Russland stehen.

Dreck im Auftrag von Hillary

Was Comey damals wusste, den Richtern aber verschwieg: Der Autor des Trump-Dossiers, der ehemalige britische Geheimdienstmann Christopher Steele, hatte seinen Bericht im Auftrag der demokratischen Wahlkampforganisation unter Hillary Clinton fabriziert. Die Partei zahlte ihm 160 000 Dollar, dass er möglichst schmutziges Material gegen Trump zusammentragen würde. Steele lieferte die verlangten wilden Vorwürfe, alles unbewiesen: Trump soll in Moskau mit Prostituierten in unappetitliche Affären verwickelt gewesen sein. Steele reichte das Material später an die Presse durch. Die Anti-Trump-Medien, also fast alle, berichteten ausführlich und genüsslich. Auch das Schweizer Qualitätsfernsehen suhlte sich im Müll.

Die von Steele kolportierten Schmuddelgeschichten konnten allerdings bis heute nie bewiesen oder mit Dokumenten untermauert werden. Es sind pure Behauptungen. Das wusste Comey. Er sagte es auch. Trotzdem legte er

den Bericht den Richtern vor, um die Erlaubnis zur Trump-Überwachung zu erwirken. Comey verschwieg weiter, dass sich das FBI längst vom unsoliden Multi-Informanten Steele getrennt hatte. Dieser wiederum blieb in Kontakt mit einem hohen Beamten des Justizdepartements, dessen Frau, es wird immer wilder, ebenfalls für Hillarys Wahlkampfteam gegen Trump recherchierte. Dem Justizbeamten offenbarte Steele, er arbeite «leidenschaftlich» und «verzweifelt» auf eine Nichtwahl Trumps hin. Der Ex-Spion hatte politische Schlagseite. Auch darüber war Comey im Bild, verheimlichte es aber den Richtern. Laut Nunes.

Wirklichkeit schlägt Fiktion. Die Geschichte hat auch ihre lustigen Seiten. Polizeibehörden, die in den USA Privatpersonen aushorchen, müssen ihre Bewilligung nach 90 Tagen erneuern. Unter diesem Zwang stand auch Comey. Um die Richter erneut von der Dringlichkeit der Trump-Überwachung zu überzeugen, lieferte er ihnen einen Zeitungsbericht, der die Moskauer Ausschweifungen bestätigen sollte – von einer anderen Quelle als Steele. Dumm nur, dass der diskreditierte Ex-Spion auch hinter diesem Bericht stand. Steele bestätigt Steele.

Sonnenlicht desinfiziert

Gewiss: Dieses Memo des Republikaners repräsentiert nicht die objektive Wahrheit. Trotzdem ist es interessant und aus amerikanischer Sicht beunruhigend, dass weder das FBI noch die Demokratische Partei die Kernthesen des Memorandums bestreiten. Die Kernfakten sind: Der damalige FBI-Chef löste mit falschen Informationen und einem fabrizierten Dossier eine geheime Überwachung des Trump-Wahlkampfteams aus. Er stützte sich dabei als Hauptquelle auf einen von den Demokraten bezahlten Auftragsrufförder. Möglicherweise entfachte er dadurch überhaupt erst die ganzen Untersuchungen zur angeblichen Russland-Affäre, die seit mittlerweile einem Jahr bis jetzt ergebnislos laufen.

Die Demokraten spielen es herunter, aber sie dementieren es nicht. Sie sprechen von einem «Nichts-Burger», von einem «Nüüteli». Das allerdings ist es nicht. Die Demokratische Partei hat ihrerseits angekündigt, ein eigenes Memorandum zu veröffentlichen, das andere Facetten des Vorgangs beleuchten soll. Diese Idee wird über die Parteigrenzen hinweg begrüsst. Der renommierte Anwalt und ehemalige Harvard-Professor Alan Dershowitz regt an, eine offizielle Untersuchung in der ganzen Sache einzuleiten. Seiner Ansicht nach war es von Anfang an ein Fehler, einen Sonderermittler in der Russlandfrage einzusetzen. Er schreibt: «Das republikanische Memo sollte nicht als letztes Wort betrachtet werden. Es war die Eröffnungssalve.» Es brauche jetzt eine parteiunabhängige Untersuchung, um alles aufzudecken: «Das Sonnenlicht ist immer noch das beste Desinfektionsmittel.» (rk)



Jonas im Bauch der SRG: Star-Moderator Projer.

Kopf der Woche

Murmeli im Jeff-Koons-Look

Von Klaus J. Stöhlker — Wer zu kantig ist, hat beim Schweizer Fernsehen keine Chance. Deshalb ist der aufstrebende Jungmann Jonas Projer der ideale «Arena»-Moderator.

Wer die Unauffälligkeit zum Prinzip macht, kann in der deutschen Schweiz immer Karriere machen. Die politischen Ziehmütter und -väter lieben den adretten Nachwuchs, der in ihre Fussstapfen tritt, ohne gleich den Mutter- oder Vätermord zu planen. Derlei Sekundärtalente gibt es in der Schweiz, vor allem in staatsnahen Betrieben, in grosser Zahl. Sie liefern, ohne sich und andere zu bedrohen. Sie sind artig in den Umgangsformen und drängen nicht, wenn es um die Karriere geht.

Die Rede ist hier vom 37-jährigen Jonas Projer als Prototyp mittelständischer Gefälligkeit. Seit Jahresbeginn erlebt er den bisherigen Höhepunkt seiner Karriere, und man sieht es ihm an, wie er dies geniesst und alle wissen lässt: «Jetzt habe ich es geschafft.» Er ist ganz oben – und mit ihm die ganze deutsche Schweiz, denn in der Westschweiz wie im Tessin hat man dies kaum wahrgenommen.

Projer als Identifikationsfigur des aufstrebenden Jungmanns – für den weibliche Singles zwischen dreissig und fünfzig Jahren gerne schwärmen – und eines seiner Bildung sicheren Volks,

Ist der ganze Projer-Wirbel vielleicht ein gewaltiger Irrtum, eine Art Notlösung?

das zu nächtlicher Stunde vor dem Bildschirm die Bestätigung sucht, dass es wirklich den Durchblick hat – dank SRF 1 und der «Arena».

Nach fast zwanzig Jahren wiederkehrender Enttäuschungen, da nach Filippo Leutenegger es keiner mehr vermochte, das Volk zu fesseln, «hat er die politische Unterhaltung revitalisiert», schreibt das Fachmagazin *Schweizer Journalist* auf der Frontseite. Und fährt, schon vorsichtiger, fort: «Projer hat die «Arena» wie-

der stärker politisiert.» Was heisst hier «wieder stärker»? Stärker heisst nicht wirklich stark, nicht wirklich grossartig.

Filippos langer Schatten

Ist der ganze Projer-Wirbel vielleicht ein gewaltiger Irrtum, eine Art Notlösung angesichts einer Situation, in der man die «Arena» schon untergegangen glaubte? Von Patrick Rohr, der es wirklich nicht konnte, über Urs Wiedmer bis zur liebenswerten Sonja Hasler war niemand geeignet, Filippo vergessen zu machen. Dieser will jetzt Zürcher Stadtpräsident werden, aber Corine Mauch wird ihm keine Chance lassen. Sie ist aus härterem Holz als die TV-Liebliche im Leutschenbach.

Ist dieser Jonas, der schon wegen seines Vornamens aus einer sehr religiösen Familie kommen muss, der im Bauch des Walfisches SRG zu einer Grösse heranwuchs, die man ihm

auch während seiner Tätigkeit als SRF-Korrespondent in Brüssel noch nicht angesehen hat, vielleicht ein ganz anderer? Nicht der brave Sohn einer anständigen Familie, der stets seine Pflicht tut, sondern ...? Ja, das ist er: ein adrettes, putziges *Murmeli*, aber im modischen Look eines Jeff Koons. Dieser lässt meterhohe Hände aus dem Boden wachsen, macht aus Chilbi-Plastikfiguren, die man aufblasen und formen kann, meterhohe Riesenspielzeuge.

Ja, das ist Jonas Projer, der als unauffällig-hochanständige TV-Kunstfigur plötzlich zum Höchstperformer wird. Er springt, leicht tänzelnd, die Treppe zum Ort des Geschehens hinab, macht aus der alten «Arena» ein Hochleistungsballett-Studio, wo er die Puppen zum Tanzen bringt. Jonas, aus dem Bauch des Walfisches SRG aufgetaucht, darf artig den Künstler geben, mehr noch: «A star is born».

Magistratin als perfekte Assistentin

So war es am letzten Freitag. In körperlicher wie geistiger Bestform, liess er die Diskutanten sich entfalten, den einen mehr, den anderen weniger, neigte, beugte sich zur Bundesrätin vor und gab ihr das Wort. Doris Leuthard, nicht minder agil, in glänzender Verfassung ihrem Höhepunkt zustrebend, dem Sieg über die «No Billag»-Befürworter, die ihr Werk, die SRG, zerstören wollen, schnappte sich das ihr geschenkte Wort wie eine Kobra die fette Maus und brach ihren Gegnern, sie verschlingend, die Knochen. Und Jonas Projer? Er hatte in der hohen Magistratin die perfekte Assistentin gefunden. Kein TV-Kommentator hat die Klasse der schönen Aargauerin, die sich ihrer Waffen am Bildschirm und in der Öffentlichkeit stets bewusst ist.

War dies wirklich Projers Abend, oder war es Doris Leuthards Abend, die ihren hauseigenen Moderator lobend anlächelte? Musste er doch so tun, als gäbe er auch den «No Billag»-Befürwortern das Wort, dies aber in jener leicht negativen Befindlichkeit, die den Unterschied zwischen Erfolg und Nichterfolg ausmachen kann.

Ja, er schaffte den Spagat, mindestens für jene Zuschauer, die ohnehin mehr für das Bestehende als das Kommende sind. Einem Torero ohne Waffe gleich – abgesehen von seinem Kopf und dem Mundwerk mit sensibel gewölbter Unterlippe, dazu Augen in sanftem Braun unter elegant gewölbten Brauen –, gelang es ihm, aus diskussionswilligen Bestien kräftig brummende Kater zu machen. Die Krallen blieben eingezogen.

Sieg an der «Arena»-Front, wo arenatauglich einmal etwas ganz anderes hiess als Blocher gegen Bodenmann oder Couchepin gegen Blocher. Es war ein Abend fast für die Katz.

Jonas Projer, gestählt noch von der Wahl zum «Journalisten des Jahres» – wer ist er wirklich? Seine Medienjobs zwischen 2001 und 2011 waren eher unbedeutend; er lernte da unter anderem beim *Landboten* und bei der

Basler Zeitung sein Handwerk. Ihn zum SRF-Korrespondenten in Brüssel zu machen, bedeutete für Projer einen grossen Sprung nach vorn, den er bewältigte, weil er mit seinen Kommentaren nicht auffiel. Gutes Handwerk, wenig Profil. Einmal danach gefragt, sagte er mit der ihm eigenen Bescheidenheit: «Ein guter Journalist ist einer, der kein schlechter



Plötzlich Höchstperformer: «No Billag»-«Arena».

Journalist ist.» Er wusste auch nie einen «grössten Erfolg» zu benennen, sondern berief sich auf die Summe vieler kleiner Erfolge. Als Nachruf erbittet er sich dereinst den Satz: «Der hat erstaunlich wenig Scheiss erzählt.» Man merkt: Grosse Worte sind seine Sache nicht.

Wie bitte, ist dies alles? Hatten wir nicht einmal grosse Schweizer Journalisten, denen ganz Europa zuhörte? Hatten wir nicht grossartige *Journi*-Autoren, die zu lesen, zu hören und zu sehen den ganzen Tag erleuchtete?

Ist es das, was vom grossen Schweizer Journalismus übriggeblieben ist? Und seine eigenen Kollegen zeichnen Projer aus, wählen ihn sogar zum «Journalisten des Jahres 2017». Was ist mit diesen Frauen und Männern passiert, denen oft Originalität nicht abzusprechen ist? Wahrscheinlich war 2017 nur ein schlechter

Journalisten-Jahrgang, weshalb man, da alle anderen sich schon untereinander ausgezeichnet hatten, eine neue, grossartige Lösung brauchte: «Projer, der ist es.» Kein Protest – denn wer will schon gegen so viel Korrektheit, so viel Sanftheit protestieren?

So stolperte der liebe Jonas in sein Glück.

Jonas Projer ist wie das Murmeltier. Er sieht putzig aus, pfeift bei Gefahr und verschwindet dann wieder in seiner Höhle, wo er auf bessere Zeiten wartet. Die Bergwanderer und Zuschauer klatschen vor Freude in die Hände und sagen: «Jöh.» Sie wollen etwas Heimisches bewundern, ein vertrautes Wesen, das, bei so viel Ängsten, die heute wabern, Ruhe und Sicherheit, auf keinen Fall aber Überraschungen verspricht. Am Abend auf der Couch soll Ruhe herrschen, der Puls muss unten bleiben. Wem das nicht passt, der soll zu den privaten Sendern flüchten. Alles Landesverräter.

Neuer Prototyp

Projer, *high performer* des offiziellen ersten Schweizer Fernsehkanals, ist der Prototyp jener Leistungsträger, wie sie uns künftig von der SRG wohl präsentiert werden dürften. Von Grossvater Aeschbacher zu Enkel Projer.

Wer zu kantig ist, muss durch einen Ergänzungslerngang oder muss die Anstalt gleich ganz verlassen. Es gibt genügend *glatti Sieche*, welche uns den Abend leichtmachen. Projer kann's. Sicher würde er auch eher Zürcher Stadtpräsident werden als Filippo Leutenegger. Die Zeit der Wilden ist vorbei.

Klaus J. Stöhlker, Doyen der Schweizer PR-Branche, war zu Beginn seiner Karriere TV-Reporter beim Südwestfunk Baden-Baden. Er war dreimal als Teilnehmer in der «Arena» und hat vierzehn Jahre bei Tele Züri – von Roger Schawinski geholt – im «Sonntalk» mitgewirkt.



Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

«Arena» zur «No Billag»-Initiative

ab Montag, 12. Februar 2018, täglich um 17.15 Uhr

auf diesen Sendern:





Moderiert von Filippo Leutenegger

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Personenkontrolle

Feuz, Wiprächtiger, Kessler, Brupbacher, Schneider-Ammann, Ritter, Graf, Csontos, Theodorakis, Binswanger

Alexander Feuz, Anwalt und SVP-Hardliner, zieht vor den Berner Reitschule-Aktivisten unverhofft den Hut: «Eines muss man diesen Leuten lassen: Wenn unsere Beamten in Brüssel so geschickt taktieren würden wie die, müssten wir uns keine Sorgen mehr machen.» Als Fraktionschef im Berner Stadtrat kämpft Feuz unermüdlich gegen den «rechtsfreien Raum Reitschule». Jüngster Stein des Anstosses: Der Mediator, alt Bundesrichter **Hans Wiprächtiger** (SP), hat kürzlich das Handtuch geworfen. Nachdem Reitschüler Anfang 2016 elf Polizisten spitalreif geprügelgt hatten, engagierte die Stadt Wiprächtiger, auf dass er «zwischen den Konfliktparteien» vermittele. Doch die Reitschüler, die sich je nach Laune zwar von Chaoten und Dealern distanzieren, diesen aber stets Schutz und Asyl gewähren, gaben sich wählerisch. Leider gelang es Wiprächtiger in diesen zwei Jahren nicht, die Reitschüler auch nur einmal an den Verhandlungstisch mit der Polizei zu bringen. Nun wollte Feuz wissen, was das «Katz-und-Maus-Spiel» den Steuerzahler gekostet hat. Die Antwort des Gemeinderates: 16 944 Franken und 90 Rappen. Jetzt soll der Kommunikationsexperte **Thomas Kessler** die Stadtverwaltung im Umgang mit ihrer heiklen Klientel coachen. Kessler hat im letzten Jahr schon mal ein Honorar von 9857 Franken in Rechnung gestellt. Fortsetzung folgt zweifellos. (axb)

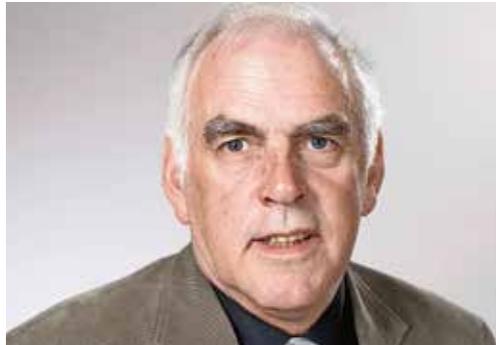
Stefan Brupbacher, auffälliger Funktionär, macht wieder einmal von sich reden. Der Stabschef von Wirtschaftsminister **Johann Schneider-Ammann** (FDP) ist dafür bekannt, dass er sich zuweilen etwas selbstherrlich gebärdet. Kürzlich warf Brupbacher der Spitze des Bauernverbandes um Präsident **Markus Ritter** (CVP) in einem Brief unter anderem fehlendes Fachwissen vor, wie der *Blick* berichtete. Der Streit dreht sich um die vom Wirtschaftsminister im letzten Herbst verkündete allmähliche Reduzierung der Agrarzölle. Die Bauern sind darüber erbost. Interessanterweise sehen sie aber ihren Gegner nicht im Agrarminister. Der Feind sitze vielmehr im Vorzimmer von Schneider-Ammann. Gemeint ist Generalsekretär Brupbacher. Was unweigerlich die Frage aufwirft, wer eigentlich das Wirtschaftsdepartement leitet? (hmo)



Spurwechsel: Komponist Theodorakis.



Gegner im Vorzimmer: Chefbeamter Brupbacher.



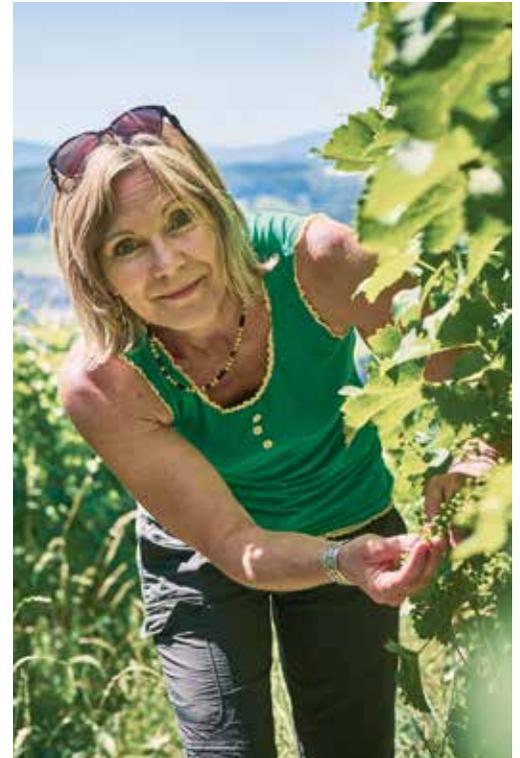
Katz und Maus: Ex-Mediator Wiprächtiger.



Sternchen-Wahn: HSG-Dozentin Binswanger.

Maya Graf, Altmeisterin, hat schon viel geleistet für die Grünen. 1995 schaffte die Baselbieter Biobäuerin den Sprung ins Kantonsparlament, seit 2001 amtiert sie als Nationalrätin, und als erste Grüne präsidierte sie 2013 die Grosse Kammer. Zu vermuten ist, dass auch Graf erfreut ist über die vielen grünen Jungspunde, welche an die Töpfe der Macht drängen. Im Baselbiet selber ist das Vertrauen in die Jungen allerdings begrenzt. Wer geglaubt hatte, die 55-jährige Sissacherin würde vorzeitig aus dem Bundesparlament ausscheiden, liegt falsch. Maya Graf verkündet, sie wolle 2019 nicht nur ihren Nationalratssitz verteidigen, sondern gleichzeitig auch für den Ständerat kandidieren. Ist das Sesselkleberei? **Bálint Csontos**, Präsident der Baselbieter Grünen, verneint. «Maya ist einfach eine super Kandidatin», verrät der erst 22-jährige Csontos der *Basellandschaftlichen Zeitung*. Merke: Wer im Baselbiet jünger ist als 55, kann bei den Grünen bis auf weiteres keinen Blumentopf gewinnen. (rz)

Mikis Theodorakis, Lichtgestalt der europäischen Linken, driftet im Alter nach rechts. Im



Grün, grüner, am grünsten: Nationalrätin Graf.

Rollstuhl sitzend, sprach der 92-jährige Komponist eine halbe Stunde lang zu mehr als 100 000 nationalistischen Demonstranten, die auf dem Athener Syntagma-Platz gegen die Verwendung des Namens Mazedonien durch die gleichnamige ehemalige jugoslawische Teilrepublik an Hellas' Nordgrenze protestierten. Besonders viel Lob heimste Theodorakis von den Neofaschisten der Partei «Goldene Morgenröte» ein. (ky)

Christa Binswanger, Rechtsrisiko, unterrichtet Geschlechterforschung an der Universität St. Gallen. Wie die NZZ am Dienstag schrieb, behandelt Binswanger die «gendergerechte Sprache» als «Beurteilungskriterium», und zwar auch bei «Bachelor- und Masterarbeiten». Mit anderen Worten: Ein*e Student*in, die oder der auf Gender-Sternchen oder auf Gender-Gap (zum Beispiel Student_in) verzichtet, kassiert eine schlechtere Note. Es dürfte das erste Mal in der Geschichte der HSG sein, dass ein Professor seinen Studenten einen Rekursgrund in aller Öffentlichkeit auf dem Silbertablett serviert. (fsc)

Nachruf

Wolfgang Mecklenburg (1940–2018) — Eigentlich hiess er Wolfgang Fürst Mecklenburg zu Liddow, doch in der Schweiz trat er einfach als Wolfgang Mecklenburg auf. Sein Name wurde zum Markenzeichen für das, was er selber manchmal sarkastisch «die langweilige Seite der Werbung» nannte: Analyse, Strategie, Einkauf, Controlling. Seine Agentur (zuletzt MM&B) war in allen Verlagen gefürchtet für ihr Reklamationswesen.

Mecklenburg war in die Schweiz gekommen, um bei Unilever das Markengeschäft zu erlernen. Dann wurde er Verlagsleiter der alten *Weltwoche* und Direktor im Jean-Frey-Verlag. In den goldenen Jahren der Printwerbung war er dort das Ideenkraftwerk und der Beziehungskünstler.

Herr der Zahlen

1982 gründete Mecklenburg seine eigene Agentur. Bald hatte er den Ruf eines Herrn der Zahlen. Er verstand es, aus den immer verfeinert dargebotenen Marktdaten für alle erdenklichen Branchen Mediaentscheide abzuleiten. Zu seinen Kunden zählten die Autoimporteure Emil Frey und



Ideenkraftwerk: Wolfgang Mecklenburg.

Erb, der auf Kleintitel und Landzeitungen schwörende Walter Fust, aber auch schnittige Konzerne wie H & M, Obi und Miele.

Zusammen mit Robert Baier und seinem langjährigen engsten Vertrauten Urs Schneider (heute Mediaschneider) war Wolfgang

Mecklenburg der Pionier des Mediaagentur-Wesens in der Schweiz, das heisst der Arbeitsteilung zwischen der kreativen und der administrativ-strategischen Beratung. Der zunehmende Druck der internationalen Agenturnetze zwang ihn und andere ins Nischengeschäft. So war Mecklenburg zeitweise in einem europäischen Netzwerk für die Flughafenwerbung engagiert.

Als einem der wenigen Schweizer gelang es ihm aber, seine inhabergeführte Mediaagentur zu internationalisieren. Seine Firmen waren und sind zum Teil immer noch in Deutschland, Frankreich, den Beneluxstaaten, Ungarn und Tschechien aktiv.

In seiner ostdeutschen Heimat unterhielt er einen Pferdehof, wo er den exklusiven Fahrspport nach der Art der Edelleute und im gleichen Stil wie sein Geschäft ausübte: grundsolid, wetterfest, manchmal hochfahrend, häufig herzlich, nicht von allen geliebt, aber allgemein respektiert. Wolfgang Mecklenburg starb am Montag nach schwerer Krankheit. Er wurde 79 Jahre alt. *Karl Lüönd*



**IHRE INVESTITION IM HERZEN
DER SCHWEIZER ALPEN**



360° Tour

GOTTHARD RESIDENCES ANDERMATT

- 4-Sterne-Residenzen mit Hotelservice von Radisson Blu
- Grosses Fitness- und Wellness-Center
- Optionales Vermietungsprogramm mit einer garantierten jährlichen Rendite von 3% in den ersten 3 Jahren
- Zentrale Lage (nur 1 Stunde von Luzern und 1.5 Stunden von Zürich entfernt)
- In Gehdistanz zur SkiArena Andermatt-Sedrun und zum 18-Loch Golfplatz
- Geplante Fertigstellung Sommer 2018

Jetzt Projektunterlagen bestellen



Andermatt Swiss Alps AG
+41 41 888 77 99
realestate@andermatt-swissalps.ch
www.gotthard-residences.ch

Die neue Prüderie

Von Katharina Fontana — Die Sexismus-Debatte erklimmt neue Höhen der Hysterie und wendet sich immer stärker gegen die Frauen selber. Wer nicht dem feministischen Moralkodex entsprechen will, kommt unter Druck.

Noch mag man darüber lachen. Die Manchester Art Gallery hat ein Gemälde des britischen Malers John William Waterhouse eine Woche lang abgehängt. «Hylas und die Nymphen», 1896 geschaffen, zeigt, wie der schöne Held aus der griechischen Mythologie von halbnackten Verführerinnen in den Seerosenteich und damit in den Tod gelockt wird.

Das Museum in Manchester wollte mit der verwaisten Stelle, an der das Gemälde von Waterhouse gehangen hatte, eine Diskussion über die Frage anstossen, wie der weibliche Körper in der Malerei dargestellt werde. Und gab damit die Richtung bereits vor: Der Nacktheit der liebeizenden Nymphen,

die das Publikum lange Zeit bezaubert haben, schien plötzlich etwas Anstössiges anzuhaften. Man kann das einwöchige Experiment als Dummheit einer durch die Sexismus-Debatte irregeleiteten Kuratorin abtun, doch so einfach ist es leider nicht. Denn das Museum in Manchester mag zwar vorläufig den Vogel abgeschossen haben, doch seine Aktion steht für einen Trend, der sich auch in anderen Bereichen zeigt.

So wird etwa die Oper derzeit sehr kritisch beäugt, da viele der Frauenfiguren – von Carmen über Tosca bis zu Violetta – zum Schluss tot dahinsinken. Da ist der Vorwurf der Frauenfeindlichkeit nicht weit. Immerhin wurden die Opernwerke von Männern geschaffen, und das ist heute per se schon verdächtig. Bei Werken aus Literatur und Film wird die Tugendfrage schon seit längerem gestellt. Ungewiss ist beispielsweise das Schicksal von Superagent James Bond. Vor allem in seinen Anfängen war 007 ein schlimmer Finger, der seinen zahlreichen Gespielinnen gerne mal einen Klaps auf den Hintern gab und sich auch sonst nicht immer als Gentleman aufführte. Ob seine Filme in Zeiten von #MeToo noch gezeigt werden dürfen, darüber wird derzeit vielerorts mehr oder weniger ernsthaft diskutiert.

Noch darf man hoffen, dass es sich um eine Überreaktion handelt. Dass der Furor, mit dem heute gegen wirklichen oder angeblichen Sexismus im Kunstbereich vorgegangen wird, ein vorübergehendes Phänomen ist und irgendwann wieder Vernunft einkehren wird. Man denke bloss an die Museen: Würden sie es Facebook gleichtun und jede unbedeckte

weibliche Brust zensieren, wären die Säle bald leer. Und man müsste mit der «Säuberung» in der Geschichte weit, sehr weit zurückgehen, bis zur weltberühmten Venus von Willendorf, die wegen ihrer ausladenden weiblichen Formen nicht nur als Fruchtbarkeitssymbol angesehen werden kann, sondern durchaus auch als steinzeitliches Pin-up-Girl.

Zwist unter Feministinnen

Der gesellschaftliche Zeitgeist wendet sich freilich nicht nur gegen die schönen Künste, gegen Literatursprache oder fiktionale Filmfiguren, sondern immer mehr auch gegen

Frauen im realen Leben. So haben beispielsweise die sogenannten Grid-Girls bei Formel-1-Rennen künftig keinen Platz mehr. Auf die jungen Frauen, die in knappen Outfit in der Startaufstellung stehen und die Schilder mit den Namen der Fahrer hochhalten, wird ebenso verzichtet wie auf die Walk-on-Girls in ihren kurzen Kleidchen, die die Spieler bei den Darts-Wettkämpfen bis anhin auf die Bühne begleitet und den Anlässen etwas weiblichen Glamour verliehen haben. In einer britischen Fernsehsendung beklagten sich zwei der ab-

servierten Darts-Mädchen bitterlich, dass sie jetzt ihren Job, den sie immer mit grosser Freude ausgeübt hätten, verlieren würden. Die beiden Schönheiten mussten sich von einer Feministin sagen lassen, dass sie ein schlechtes Vorbild für Frauen und Mädchen abgegeben hätten. Es sei zwar bedauerlich, dass sie ihre Anstellung verlieren würden, doch jeder soziale Fortschritt bringe eben Verlierer hervor.

Auch wenn man den Glamour-Mädchen nicht unbedingt nachtrauert: Diese Episode zeigt beispielhaft, wie die seit Monaten tobende #MeToo-Kampagne in den letzten Wochen eine neue Richtung eingeschlagen hat und immer mehr zu einer Auseinandersetzung unter Frauen ausartet. Männer, sofern sie nicht selber als Täter angeschuldigt sind, spielen in der unversöhnlichen Debatte mittlerweile nur noch eine Statistenrolle. Zu Beginn hatte noch der eine oder andere tapfer darauf hingewiesen, dass man zwischen wirklichen sexuellen Übergriffen und missglückten Komplimenten unterscheiden müsse und dass die Vorwürfe

an die Männerwelt insgesamt überbordeten. Heute sind männliche Stimmen, die sich kritisch zu Wort melden, kaum mehr zu vernehmen. Das kann man den Männern nicht verdenken: Entweder haben sie die Angelegenheit nach dem wochenlangen Lamento der Frauen einfach satt, oder sie wollen nicht riskieren, durch unbotmässige Äusserungen selber ins Fadenkreuz von Aktivistinnen zu geraten und als üble Sexisten abgestempelt zu werden.

Bemerkenswert ist auch, wie wenig angeschuldigte Männer heute noch auf ein faires Verfahren zählen können, sondern schon allein auf Verdacht hin in der Öffentlichkeit schuldig gesprochen werden. Das zeigt sich exemplarisch am Fall des deutschen Fernsehregisseurs Dieter Wedel, dem namentlich durch das *Zeit-Magazin* massive sexuelle Übergriffe an Schauspielerinnen vorgeworfen werden. Reicht diese mediale, wohl mit Zeugenaussagen und Dokumenten unterlegte Verdachtsberichterstattung aus, um den Regisseur bereits zu verurteilen? Oder handelt es sich dabei nicht um einen Rückfall in die Praxis des antiken Scherbengerichts, wie Juristen zu bedenken geben? Haben nicht auch Männer Anspruch auf ein rechtsstaatliches Verfahren?

Bekennnishaft Solidarität

Solche Einwände werden heute nicht gerne gehört. Die Diskurshoheit liegt bei den Feministinnen, die von ihren Geschlechtsgenossinnen bekenntnishaft Solidarität verlangen.

Bei der Verleihung der Golden Globes im Januar etwa wurden die weiblichen Berühmtheiten aufgefordert, mit schwarzen Kleidern ein Zeichen gegen sexuelle Belästigung zu setzen. Bei der Grammy-Awards-Gala kurz darauf waren es weisse Rosen, die man sich ans Kleid heften oder in die Kameras halten musste. Teilnehmerinnen, die sich dem Diktat nicht

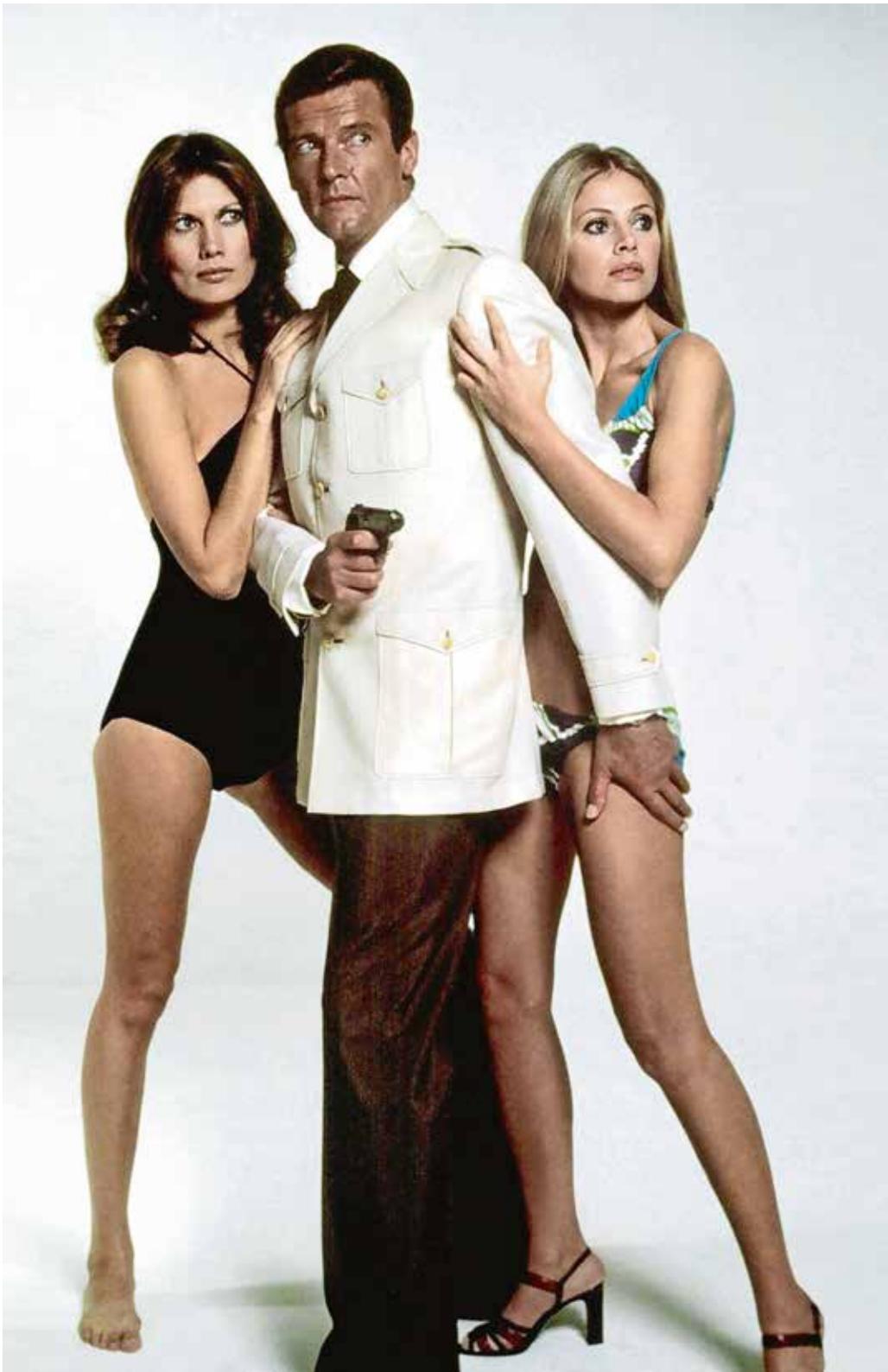


«Hylas und die Nymphen».

Kritische männliche Stimmen sind kaum mehr zu vernehmen.



Reales Leben: «Grid-Girls» der Formel 1.



Ungewisses Schicksal: James Bond.



Warnbrief: Schauspiel-Ikone Deneuve.

beugten, galten als Verräterinnen an der guten Sache. Komplette Intoleranz herrscht gegenüber Frauen, die sich öffentlich von #MeToo distanzieren und zu sagen wagen, was viele denken: dass die Kampagne aus dem Ruder gelaufen und zu einer unsinnigen Hatz auf die Männer geworden ist, dass Frauen keine hilflosen Geschöpfe sind, sondern sich durchaus selber gegen unliebsame Hände auf den Knien wehren können.

Der Ärger ist umso grösser, wenn es sich dabei um so prominente Vertreterinnen handelt

wie die kanadische Schriftstellerin Margaret Atwood oder die französische Schauspielerin Catherine Deneuve. Atwood etwa, deren internationales Renommee durch die vielfach ausgezeichnete Verfilmung ihres Romans «The Handmaid's Tale» kaum je grösser war, gab zu bedenken, dass nicht jeder Frau, die einen Mann wegen sexuellen Fehlverhaltens anschuldige, in jedem Fall zu glauben sei; auch Frauen hätten dunkle, kriminelle Seiten.

Deneuve und mit ihr andere 99 Französinnen warnten in einem offenen Brief davor, dass die Bewegung zu einem totalitären und reaktionären Gesellschaftsklima führe und die sexuelle Freiheit gefährde.

Mit ihrem Widerspruch sind Atwood, Deneuve und andere gestandene Frauen – eigentliche Ikonen der Frauenbewegung – selber ins Visier von militanten Jungfeministinnen geraten und mussten sich sinngemäss als senile Alte bezeichnen lassen, die sich besser von der Diskussion abmelden sollten. Dass Aktivistinnen, die überall Geschlechterdiskriminierung und Sexismus wittern, sich nicht entblöden, andere Frauen wegen ihres Alters herabzuwürdigen, ist zwar nur ein Nebenaspekt von #MeToo, allerdings ein aussagekräftiger. Denn er zeigt klar, welche Meinungsdiktatur in diesen Kreisen mittlerweile herrscht.

Die Moral der Frau

Die Kampflinie verläuft aber nicht nur unter verschiedenen Generationen von Feministinnen. Die Sexismus-Debatte wendet sich immer stärker auch gegen Frauen wie die erwähnten Glamourgirls, die ihre Weiblichkeit gerne zur Schau stellen, sich im Begehren der Männer sonnen und auf politische Korrektheit pfeifen. Unter der neuen Prüderie haben sie einen schweren Stand. Gewiss, es kann für emanzipierte Frauen schwer zu ertragen sein, wenn sich ihre Geschlechtsgenossinnen den Männern als kokette Dummchen präsentieren mit viel Vorbau und wenig Hirn. Es übersteigt schnell einmal das Verständnis, wenn Frauen sich ausschliesslich mit ihrem Aussehen beschäftigen und ihre Reize allzu offensichtlich darbieten.

Das alles vermittelt ein Frauenbild, das man selber absolut nicht gutheisst. Doch sind leichtbekleidete Mädchen deswegen aus der Öffentlichkeit zu verbannen? Soll, im Ernst, wieder darüber diskutiert werden, wie tief der Ausschnitt, wie kurz der Rock und wie rot der Lippenstift sein darf, wie es deutsche Schauspielerinnen für die kommende Berlinale zur Diskussion stellen? Für die Filmprominenz mögen solche Debatten über Stil und Kleidung reizvoll sein, zumal sich die Schauspielerinnen damit selber ins Gespräch bringen und noch grössere mediale Aufmerksamkeit auf dem roten Teppich erlangen. Doch die Botschaft, die ausgesendet wird, ist eine andere: «Gute Mädchen ziehen sich anständig an. Nur böse tun das nicht.» >>>

Es ist absurd: Die Sexismus-Debatte, die ein grosser Befreiungsschlag für die Frauen hätte sein können, droht zum Gegenteil zu werden, nämlich zu einer Beurteilung der Moral der Frau. So störend sexistische Frauenbilder auch sind: Noch unerträglicher ist es, wenn man den Frauen das Recht abspricht, nach ihren persönlichen, vielleicht auch freizügigen Vorstellungen zu leben. Wenn man sich anmass, über ihren Job zu entscheiden. Und wenn man sie vom hohen Ross herab belehrt, wie eine moderne Frau zu arbeiten und auszusehen hat.

Solche Sittenvorschriften hatten wir schon mal. Nur sind es jetzt nicht mehr konservative Männerzirkel oder kleingeistige Spiesser, die über das Tun und Lassen von Frauen bestimmen, sondern gutgebildete Feministinnen, die ihre oftmals weniger privilegierten Geschlechtsgenossinnen auf den richtigen Weg führen und aus der «strukturellen Gewalt» befreien wollen, was immer man auch unter diesem omnipräsenten Modebegriff verstehen mag. Doch Frauen sind nun einmal keine gesellschaftlichen Opfer, die zwangsbefreit werden müssen. Sie sind es auch dann nicht, wenn sie sich gerne freizügig an Autorennen oder an Darts-Wettkämpfen präsentieren.

«Unmoralische» Kleidung

Man kann den Gedanken auch noch weiter-spinnen. Frauen sind in vielen Jobs tätig, die, durch die feministische Brille gesehen, nicht unbedingt Vorbildcharakter haben, weil das gute Aussehen von Bedeutung ist oder weil stereotype Rollenmodelle widerspiegelt werden. Wie steht es beispielsweise mit einer Messehostesse, einer Flugbegleiterin oder einer Assistentin, die ihrem Chef Kaffee servieren muss: Ist eine solche zudienende Arbeit mit der Würde der Frau noch vereinbar?

Die hyperventilierende Anti-Sexismus-Bewegung zeigt einmal mehr, dass zwischen den elitären feministischen Kreisen und dem Grossteil der «gewöhnlichen» Frauen ein tiefer Graben besteht. Man kann schon lange den Kopf darüber schütteln, dass moderne Feministinnen sich in seitenlangen Traktaten an gendergerechter Sprache abarbeiten, als hinge die Gleichstellung von Frau und Mann davon ab. Oder darüber, wie sie besessen für Geschlechterquoten auf den Teppichetagen kämpfen, obschon diese einzig ganz wenigen privilegierten Frauen zugutekommen.

Nun geht das Ganze noch einen grossen Schritt weiter: Jetzt wird vom feministischen Podest herab applaudiert, wenn «unmoralische» Kleidung aus dem öffentlichen Raum verschwindet. Wenn «unmoralische» Frauen ihren Job verlieren. Oder «unmoralische» Gemälde ihren Platz an einer Museumswand.

Pin-up-Girl zum Herausnehmen: Seite 46



Künstlerische Freiheit: Manets «Olympia» (1863).

Gesellschaft

Entartete Kunst heute

Von Peter Keller — Die Sitten-Richter wollen zunehmend auch ältere Kunstwerke aus der Öffentlichkeit verbannen. Man sollte diesen geschichtsblinden Barbaren das Handwerk legen.

Die Prüderie geht um. Facebook sperrt das Cover der *Weltwoche* mit den drei – unbedeckten – Grazien des Renaissance-Genies Raffael. In Manchester lässt eine Galerie das Bild «Hylas und die Nymphen» von John William Waterhouse aus dem Jahr 1896 abhängen. Ein Verbund von Frauenbeauftragten und Studierenden setzt das Übermalen eines Gedichts von Eugen Gomringer, herausragender Vertreter der konkreten Poesie, durch, das bisher die Fassade der Berliner Hochschule für Soziale Arbeit zierte. Bei jedem dieser Kunstwerke wurde «Sexismus» geortet; Frauen würden als «Objekt» unbotmässiger männlicher Begierde herabgewürdigt.

Wir haben es mit drei Beispielen der Kunstgeschichte zu tun, die mit Blick auf ihre Entstehung die Akteure der gegenwärtigen Säuberungswelle umso bizarrer erscheinen lassen. William Waterhouses ästhetische Malerei richtete sich ausdrücklich – und ironischerweise – gegen das drückende moralische Korsett des Viktorianismus seiner Zeit. Der bolivianisch-schweizerische Schriftsteller Eugen Gomringer gilt als Begründer der modernen deutschen Nachkriegslyrik, und Raffael steht als Archetyp einer Epoche, die die Entdeckung des Individuums feierte und selbst die biblische Schöpfungsgeschichte, wie Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle, in ihrer opulenten

Nacktheit zeigte. Nun soll zensuriert, weggehängt, übermalt, letztlich unsichtbar gemacht werden, was der notdürftig als «Sexismus»-Debatte getarnten Prüderie nicht passt. Und man fragt sich bange-belustigt, was als

Nächstes dran sein wird? Henri Matisse's «Femme nue drapée» – eine sich nackt in einem umgeworfenen Morgenmantel räkeln-de Frau? Oder Pablo Picassos wollüstiger Minotaurus, der sich einer schlafenden Schönheit nähert? Oder muss sich bald das

Staatliche Museum zu Berlin erklären, weil es in seiner Sammlung einen Klassiker Caravaggios (1571–1610) hält, nämlich den nackten, dunkel geflügelten Amor in Gestalt eines halb-wüchsigen Jünglings?

Gendersensible Liebeslyrik?

Als Édouard Manet 1865 erstmals im Pariser Salon «Olympia» ausstellte – eine entblößt daliegende Prostituierte, die aufreizend selbstbewusst dem Betrachter entgegen-schaut –, wurde das Werk zum grössten Kunstskandal seiner Zeit. Die empörte Pariser Gesellschaft stiess sich am frivolen Motiv wie auch an der neuen flächigen Malweise. Für Manet selber wie auch für seine Freunde, etwa den Dichter Charles Baudelaire, war «Olympia» eines der ersten modernen Bilder, und es sollte siegreich den Weg ebnen für eine neu-



verstandene künstlerische Freiheit, die auch eine sexuelle Befreiung mit einschloss, von der wir bis heute profitiert haben. Weggesperrt wurde es nicht, sondern nur höher gehängt, unerreichbar für die geifernde Meute. Nun stellt sich ein neuer «Olympia»-Moment ein mit offenbar anderem Ausgang: bei Waterhouse, Balthus – oder wen auch immer der Sexismus-Bannstrahl gerade trifft und noch treffen wird.

Dass sich die Prüderisten von heute selber als fortschrittliche Avantgarde sehen, ist kein Widerspruch, sondern eine Diagnose: Der Moralist zieht im Zweifelsfall die (seine!) Moral der künstlerischen Unbändigkeit vor. Das war schon immer so. Die Kunst hat demzufolge der Moral zu dienen. Man darf sich auf vegane Filme, Tierschutztheater und gendersensible Liebeslyrik einstellen. Die Moderne kann auch antimodern sein, wie der momentane Umgang mit der Moderne von gestern zeigt. Ihre Vertreter verkennen dabei den Urkern aller Kunst: Sie ist zeitlos und unzeitgemäss. Die Zeitlosigkeit eines Kunstwerkes besteht darin, dass es uns aus der Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart anschaut. Ein immer schon gewesenes Jetzt.

Kulturelle Verödung

Wer diese andersartige Vertrautheit nicht aushält oder gar rückwirkend ausradieren will, handelt geschichtslos und damit barbarisch. Dahinter steht eine Sittenwächter-Mentalität, die ihre eigene Moral verabsolutiert und sich nicht damit begnügt, die Gegenwart gefügig zu machen. Sie will auch verdammen und säubern, was aus der Vergangenheit ins Jetzt ragt – ohne Sinn und Empathie für den historischen Kontext von Kunst. Da wird Mark Twains «Huckleberry Finn», ein emanzipatorisches Meisterwerk, «bearbeitet», weil sich darin der zeittypische Begriff «Nigger» für Schwarze findet, oder das Metropolitan Museum in New York aufgefordert, Balthus' «Träumende Thérèse» von 1938 zu entfernen, da ihre laszive Körperhaltung pädophile Neigungen bediene.

Gerade das geschichtslose Handeln der heutigen Sexismus-Prüderisten zwingt zur historischen Parallele: Auch die Zensur im Nationalsozialismus richtete sich, neben ihrer rassistischen Komponente, unmittelbar gegen jene Kunst, die im Hinblick auf Sexualität als exzessiv empfunden wurde, als die Tugenden der (deutschen) Frau kompromittierend. Die als «entartet» gebrandmarkte Kunst wurde aus dem öffentlichen Raum verbannt und in letzter Konsequenz zerstört. Übrig blieb eine kitschig-braune, politisch korrekte NS-Kultur. Dem heutigen Umgang mit Kunst, vor allem mit älteren Kunstwerken, liegt eine ähnliche intellektuelle Beschränktheit zugrunde. Verbot und Verhüllung führen zur kulturellen Verödung. ○

Wirtschaft

Enteignung der Frauen

Von Beat Gygi — Die Kampagnen des radikalen Feminismus vergiften das Klima für freiwilligen Sex. Frauen wird in grossem Stil Vermögen weggenommen.

Die Debatten über Sexismus und Rufe nach formellen Verhaltensregeln sind im Grunde auch Diskussionen darüber, wie bei Sex oder Erotik Nachfrage und Angebot geregelt werden sollen. Der freiwillige private Tausch von Leistungen, die mit Sex oder Erotik zusammenhängen, ist dem #MeToo-Lager ein Dorn im Auge. Mit den vielen nachträglichen Übergriffs-Beschuldigungen werden, ökonomisch betrachtet, jetzt frühere Tauschverträge angefochten oder in Abrede gestellt. Liegt denn gleich ein Vertrag vor, wenn Mann und Frau miteinander irgendwie erotisch zu tun haben? Im Grunde beruht ein Tausch immer auf einer mehr oder



Angebot und Nachfrage: «Basic Instinct».

weniger bewussten Abmachung. Im einfachsten Fall tauschen Frau und Mann Sex einfach in Naturalien eins zu eins, das heisst, sie gehen freiwillig miteinander ins Bett und haben beide das Gefühl, die Rechnung gehe für sie so auf. Nehmen und Geben ist ausgeglichen.

Schwieriger wird es, wenn Angebot und Nachfrage im reinen Naturaltausch nicht gleich gross sind, und das scheint die Alltagswirklichkeit zu sein. Es gibt zahlreiche Untersuchungen mit dem Befund, dass Männer mehr Sex nachfragen als Frauen. Auf diese Weise entsteht bei den Männern eine Art Sexdefizit, wie es Catherine Hakim, Soziologin an der London School of Economics, in wissenschaftlichen Aufsätzen und dann im Buch «Honey Money. The Power of Erotic Capital» von 2011 dargelegt hat. Der Markt für Sex oder Erotik ist also sozusagen von Natur aus nicht im Gleichgewicht.

In ihrer frustrierten Lage wären Männer bei rationalem Abwägen bereit, für zusätzlichen Sex eine Prämie, eine Art Aufpreis, zu bezahlen. Daraus ergibt sich für Frauen die Chance

für ein Tauschgeschäft: Sie bieten das begehrte Plus an erotischer Zuwendung an und erhalten dafür eine Prämie. Das kann Geld sein, wie in der Prostitution beziehungsweise dem «ältesten Gewerbe der Welt», oder eine Gegenleistung im weiteren Sinn wie etwa beruflicher Aufstieg, soziales Prestige oder Eheschliessung. In diesem Markt sind die Frauen grundsätzlich in einer starken Position, da sie ja die begehrte Ressource Erotik unter ihrer Kontrolle haben und die Männer Bittsteller sind.

Erotisches Kapital

Diese Position ist einiges wert, Hakim nennt dieses Vermögen erotisches Kapital. Bisher kennt man vor allem den Begriff Humankapital, dieser umschreibt, über welches wirtschaftliche Potenzial, welche Einkommenschancen ein Mensch von Ausbildung, Können und Erfahrung her verfügt. Das erotische Ka-

In diesem Markt sind die Frauen grundsätzlich in einer starken Position.

pital ist ähnlich gelagert, es besagt, welche Chance eine Person hat, ihre Schönheit, sexuelle Anziehungskraft, Beliebtheit und allgemein «Interessantheit» zu ihrem wirtschaftlichen Vorteil zu verwerten. Das erotische Kapital der Frauen ist typischerweise grösser als das der Männer, die mit ihrem Sexdefizit ja in Bittstellerposition sind.

Was passiert zurzeit mit diesem Vermögen in den laufenden #MeToo-Debatten? Die Kampagnen des organisierten Feminismus führen zu einer Kapitalvernichtung im grossen Stil. Enteignet werden vor allem die Frauen, die auf dem Markt für Erotik ihre Stärken mit Erfolg ausspielen könnten. Die schon fast pauschalen Sexismus-Vorwürfe und -Verdächtigungen vergiften das Klima für freiwilliges Tauschen nach dem Motto «Erotik gegen Prämie». Die Forderungen des Feministinnenlagers nach offiziellen Verhaltensregeln für den Kontakt zwischen den Geschlechtern soll die Vertragsfreiheit beseitigen und läuft auf eine Regulierung des Marktes für Sex hinaus, die den attraktiveren Konkurrentinnen schaden soll. Das Pikante daran ist, dass der radikale Feminismus im Prinzip das Gleiche tut wie die Hüter patriarchalischer Gesellschaften, die Frauen am Verwirklichen ihres Potenzials hindern wollen. ○



Das wären dann also die «Flüchtlinge»: bewaffnete, randalierende Migranten in Calais, 1. Februar 2018.

Essay der Woche

Europas seltsamer Selbstmord

Von Rolf Hürzeler — Der britische Publizist Douglas Murray warnt vor dem Untergang Europas. Die Mehrheit der Politiker verdrängt in seinen Augen die Folgen der Einwanderung.

Kilburn, London: Der nordwestliche Stadtteil war bis vor dreissig Jahren irisch geprägt. Er zog die Einwanderer von der Nachbarinsel seit dem 19. Jahrhundert magisch an. Viele wurden nach und nach zu Engländern, andere zogen zurück in ihre Heimat.

Heute erkennt man Kilburn nicht wieder. Der Stadtteil ist fest in asiatischer Hand; Einwanderer aus Indien und Pakistan prägen das Strassenbild. Mit andern Worten: Migration hat es immer gegeben, aber sie sieht heute anders aus als eine Generation zuvor. Der Publizist Douglas Murray hat nun dazu ein neues Buch geschrieben – «The Strange Death of Europe». Es erscheint Mitte März unter dem Titel «Der Selbstmord Europas» auf Deutsch.

Islam und Europa sind unvereinbar

Europa stirbt einen seltsamen Tod. Übertreibt Murray nicht massiv, immerhin boomte dieser Kontinent mehr denn je in den letzten Jahrhunderten? «Tatsächlich gibt es Gegenden in Ländern wie der Schweiz oder dem Vereinigten Königreich, wo die Lebensqualität hoch ist», sagt Murray. Aber manchenorts seien die Leute dennoch unglücklich. Es gehe ihnen zwar materiell gut; sie litten jedoch zusehends unter widrigen Lebensumständen. Daran ist gemäss seiner Auffassung die unkontrollierte Einwanderung schuld. Autor Murray reiste quer durch Europa, um sich mit der Einwanderung auseinanderzusetzen. Er besuchte Lampedusa und griechische Inseln, redete mit



«Sentimentale Entschuldigung»: Douglas Murray.

Flüchtlingen und NGO-Vertretern. Murray beobachtete die deutsche «Willkommenskultur» und registrierte, wie Bundeskanzlerin Angela Merkel sich umorientieren musste, als die Entwicklung ausser Kontrolle geraten war. Murray konstatierte eine Überforderung aller Beteiligten, der Europäer wie auch der Ankommenden.

Publizist Murray schreibt für die konservative Wochenzeitschrift *The Spectator*, leitete das Centre for Social Cohesion und ist Co-Direktor der Denkfabrik Henry Jackson Society. In zahlreichen Publikationen hat sich Murray mit der Einwanderung und dem Islam auseinandergesetzt. Er ist der Überzeugung, dass sich dessen Werte nicht mit der europäischen Identität

«2050 wird ein Drittel der schwedischen Bevölkerung muslimisch sein.»

vereinbaren lassen. In seinem neuen Buch «The Strange Death of Europe» warnt er nun davor, dass einst christliche Nationen wie Grossbritannien oder Schweden vom Islam dominiert werden könnten: «Selbst wenn dieser keine Bevölkerungsmehrheit hat», sagt er. Murray pflegt einen kompromisslosen, fast aggressiven Schreibstil. Die Lektüre des Buchs erscheint streckenweise als Pamphlet. Im persönlichen Gespräch ist Murray jedoch ausgesprochen lebenswürdig und witzig. Mit viel



mit den Neuangekommenen, die sich nicht an die gängigen Regeln halten wollen? «Das sind die drängenden Fragen.»

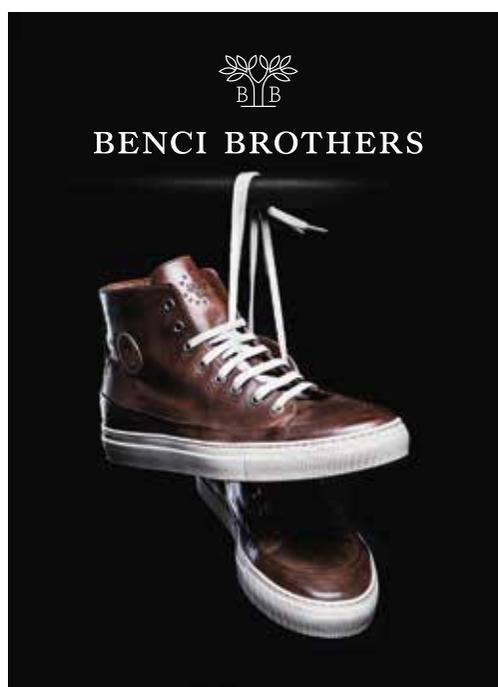
Migration hat es immer gegeben. Schon im frühen Mittelalter zogen Angeln, Sachsen und Jüten auf die Britischen Inseln. Murray widerspricht nicht, weist aber daraufhin, dass die Zuwanderung noch nie in so kurzer Zeit so intensiv gewesen sei. In seinem Buch «The Strange Death of Europe» erläutert er, wie sehr sich die britische Gesellschaft seit dem Zweiten Weltkrieg verändert hat, ebenso wie die französische oder skandinavische. Das werde andauern: «2050 wird ein Drittel der schwedischen Bevölkerung muslimisch sein, in zwei Generationen ist die homogene Gesellschaft verschwunden, unterschiedliche Kulturen prägen das Land.» Ähnliches gelte für ganz Europa.

Murray redet sich in Eifer, wenn er Einwände hört wie, das britische Gesundheitssystem NHS (National Health Service) würde ohne asi-

Selbstironie erzählt er von seinem Kampf gegen die Windmühlen der etablierten Politik.

Wenn die Immigration ausser Kontrolle gerät, stellt sich die Frage: Wie lässt sie sich in den Griff bekommen? Murray will dazu keine Forderungen stellen: «Das lohnt sich erst, wenn die politische Diskussion darüber möglich wird.» Er konstatiert, dass sich eine Mehrheit der Politiker weigert, die Tatsachen anzuerkennen. «Deshalb sind konkrete Forderungen vorderhand obsolet, es wird doch nicht gehandelt.» Laut Murray besteht seit Jahren eine grosse Diskrepanz zwischen der politischen Agenda und dem subjektiven Empfinden der Leute.

Nur: Warum wählen ebendiese Bürger Parlamentarier als Volksvertreter, die ihr Missbehagen über die Einwanderung nicht verstehen? «Sie haben keine andere Wahl und müssen sich mit Politikern zufriedengeben, die eine andere Sprache als ihre Wähler reden. Die meisten sprechen die wirklichen Sorgen der Bürger nicht an, obgleich die Missstände bei der Zuwanderung offenkundig sind», sagt Murray dazu. Er bekomme hinter vorgehaltener Hand immer wieder Zustimmung von Politikern, die sich nicht getrauten, ihre Meinung zu sagen. «Mir fällt auf, dass sich die Leute beklagen, über die Einwanderung werde nicht gesprochen. Die Linke indes behauptet, das Thema dominiere die politische Agenda.» Dies ist laut Murray nur ein scheinbarer Widerspruch. Denn die politische Debatte sei den Leuten unverständlich, weil ihre Nöte nicht zur Sprache kommen. «Es nützt den Leuten nichts, wenn man ihnen versichert, die Einwanderung sei im letzten Jahr um 2,5 Prozent zurückgegangen.» Die Leute wollten vielmehr Antworten auf Fragen hören wie: Wofür steht Europa? Kann unser Kontinent tatsächlich allen Menschen eine Heimat bieten, die hierherkommen? Und was geschieht



atische Einwanderer zusammenbrechen. «Das Gegenteil ist wahr», sagt er. Je grösser die Zuwanderung, desto teurer sei die medizinische Versorgung: «Diese Leute nehmen unsere sozialen Institutionen in Anspruch, haben aber nie etwas dafür bezahlt.» Er bringt es auf die Schlagzeile: «Unser nationales Gesundheitssystem ist heute ein internationales.» Viele Leute schwärmten von den netten asiatischen Krankenschwestern: «Das ist die sentimentale Entschuldigung für einen politischen Irrtum.»

Murray warnt auch vor den Gefahren der islamischen Einwanderung, insbesondere der Islamisten. Dabei wiederholt er nicht nur die üblichen Terroristenwarnungen, sondern verweist auf Bedenkenswertes: Die islamischen Todesdrohungen gegen den Schriftsteller Salman Rushdie nach der Publikation seiner

«Satanischen Verse» hätten unmerklich die Geistesfreiheit in Grossbritannien eingeschränkt. Verlage überlegten es sich heute genau, welche Publikationen konform seien oder allenfalls eine Gefahr bedeuten könnten: «Einige der Bücher, die vor 1989 herausgekommen sind, würden heute nicht mehr

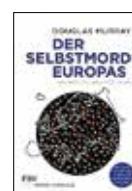
Die Todesdrohungen Salman Rushdie hätten unmerklich die Geistesfreiheit eingeschränkt.

erscheinen.» Das ist keine leere Behauptung. Murray erinnert an Einschüchterungen von Verlagen, nachdem sie unliebsame Werke angekündigt hatten, worauf sie diese im Einzelfall zurückzogen.

Auch der Brexit hat mit Migration zu tun

Murray sieht in Grossbritannien einen grossen Unterschied zwischen Einwanderern aus den früheren Kolonien und Osteuropäern: «Die Polen kommen hierher, um Geld zu verdienen, und wollen dereinst zurück in ihre Heimat, um dort ein besseres Leben zu führen. Das ist eine vernünftige Haltung.» Asiaten und Afrikaner wollten dagegen bleiben, weil die Lebensbedingungen in ihren Heimatländern schlecht seien. Darüber werde nicht gesprochen, und schon gar nicht über die gesellschaftlichen Konsequenzen, die daraus resultierten. Zum Beispiel beim Wohnungsbau: «Wir sorgen jedes Jahr für mehr Wohnraum, um die Einwanderer unterzubringen», sagt er. Murray spricht in seinem Buch von einem Bevölkerungswachstum von sechzig auf achtzig Millionen in Grossbritannien innerhalb der nächsten Generation. «Für junge Leute ist Wohneigentum heute fast unerschwinglich geworden; führt man das auf die Zuwanderung zurück, fällt der Vorwurf des Rassismus.» So sei keine Debatte möglich.

Das Wort Brexit sucht man in «The Strange Death of Europe» vergeblich. Murray hält die innereuropäische Migration für nachvollziehbar. Das in den letzten Jahren aufgekommene Misstrauen der Briten gegenüber dem freien Personenverkehr in der EU ist seines Erachtens allerdings eine Reaktion auf die «unkontrollierte Einwanderung aus andern Erdteilen».



Douglas Murray:
Der Selbstmord Europas.
Finanzbuch-Verlag, 400 S., Fr. 36.90.
Erscheint am 12. März.

Künstlernamen statt Ranglisten

Von Christoph Mörgeli

Der UBS Kids Cup ist eine gute Sache. Er bietet allen Schülerinnen und Schülern Gelegenheit, sich im sportlichen Wettkampf zu messen. Die Disziplinen Sprint, Ballwerfen und Weitsprung stehen vielleicht am Anfang einer Leichtathletikkarriere. Mehr als 130 000 Teilnehmende unter sechzehn Jahren messen sich jährlich an über 850 Wettkämpfen. Sport bedeutet Leistung. Sport bedeutet Wettbewerb. Sport bedeutet Ranglisten. Sport lehrt, wie man gewinnt. Und noch wichtiger: wie man verliert.

Doch dann traten besorgte Lehrer und Schulbehörden auf den Plan. Ebenso Erziehungswissenschaftler, Bildungsbeamte, Datenschutzbeauftragte und Migrationsverantwortliche. Sie erhoben Einspruch gegen eine Resultatmeldung der Wettkämpfe. Vor allem gegen die Publikation von Ranglisten. Wo kämen wir hin, wenn es Bessere und Schlechtere, Stärkere und Schwächere, Schnellere und Langsamere gäbe? Geht gar nicht im Zeitalter des «integrierten Unterrichts».

Sportamt und Datenschützer der Stadt Zürich wurden aktiv. Und seither sehen beim UBS Kids Cup die «Spezialbestimmungen» der sportlichen Wettkämpfe so aus: Die Schulen dürfen die Daten «ausschliesslich von den 5 besten Schülern pro Jahrgang und Geschlecht» melden. Die Meldung der Resultate ist für die Schulen «freiwillig». Um von den finanziellen und materiellen Leistungen des UBS Kids Cup zu profitieren, sei «keine Resultatmeldung notwendig». Es werden «keine Gesamtranglisten von Schulsportpubliziert». Man stelle sich die Olympischen Spiele unter Leitung von Sozialpädagogen vor. Keine Ranglisten. Keine Medaillen. Mitmachen ist wichtiger als Gewinnen.

Wenn schon nicht für die Leistungsbereiten, ist doch immerhin für die Illegalen gesorgt: «Bei Kindern, von denen nicht bekannt sein darf, dass sie in der Schweiz leben (z. B. Sans-Papiers), darf von der Schule für die Resultatmeldung ein «Künstlernamen» verwendet werden.» Wir glauben gerne, dass diese jungen «Künstler» aus aller Welt durchaus gute Leichtathletikleistungen erbringen. Gerade sie werden das Fehlen von Ranglisten am meisten bedauern.

Die Ausschaltung des Wettbewerbs soll alle Kids gleich machen. Es braucht folglich keine vertikalen Ranglisten mehr. Alle stehen auf der gleichen waagrechten Zeile. Dann hat das alte A4-Papier ausgedient. Für die modernen Ranglisten eignen sich am besten WC-Rollen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Weniger Straumann, mehr Showman?

Von Peter Bodenmann — Tobias Straumann trieb die gebührenfinanzierten Papierli-Liberalen der NZZ fast zur Verzweiflung.



Zweifel und Selbstkritik: Wirtschaftswissenschaftler Straumann.

Professor Tobias Straumann ist kein Besserwisser. Er ist ein Wissenschaftler voller Zurückhaltung, Zweifel und Selbstkritik. Obwohl er über die europäischen Wirtschaftskrisen der letzten 200 Jahre mehr weiss als sonst jemand in der Schweiz. Katja Gentinetta und Eric Gujer haben Straumann in der gebührenfinanzierten Sendung «NZZ Standpunkte» befragt.

Straumann-These 1 — Im 19. Jahrhundert funktionierte die Globalisierung krisenresistenter. Weil die Banken richtigerweise Eigenkapitalquoten von 20 Prozent hatten. Deshalb gab es keine vergleichbaren Finanzkrisen wie 1929 und 2007. Würde auch heute so funktionieren.

Straumann-These 2 — Krisen sind schwer vorausehbar. Auch er habe 2007 den Elefanten im Wohnzimmer nicht gesehen. Von daher sei Vorsicht geboten. Vor allem in Zeiten eines länger andauernden Aufschwungs.

Straumann-These 3 — Es bestehe die Gefahr, dass man die nächste Krise nicht kommen sehe. Trotz aller Bankenregulierungen und wegen der zu tiefen Eigenkapitalquoten. Der Teufel komme immer aus der Ecke, in der man ihn nicht vermutet habe.

Straumann-These 4 — Wenn der Elefant im Wohnzimmer zu wüten beginne, brauche es immer auch den Staat. Nur er könne fatale Kettenreaktionen verhindern. Sonst niemand.

Straumann trieb mit seiner präzisen, trockenen Art den gebührenfinanzierten Papierli-Libe-

ralen Gujer fast zur Verzweiflung. Immer wieder versuchte der NZZ-Chefredaktor, Straumann ideologische Brücken hin zum Neoliberalismus zu bauen. Vergeblich. Konkret: Die UBS hat immer noch viel zu wenig Eigenkapital. Deshalb muss sie der Staat bei der nächsten Krise noch einmal retten. Und das Risiko dieser faktischen Gratis-Staatsgarantie tragen die Steuerzahlerinnen und Steuerzahler. Sergio Ermotti gibt zu allem und jedem seinen Senf ab.

Jetzt verlangt der Boni-Schweizer-Meister, dass die SRG endlich zu sparen beginne und noch freundlicher über seine Bank und den Finanzplatz berichte. Weniger Straumann, mehr Showman. Dabei liest das Schweizer Fernsehen – wie die Sendungen aus Davos belegen – den Reichen und den Superreichen zu unkritisch von den Lippen ab.

Das gebührenfinanzierte Fernsehen bietet auch leichtere Kost als Straumann. Roger Schwinski nahm in seiner Sendung Jean-Michel Cini nach Strich und Faden auseinander. Der Auftritt des SRG-Präsidenten ist bisher das einzige Argument, das für die «No Billag»-Initiative spricht. Eines ist zu wenig.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein digitales Desaster

Von Kurt W. Zimmermann — Ein Streik steht oft für eine Todesspirale. Genauso ist es bei der Schweizerischen Depeschagentur.

Im Jahr 1994 streikten die Drucker des *Tages-Anzeigers*. Sie protestierten dagegen, dass der technologische Fortschritt ihre Setzmaschinen überflüssig machte. Das kostete Arbeitsplätze.

Im Jahr 2018 streikten die Journalisten der Schweizerischen Depeschagentur (SDA). Sie protestierten dagegen, dass der technologische Fortschritt ihre Texte überflüssig machte. Das kostete Arbeitsplätze.

Am Beispiel der Depeschagentur können wir gut die Systematik eines Streiks nachvollziehen. Streiks sind oft letzte Zuckungen von Sterbenden. In der Schweiz streikten etwa die Uhrenarbeiter, als die neue Quarztechnik ihre Uhrwerke ersetzte. Die Metallarbeiter streikten, als die neuen Glasfasern ihre Kupferdrähte verdrängten. Sie kämpften für ihre unnötig gewordenen Arbeitsplätze. Es war vergeblich, denn sie meuterten gegen ihre tote Vergangenheit.

Bei der Depeschagentur ist es ebenso. Auch sie wird vom technologischen Wandel zerstört. Auch der Streik der Journalisten war ein Aufstand von Moribunden.

Zur Erklärung muss man wissen, was im Nachrichtenjournalismus in den letzten fünfzehn Jahren passierte. Es ist etwas sehr Einfaches passiert. Das Polizeikommando Aargau kommuniziert heute direkt mit der *Aargauer Zeitung*. Früher brauchte es dazu die SDA.

Heute haben die Kommunikatoren dieser Welt den direkten Draht zu den Redaktionen dieser Welt. Die Journalisten werden via Mail, Internet und Social Media mit einem permanenten Informations-Flow eingedeckt. Sie beziehen ihre News digital und direkt von den Ämtern, Parteien, Verbänden, Organisationen, Behörden, Hilfswerken, Unternehmen, Klubs und Vereinen.

Korrektiv zu «ausländischen Agenturen»

Wer heute etwas zu sagen hat, der sagt es den Medien permanent und direkt. Es braucht keinen Vermittler mehr zwischen dem Sender und dem Empfänger von News.

Die SDA hingegen ist ein reiner Vermittler. Sie leitet bloss Informationen von Dritten an die Redaktionen weiter. Als Vermittler ist sie im digitalen Zeitalter überflüssig geworden. Sie baut darum vierzig Arbeitsplätze ab. Es ist erst der Anfang ihres weiteren Niedergangs.

Ihre beste Zeit hatte die SDA im Telegrafie-Zeitalter. Damals schickten das Polizeikommando Aargau, der Skiverband und die Kreditanstalt ihre Mitteilungen an die SDA,



Gross im Telegrafie-Zeitalter: SDA, 1969.

die sie redigierte und dann per Fernschreiber an die Redaktionen weiterleitete. Sie wurde dadurch zu einer Art Aktualitätsmonopol. Bis in die sechziger Jahre leitete das offiziöse Radio Beromünster seine Mittagsnews mit dem Standardsatz ein: «Sie hören die Nachrichten der Schweizerischen Depeschagentur.»

Die SDA war ein Gatekeeper, eine Pforte, die Nachrichten für das Publikum sortierte und selektionierte. Damit war sie natürlich hochpolitisch. Die Schweizer Verleger gründeten sie 1894 denn auch als Faktor der geistigen Landesverteidigung und als Korrektiv zu den «ausländischen Agenturen» wie Wolff in Deutschland und Reuters in Grosbritannien. Die Depeschagentur bekam für die Politik darum schnell einen halbamtlichen Status.

Heute spielt die SDA keine politische Rolle mehr und nur noch eine untergeordnete journalistische Rolle. Es braucht den Nachrichtenpfortner nicht mehr, weil die Digitalisierung die Information radikal demokratisierte.

Wenn Politiker die untergehende Depeschagentur nun mit Staatsmitteln retten und wiederbeleben wollen, ist das reichlich anachronistisch. Sie könnten auch die Kavallerie wiederbeleben. Vor der Erfindung des Motors hatte auch sie ihre Bedeutung in der Schweizer Geschichte. Aber vorbei ist vorbei.

Mehr zum Thema: Seite 27

Achtung, lustig!

Von Henryk M. Broder — Humor in Zeiten der Regierungsbildung.

Völlig zu Unrecht gelten die Deutschen als ein humorloses Volk. Während Italiener, Briten, Iren, sogar die Schweizer und die Österreicher über sich selbst lachen können, machen sich



die Deutschen allenfalls über andere lustig: die doofen Polen, die tumben Amerikaner, die primitiven Russen. Wenn man einem Deutschen einen Witz erzählt, dann lacht er zweimal – das erste Mal aus Höflichkeit, das zweite Mal, nachdem man ihm die Pointe erklärt hat.

Das sind natürlich alles Vorurteile, eigentlich schon Ressentiments. Gewiss, es gab keinen deutschen Molière und keinen deutschen Nestroy, aber immerhin deutsche Humoristen wie Karl Valentin und Vicco von Bülow (Loriot). Das ist freilich schon eine Weile her. Heute hört der deutsche Humor auf Namen wie Mario Barth und Atze Schröder. Und «Fack ju Göhnte», Folge eins, zwei und drei.

Für den real existierenden Humor ist in Deutschland die Politik zuständig. Die Richtlinienkompetenz liegt bei der Kanzlerin. Ihre traditionelle Neujahrsansprache ist der Höhepunkt des Humorjahres. Wenn sie sich bei den «Polizistinnen und Polizisten» bedankt, «die auch heute Abend für uns da sind und zum Beispiel die vielen Silvesterfeiern im Land schützen», ohne zu erwähnen, warum und vor wem die Feiern geschützt werden müssen, dann wird jedem Zuschauer klar, warum Deutschland ein Land ist, «in dem wir gut und gerne leben».

Aber auch ihr Herausforderer, der Sozialdemokrat Martin Schulz, hat viel Sinn für Humor. Mitten in den sich endlos dahinziehenden Koalitionsverhandlungen tritt er vor die Kameras und erklärt, worauf es ankommt: «Wir sind als Parteien bereit – vorausgesetzt, wir werden eine gemeinsame Bundesregierung bilden –, diese Regierung so zu führen, dass sie ihren Beitrag zu einem neuen Aufbruch in Europa leistet.» Und das mit einem Gesichtsausdruck, den er Buster Keaton abgeschaut hat.

Falls es je wieder eine Regierung in Deutschland geben wird – worüber am Ende die 440 000 Mitglieder der SPD in einer Urabstimmung entscheiden –, wird es eine grosse Koalition aus Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung sein. Angeführt von einer Kanzlerin, zu der es keine Alternative gibt, und einem Vizekanzler, der die SPD auf derzeit 18 Prozent heruntergewirtschaftet hat. Wenn das nicht lustig ist!



Mann mit vielen Gesichtern: Diplomat Balzaretti in seinem Berner Büro.

Im zweiten Anlauf

Einst überbrachte er der EU als Jung-Diplomat das Schweizer Beitrittsgesuch. Jetzt soll er als gestandener Staatssekretär den geordneten Rückzug orchestrieren. Roberto Balzaretti, wendiger Manager zwischenstaatlicher Beziehungen, ist am Ziel seiner Träume. Von Hubert Mooser

Am Tag, als Bundesrat Ignazio Cassis die Wahl von Diplomat Roberto Balzaretti zum Staatssekretär für europäische Angelegenheiten bekanntgab, verhielt sich der Auserwählte anders, als man es von ihm gewohnt war. Der Tessiner verliess nach der Pressekonferenz zusammen mit der teilentmachteten Staatssekretärin Pascale Baeriswyl und dem ebenfalls teilentmachteten Chef der Direktion für europäische Angelegenheiten, Botschafter Henry Gétaz, beinahe fluchtartig das Medienzentrum in Bern. Das passte nicht so recht zum smarten Tessiner, der in der Vergangenheit durch seinen offensiven Kommunikationsstil aufgefallen war. Balzaretti rechtfertigt seinen Abgang so: «Wir sind nicht verschwunden. Wir hatten nichts Weiteres zu sagen.»

Der neue «Monsieur EU», wie ihn einige Zeitungen betitelt haben, empfängt zwei Tage später in seinem Büro an der Taubenstrasse 16 in Bern. Die Adresse ist vor allem als Sitz von Bundesanwalt Michael Lauber bekannt, der einige Stockwerke über Balzarettis Direktion für Völ-

kerrecht residiert. Seit seiner Abberufung aus Brüssel im August 2016 leitet der Tessiner dieses Amt. Nun soll er ab sofort den EU-Bürokraten in Brüssel klarmachen, dass die Schweiz nicht um jeden Preis ein Abkommen mit der EU abschliesst, bei dem es um die Übernahme von EU-Recht und eine EU-Gerichtsinstanz im Streitfall geht. Balzaretti sitzt da, die Beine überschlagen, setzt eine ernste Miene auf und drückt zuerst sein Missfallen über die Berichterstattung nach seiner Ernennung aus.

Selber in die Bredouille gebracht

«Es stört mich, wenn die Medien schreiben, ich sei ein EU-Turbo oder der neue Monsieur EU.» Er sei beides nicht. «Ich bin, wenn schon, Monsieur Suisse und ein Schweiz-Turbo.» Laut der anderen Etikette, die seit Jahren wie ein lästiger Kaugummi an ihm klebt, steht er den Sozialdemokraten nahe. Balzaretti findet das absurd: «Mein Job ist es, für den Bund zu arbeiten und nicht für eine politische Partei.» – «Wenn ich einer Partei angehören würde, stünde ich

nicht seit 27 Jahren im diplomatischen Dienst, ich wäre im Parlament.»

Die Etikette eines linken EU-Turbos bekam er aber nicht einfach aus heiterem Himmel angeklebt. Das hängt vielmehr mit seiner Laufbahn zusammen. Balzarettis Karriere bekam unter SP-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey so richtig Schub. Der Diplomat brachte sich aber auch selber in Teufels Küche, als er kurz vor der Brexit-Abstimmung im März 2016 mit ausländischen Journalisten ein vertrauliches Hintergrundgespräch führte («Die Abmachung war, dass keiner der Anwesenden über das Gespräch berichtet»). Aber die Journalistin des Nachrichtenmagazins *Politico* hielt sich nicht daran und zitierte ihn mit der Aussage, die Briten sollten sich den Austritt gut überlegen. Die Schweiz müsse als Nichtmitglied vieles umsetzen, ohne mitentscheiden zu können. Balzaretti regt sich noch heute über diesen Vertrauensbruch auf.

Der neue Staatssekretär sieht sich als knallharten Pragmatiker und loyalen Staatsdiener,

der die Direktiven der Landesregierung zielstrebig umsetzt. Um das zu untermauern, greift er gerne zu einer Anekdote aus den Tagen, als er Chef der EU-Mission in Brüssel war. Nach dem Ja der Schweizer Stimmbürger zur Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 stand Balzaretti im EU-Parlament Red und Antwort. Er habe den EU-Parlamentariern die Leviten gelesen ob deren Kritik am Schweizer Urnengang. «Wenn das Volk gesprochen hat, muss man dies respektieren», so Balzaretti. Das Schweizer Fernsehen filmte den Auftritt des Tessiners eifrig mit.

Die Franzosen in die Knie gezwungen

Nun steht Roberto Balzaretti vor einer neuen Herausforderung. Er muss den EU-Vertretern nicht bloss die Schweiz erklären, als Chefunterhändler muss er der EU auch einen Kompromiss abringen, der in der Schweiz mehrheitsfähig ist. Drei Staatssekretäre hat der Bundesrat im Verhandlungspoker um ein Rahmenabkommen mit der EU schon verschlissen. Und es ist gut möglich, dass mit Balzaretti bereits der nächste Sündenbock auf die Abschussrampe geschoben wird, falls auch er bei den Verhandlungen scheitert. Darüber macht er sich aber noch keine Gedanken.

Balzaretti, grossgewachsen wie sein Vorvorgänger Jacques de Watteville, ebenso sportlich, aber jünger, mit vollerem Haarschopf, viel Temperament und Ungeduld, gilt als «harter Hund». An der Verhandlungsfrente sei dem durchsetzungsfähigen neuen Staatssekretär einiges zuzutrauen, schrieb die NZZ. Freilich kultiviert er dieses Image selber am meisten. Es gibt auch Anekdoten aus seiner Vergangenheit, die für ihn sprechen. In jungen Jahren holte er als diplomatischer Berater von Bundesrätin Calmy-Rey für die Schweiz in Paris die Kastanien aus dem Feuer. Vor dem G-8-Gipfel von 2004 in Evian am Genfersee stritten sich die Schweiz und Frankreich über die Verteilung der Sicherheitskosten. Die Aussenministerin

Auch möglich, dass er bereits als nächster Sündenbock auf die Abschussrampe geschoben wird.

schickte ihren Berater Balzaretti nach Paris. Nervenstark habe er den Preis – von Calmy-Rey am Telefon gelenkt – immer höher getrieben, bis den Franzosen der Schnauf ausging. Am Ende rang er ihnen stolze 18 Millionen Franken ab.

In der Diplomatie kommt eine solche Erfolgsgeschichte dem höchsten Adelsschlag gleich. Aussenminister Didier Burkhalter liess den Tessiner, der ab August 2012 in Brüssel als Chef der EU-Mission tätig war, während der schwierigen Verhandlungen über das Rahmenabkommen häufig links liegen. Hohe Schweizer Magistraten, die in dieser Zeit mit Balzaretti zusammengetroffen sind, erinnern sich noch

gut, dass der Botschafter damals einen etwas frustrierten Eindruck gemacht habe.

Nach aussen gab er aber den hyperaktiven Botschafter. Er mischte sich in den Kampf um die Masseneinwanderungsinitiative ein und warnte vor einem Ja. Er wehrte sich öffentlich gegen den Vorwurf der SVP, die Schweiz wolle bei den Gesprächen zur Anpassung der Personenfreizügigkeit mit der EU nur ein Nein in Brüssel abholen. Viele National- und Ständeräte kennen Balzaretti von seiner Zeit als Botschafter in Brüssel. «Er machte einen sehr kompetenten Eindruck», sagt SP-Nationalrat Martin Naef, Präsident der Neuen Europäischen Bewegung, dem von den Besuchen in Brüssel vor allem in Erinnerung geblieben ist, dass der Botschafter viel mit dem Fahrrad unterwegs war. Balzaretti hat auf seinem Rennrad die Alpen und die Pyrenäen erklommen. Andere, wie die Zürcher CVP-Nationalrätin Kathy Riklin, beschreiben ihn als zuweilen etwas ungeduldig. SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi empfand Balzarettis Ausführungen bei Besuchen mit der Efta-Delegation als unpräzise, intransparent und sogar ausweichend. Kurzum: Balzaretti ist ein Mann mit vielen Gesichtern.

Früh angestrebte Diplomatenkarriere

Wenn er sein Bubenlächeln aufsetzt, versteht man, dass er einmal über sich selber sagte, er sei früher bei vielen Streichen ohne Konsequenzen davongekommen. Roberto Balzaretti wuchs im Tessin auf, die ersten elf Jahre in Ligornetto nahe der italienischen Grenze. Später zog die Familie nach Agra, wo heute sein Chef, Ignazio Cassis, wohnt. Als Kinder und Jugendliche sind sie sich nie über den Weg gelaufen. «Ich habe ihn erst hier in Bern als Parlamentarier kennengelernt», sagt Balzaretti. Sein Vater war Handelsreisender und viel unterwegs. «Er hat alles Mögliche verkauft.» Nach der Matur zog es ihn nach Bern. «Die Universität Bern war damals eine gute Adresse für öffentliches Recht. Wir waren eine Gruppe von zwanzig Tessinern, die in Bern studiert haben.» Zur Clique gehörten auch FDP-Ständerat Fabio Abate und FDP-Nationalrat Giovanni Merlini.

Gleich nach dem Abschluss in Staatsrecht trat Balzaretti 1991 ins Aussendepartement ein. 1992 sammelte er als Stagiaire erste Erfahrungen in der Brüsseler Mission. Der EU-Beitritt war zu jenem Zeitpunkt das grosse Ziel der Schweizer Diplomatie. Und als Jüngster durfte er die Tasche mit dem bundesrätlichen Gesuch um die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen in die Zentrale der Europäischen Gemeinschaft tragen. Heute entschuldigt er sich fast dafür, weil er auch deswegen bei der Rechten unter Generalverdacht steht: «Was hätte ich dem Schweizer Botschafter in Brüssel sagen sollen, als ich als Stagiaire in der Botschaft auserkoren wurde, die Tasche zu tragen? «Nein, ich komme nicht mit!»» Man habe heute vergessen, dass es dazu einen Entscheid des Bundesrates gegeben habe.

SP-Bundesrätin Calmy-Rey beförderte ihn 2004, nach nur zwei Jahren Auslandsfahrung in der Schweizer Botschaft in Washington, zum Botschafter und zu ihrem diplomatischen Berater. Aber der Job liess sich mit einem geregelten Familienleben nicht gut vereinen. Balzaretti, Vater von fünf Kindern, wechselte nach drei Jahren zur Credit Suisse nach Lausanne. Nach acht Monaten holte ihn Calmy-Rey zurück, schuf für ihn zuerst den neuen Posten eines Sondergesandten der Schweiz im Uno-Menschenrechtsrat. Einen Monat später wurde Balzaretti Generalsekretär des Aussendepartements. Ende 2011 ging Calmy-Rey in Pension, ein halbes Jahr später verliess er Bern in Richtung Brüssel.

Seit anderthalb Jahren ist er in der Schweiz zurück. Die Familie wohnt im waadtländischen Grandvaux an den Gestaden des Genfersees. Als Jacques de Watteville im Frühjahr 2017 altershalber zurücktrat, rechneten viele in Bern mit einem weiteren Karriereschritt Balzarettis. Aber in einem etwas trüben Auswahlverfahren machte Bundesrat Didier Burkhalter nicht den Chef der Direktion für Völkerrecht zum neuen Chefdiplomaten, sondern die Nummer zwei des Amtes, Pascale Baeriswyl. Jetzt, im zweiten Anlauf, ist er endlich dort angelangt, wo er als Diplomat immer schon hinwollte: ganz oben. ○

Jetzt bestellen:
«Checkliste
Pensionierung planen»
vzch.com/merkblatt

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Luzern
Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Wo das Leben immer lächelt

Ob Schweizerische Depeschagentur, Velowege oder Kinderförderung: Der Berner Sozialdemokrat Matthias Aebischer engagiert sich immer für sympathische Anliegen. Punkto Selbstinszenierung setzt er Massstäbe. *Von Katharina Fontana*

Vier Wochen hält der Wirbel um den geplanten Stellenabbau bei der weitherum geschätzten Schweizerischen Depeschagentur (SDA) nun schon an. Wie die Chefetage mit ihren Angestellten, namentlich den älteren unter ihnen, umspringt, sorgt für Empörung. Die SDA-Wirren haben auch Politiker auf den Plan gerufen, die sich mit den Journalisten solidarisch zeigen. Vor allem einer hat sich dabei profiliert. Hat vor den SDA-Redaktoren kämpferische Ansprachen gehalten. Hat auf der Strasse mit ihnen zusammen demonstriert und ist beim medial stark beachteten Streikmarsch in der ersten Reihe mitgelaufen: Matthias Aebischer, während mehr als zwanzig Jahren selber Journalist und seit 2011 für die SP im Nationalrat.

Dass er sich für die SDA engagiere, sei naheliegend, erzählt Aebischer im Gespräch. Die SDA begleite ihn, seit er seine journalistische Laufbahn beim Berner Privatrado Förderband begonnen habe. Dort wie auch später als Sportredaktor bei Radio DRS oder als Redaktor bei der «Tagesschau» habe er gesehen, «dass wir ohne die Meldungen der SDA aufgeschmissen gewesen wären». Wie mit der Agentur jetzt verfahren werde, «von einem CEO, der keine Ahnung vom Schreiben und somit vom Produkt hat», sei ein Skandal. Er, Aebischer, habe sich deshalb einfach einschalten müssen.

Strahlen auf dem Zielfoto

Der mit seinen fünfzig Jahren immer noch jugendlich wirkende Aebischer ist als Bundesparlamentarier sozusagen im dritten beruflichen Leben angekommen. Ursprünglich hatte er eine Ausbildung zum Primarlehrer absolviert und kurze Zeit im bernischen Ligerz unterrichtet. Nach seiner Zeit beim Radio arbeitete er als Moderator beim Schweizer Fernsehen, neben der «Tagesschau» auch beim «Kassensturz». Als er 2011 als Quereinsteiger für den Nationalrat kandidierte, war er bereits ein bekanntes Gesicht. Und passte mit seinem Lebensentwurf perfekt zur SP: ein sozialdemokratischer Vorzeigekandidat, Teilzeithausmann, der sich von Mittwoch bis Freitag um die drei Töchter kümmert (den Rest der Zeit verbringen sie bei der Mutter) und in einer Patchwork-Familie in der Stadt Bern wohnt. Daran hat sich nichts geändert. Noch immer muss Aebischer seine Termine so legen, dass er mittags zu Hause sein kann; das jüngste Kind ist erst neun Jahre alt.

Aebischer ist ein Parlamentarier, der sich stets für sympathische Anliegen einsetzt. Für Dinge, mit denen sich leicht punkten lässt. Politiker



Vorzeige-Sozialdemokrat: Nationalrat Aebischer mit seinen drei Töchtern (2015).

wie ihn gibt es unter der Bundeshauskuppel etliche, und zwar in jeder Partei: Sie gelten als Schönwetterpolitiker, die Stürmen ausweichen und bei schlechtem Wetter unter Deck sind – keine Hardliner, sondern nette, einnehmende Personen, die nicht anecken, charmante Vermarkter für die Anliegen ihrer Lobbys. So machte sich Aebischer beispielsweise für ein Einfuhr-

verbot für «tierquälerisch erzeugte Produkte» wie Gänsestopfleber stark. Im Nationalrat fand er dafür eine Mehrheit, dem Ständerat ging das Anliegen zu weit. Eines seiner Herzensanliegen ist das Velo: Der Berner ist Präsident von Pro Velo Schweiz und fordert im Parlament beispielsweise, das Problem des «zu nahen Überholens von Velofahrenden» mit neuen Geset-

zesvorschriften anzugehen. Auch dafür werden ihm die Herzen vieler Zweiradfahrer zufliegen.

Wie so viele Politiker ist Aebischer nicht scheu, wenn es darum geht, sich in Szene zu setzen. Für ein Schmunzeln sorgte etwa, als er sich im vergangenen November auf den letzten Kilometern vor dem Ziel dem Neo-Nationalrat und früheren Radrennfahrer Rocco Cattaneo an die Fersen heftete, nachdem dieser, den ganzen langen Weg vom Tessin herkommend, mit dem Velo vor dem Bundeshaus vorgefahren und von den Fotografen erwartet worden war. Auf den Zielfotos strahlte auch Aebischer. Auch abseits der Kameras spielt Sport für den Berner eine zentrale Rolle. Man kann ihn, der den beliebten Volkslauf Grand Prix von Bern präsidiert, auch am Aareufer beim Joggen antreffen.

Brückenbauer

Wie viele andere Parlamentarier hat auch Matthias Aebischer die Politik zum Beruf gemacht. Rund zwei Drittel seiner Zeit wende er für das Nationalratsmandat auf, den Rest für Mandate, die mit seinem politischen Engagement in Zusammenhang stünden, erzählt er. So präsidiert er etwa Cinésuisse, den Dachverband der Filmbranche, oder den Verband für Weiterbildung – ein weiteres Thema, das ihn interessiert.

Als Sozialdemokrat setzt der Berner bei der Bildung auf staatliche Fürsorge. So ist er als «Botschafter» der Jacobs Foundation engagiert und macht sich für die «altersgerechte Förderung und Betreuung von Kleinkindern» stark, die es diesen ermöglichen soll, «ihr Potenzial ab Geburt zu entfalten». Dass Babys schon in den ersten Lebensmonaten ihr Potenzial entfalten

Aebischer will, dass Babys schon in den ersten Lebensmonaten ihr Potenzial entfalten können.

sollen, tönt ziemlich streng, ist laut Aebischer aber eine gute Sache. Deshalb hat er einen parlamentarischen Vorstoss zur «Chancengerechtigkeit vor dem Kindergartenalter» eingereicht, der verlangt, dass sich der Staat künftig auch um die Förderung von Kindern von null bis bis vier Jahren kümmert. Es brauche schweizweit vom Bund und von den Kantonen unterstützte Angebote für benachteiligte Familien, ist er überzeugt. Die Mehrheit der bürgerlich dominierten Bildungskommission weiss er bereits hinter sich, sein Vorhaben ist gut unterwegs.

Wie sieht Aebischer seine Rolle im Parlament? Er verstehe sich als politischer Brückenbauer, betont er. Er spiele grundsätzlich nicht auf die Person, greife keine anderen Politiker an, nehme nicht an einer Hexenjagd teil, wenn wieder mal ein Parlamentarier öffentlich fertiggemacht werde. Insofern könne man ihn sicher zur Fraktion der Pragmatiker zählen. Und dass er stets für gute Sachen eintrete, liege auf der Hand: «Das ist eben SP.» ○

Medien

Unverzichtbar

Die SRG sei die Gralshüterin des Qualitätsjournalismus, heisst es. Nur sie garantiere eine flächendeckende Berichterstattung. Das ist falsch: Wichtiger als die SRG ist die Schweizerische Depeschenagentur.

Mitten im «No Billag»-Abstimmungskampf zieht die Belegschaft der Depeschenagentur streikend durch die Strassen. Das mutet auf den ersten Blick verquer an. Mit Feuereifer packen sich Freunde und Gegner der gebührenfinanzierten SRG an der Gurgel. Es wird gestritten, als hänge die Zukunft der hiesigen Medienbranche einzig und allein davon ab, ob die nationale Rundfunkgesellschaft sakrosankt sei und weiterhin mit Milliarden gepolstert werden müsse.

Das ist Unsinn. Mindestens so feurig müsste debattiert werden, ob die unternehmerisch finanzierte Schweizerische Depeschenagentur – kurz: SDA – eine gedeihliche Zukunft haben soll. Auf den zweiten Blick ist es deshalb gar nicht so abwegig, dass deren Belegschaft rebelliert. Wir wollen das Mittel des Streiks nicht schönreden. Aber wenn eine Kontroverse wie «No Billag» die Proportionen krass verschiebt, ist ein Veto geboten.

Schreiben, was ist

Was leistet die SDA? Seit 1894 stellt das Unternehmen, das zur Hauptsache von Verlagshäusern finanziert wird, den Informationsfluss über Ereignisse aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport sicher. Gegen 200 000 Nachrichten und rund 50 000 Sportmeldungen werden jährlich produziert. Getextet wird in drei Landessprachen. Die über 200 Medienleute kommentieren und agitieren nicht. Sie berichten faktenbasiert, und das aus möglichst allen Winkeln und Talschaften der Schweiz.

Diese journalistische Leistung ist unspektakulär, anachronistisch gar. Der Hang zu trendigen Geschichten, zu einem immer eigenwilligeren Agenda-Setting, dem sich nahezu alle gedruckten und elektronischen Medien verschrieben haben, führt zu einem medialen Flickenteppich, der immer grobmaschiger wird. Die SDA hält dagegen: Wenn im Bundeshaus die Journalisten tagelang fiebrig möglichen Verfehlungen des Walliser Nationalrats Yannick Buttet nachhecheln, schreibt wenigstens noch die SDA, was in den Ratssälen verhandelt wird.

Schreiben, was ist. Hinsehen, wo sonst niemand mehr nachschaut. Das ist und bleibt eine ehrbare publizistische Leitlinie. Kommt dazu, dass einzig die SDA noch für sich in Anspruch nehmen kann, eine nationale Perspektive hochzuhalten. Die inländischen Aussenposten der SRG können mit jenen der

Depeschenagentur nicht Schritt halten. Die grossen Verlagshäuser haben ihre Korrespondentennetze schleichend ausgedünnt. Sogar die NZZ hat hier, den Spardruck im Nacken, die Axt angelegt. Wie aber kann eine Zeitung, die über keine Antennen mehr im Tessin oder am Rheinknie verfügt, noch den Anspruch erheben, ein nationales Leitmedium zu sein?

In der laufenden Mediendebatte wird der Begriff des Service public überstrapaziert. Doch die heilige Kuh ist klapprig geworden. Wer berichtet noch seriös über Regionen und Sprachgrenzen hinweg? Wer schreibt über Parteitage auch dann, wenn über keine personellen Hahnenkämpfe zu berichten ist? Wer ermöglicht es Regionalblättern, ein vernünftiges Informationsbild zu zeichnen und allfällige Online-Portale zeitgerecht zu bestücken? Die



Kittet den Föderalismus: SDA-Mitarbeiter.

Antwort lautet: Es ist in erster Linie noch die Schweizerische Depeschenagentur, die sich einem Service public verpflichtet fühlt, der den Föderalismus kittet, das Verständnis für andere Landesteile stärkt, mithin eine staatspolitische Mission erfüllt.

Totengräber des Service public

Der SRG sei nicht abgesprochen, dass auch sie zur nationalen Kohäsion beiträgt – im «No Billag»-Wahlkampf offenkundig übereifrig. Doch es ist daran zu erinnern, dass die SRG selber zum Kundenstamm der SDA gehört. Auch der Rundfunk braucht Basisinformationen, Anstösse für weiterführende Recherchen, Futter für Kurznachrichten.

Die SDA füttert hierzulande die meisten Tageszeitungen, Radios, TV-Kanäle, Online-Portale. Diese Kunden, die gleichzeitig Inhaber der Depeschenagentur sind, sollten diese unverzichtbare Medieninstitution nicht kaputtsparen. Sonst agieren sie als Totengräber des medialen Service public. René Zeller

Fast alles boxte er durch

Die Ermordung des Basler Wirtschaftsadvokats Martin Wagner bewegt die Schweiz. Selbst Weggefährten stellen fest, wie wenig sie über den Menschen hinter der funkelnden Fassade wussten. Nach vielen Gesprächen rekonstruiert die *Weltwoche* den Lebenslauf dieser Ausnahmefigur. Von Florian Schwab

Am frühen Sonntagmorgen, dem 28. Januar, erschoss ein Nachbar den bekannten Basler Medienanwalt in dessen Villa. Die Polizei rückte mit einem Grosskommando aus. Siebzig Einsatzkräfte fuhren zu Wagners Haus in Rünenberg, Baselland. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch sämtliche Nachrichtenkanäle der Schweiz. Um 15 Uhr informierte die Polizei: Das Tatmotiv liege «im privaten Umfeld». In der Folge wurde die kleine Baselbieter Gemeinde von Journalisten belagert. Wagner war noch keine 24 Stunden tot, da mutmassten verschiedene Medien bereits, das Opfer habe eine Affäre mit der Frau des Mörders gehabt (*Weltwoche* Nr. 5/18, «Umfeld eines Mordes»). Die Details zum Täter kamen rasch an die Öffentlichkeit: 39 Jahre alter Familienvater, Risikomanager bei der Nationalbank in Zürich, etwas eigenbrötlerisch vielleicht, ehemaliger Grenadier.

Am vorigen Dienstag informierte die Staatsanwaltschaft dann, der Täter habe sich durch einen Schuss in eine Glasscheibe zunächst Zutritt zu Wagners Haus verschafft und habe den Rechtsanwalt dann mit drei Schüssen niedergestreckt. Zur Tat benutzte er seine militärische Ordonanzwaffe. Restlos geklärt sind Tathergang und Motiv damit bis heute nicht. Nach Informationen der *Weltwoche* hatte aber die Frau des Täters diesem am selben Tag die Scheidung in Aussicht gestellt und flüchtete daraufhin ins Haus Martin Wagners. Der wildgewordene Gatte lief ihr mit einer Schusswaffe hinterher. Wagner, so berichten es Quellen, habe noch versucht, den Nachbarn zur Raison zu bringen. Die jeweils drei Kinder beider Ehepaare hätten sich zum Tatzeitpunkt in der Nähe aufgehalten.

In den darauffolgenden Tagen häuften sich Würdigungen und biografische Informatio-

Kein Zweifel, es ist eine der steilsten und kurvenreichsten Juristenkarrieren des Landes.

nen. Bernhard Burgener, ein guter Freund Martin Wagners, bezeichnete den Tag als den «traurigsten meines Lebens». Ein anderer enger Weggefährte, alt Nationalrat Hans Rudolf Gysin, zeigte sich ebenfalls schockiert: «Was passiert ist, ist Wahnsinn.» Die mit heisser Nadel gestrickten Nachrufe zentrierten sich fast alle auf Wagners Funktion bei der *Basler Zeitung* (*BaZ*), wo dieser im Zuge der Übernah-

me durch Tito Tettamanti 2010 einige Monate das Verwaltungsratspräsidium innegehabt hatte. Auch die Freundschaft zum unternehmerischen Multitalent, vielfachen Millionär und FCB-Präsidenten Bernhard Burgener wurde wiederholt erwähnt. Attribute wie «umtriebig», «Burgeners rechte Hand» (*NZZ*) und «gut vernetzt» (*20 Minuten*) machten die Runde. Der *Blick* erinnerte an Wagners «darwinistische Aggressivität» im Geschäft. «Seine Begabung, Menschen gegen sich aufzubringen», ventilierte die *Schweizer Illustrierte*. Trotz den zahlreichen Wortmeldungen und Superlativen («Star-Anwalt») blieb Wagner als Mensch kaum fassbar. Seine Kindheit und

Jugend war beispielsweise auch engen Weggefährten ein Rätsel. Also: Wer war der Mann, der so jäh aus dem Leben gerissen wurde?

Aufgewachsen ist Martin Ernst Wagner (geb. 1960) in Maisprach, Baselland, in gutbürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater war Generalagent einer Versicherung. Als dieser im Jahr 1976 einem Krebsleiden erlag, war Sohn Martin erst sechzehn Jahre alt. So wuchs der Erstgeborene – seine Brüder sind ein und vier Jahre jünger – in eine Art Vaterrolle hinein. Er kümmerte sich intensiv um seine Mutter und die beiden Brüder. Seine Matur absolvierte er am Holbein-Gymnasium in Basel und studierte anschliessend Rechtswissenschaften (weltliches



«Eigentlich ein Feldherr»: ermordeter Medienanwalt Martin Wagner (1960–2018).

und kirchliches Recht) an der dortigen Universität. Wagner war ein guter Student, ohne sich als absoluter akademischer Überflieger hervorzutun, wie es ein Angehöriger sagt. Die Jugendfreundschaften aus der Schul- und Studentenzeit verliefen später nach und nach im Sande.

Während des Studiums blieb Martin Wagner daheim wohnen und zog erst aus, nachdem er 1985 sein Lizentiat mit dem Prädikat cum laude erworben hatte und auf das Anwaltspatent (1988) zusteuerte. Sein Volontariat absolvierte er zunächst am Bezirksgericht Waldenburg. Der dortige Gerichtspräsident, Dieter Schaub, wurde auf den jungen Juristen aufmerksam und holte ihn in seine Baslerstädter Anwaltskanzlei Bürgin & Schaub. Eine gute und solide Adresse, die aber nicht zu den allernobelsten auf dem Platz Basel gehörte.

Wagners weiterer beruflicher Werdegang lässt sich anhand des Handelsregisters recht gut nachzeichnen: zunächst Mandate im Umfeld des Gewerbeverbands und des Sport- und Unterhaltungsimperiums von Bernhard Burgener, in den späten neunziger Jahren erste

Tätigkeiten für die *Basler Zeitung*. 2002 Eintritt in den Verwaltungsrat des Jean-Frey-Verlags, wenig später in die Swissfirst-Bank von Thomas Matter. Kauf und Verkauf von Radio Basilisk, Verwaltungsratspräsident der *Basler Zeitung* (2010). Zahlreiche Kanzleiwechsel.

Zuletzt lief alles rund

Kein Zweifel, es ist eine der interessantesten, steilsten und kurvenreichsten Juristenkarrieren des Landes. Man kann diese Laufbahn nur vertehen, wenn man den menschlichen Konstanten auf den Grund geht, auf denen sie aufgebaut war: zum einen Wagners jahrzehntelange Ehe mit seiner Ehefrau Sandra, aus der drei Kinder hervorgegangen sind (23, 20, 10 Jahre). Und Wagners unerschütterliche Verbindung zu zwei Persönlichkeiten. Mit ihnen brachte er erstaunliche Höchstleistungen zustande: Bernhard Burgener und Hans Rudolf Gysin. Beide lernte er in der Advokatur von Markus Bürgin und Dieter Schaub kennen. Burgener suchte 1990 einen Anwalt, um seine Filmverleihgesellschaft Rainbow von Ringier zurückzukaufen. Und Hans Rudolf Gysin wurde Wagner von dessen Freund Markus Bürgin empfohlen.

Gysin und Burgener schickten sich Anfang der neunziger Jahre an, jeder in seinem Bereich, ein Imperium zu errichten. Hans Rudolf Gysin baute über die Jahrzehnte den einst beschaulichen Gewerbeverband Baselland zu einer bürgerlichen Festung aus, die landesweit ihresgleichen sucht: die Wirtschaftskammer Baselland. In Liestal galt Gysin als sechster Regierungsrat, der beinahe jedes Vorhaben durchboxen konnte.

Bald hatte Wagner ein eigenes Büro beim Gewerbeverband. Gysin stellte ihn für seine parlamentarische Tätigkeit privat als eine Art *consigliere* an. Oder, wie sich der FDP-Nationalrat auszudrücken pflegte, für die Rolle des «unverzichtbaren Hofnarren», der die Dinge ausspricht, die sich sonst niemand zu sagen getraut. Die Beziehung zwischen Wagner und Gysin blieb bis zum Schluss freundschaftlich, wenngleich sie auf der persönlichen Ebene wohl nicht ganz so eng war wie Wagners Verbindung zu Burgener.

Das geschäftlich bedeutendste Kapitel im Leben Martin Wagners war die Zusammenarbeit mit dem Basler Selfmade-Multimillionär, Medienunternehmer, Fussball-Impresario und Filmproduzenten Bernhard Burgener. Viele Jahre lang trafen sich Burgener und Wagner monatlich in einem Restaurant in Baselland. An einem Sonntagabend schmiedeten sie jeweils bei einem guten Nachtessen Pläne und besprachen Geschäftliches wie Privates. Das letzte Mal Mitte Dezember.

An dem vorweihnachtlichen Dezemberabend ist die Welt noch in Ordnung. Ja, es gibt sogar ausgesprochen gute Neuigkeiten: Wagner ist gerade dabei, den zwei Jahre dauernden,

harten Übernahmekampf um die Münchener Constantin Medien für Burgener zu entscheiden. Sein Widersacher, Mitinhaber Dieter Hahn, hat das Nachsehen. Burgeners Schweizer Gesellschaft Highlight Communications kann die Mehrheit an Constantin Medien übernehmen, der ehemaligen Unterhaltungssparte des Medienkonzerns Kirch. Dazu gehört die renommierte Constantin Film, welche unter anderem «Das Parfum» und «Fack Ju Göhte» produziert hat. Der dritte Teil von «Fack Ju Göhte» brach letztes Jahr in den deutschen Kinos den Startrekord. An einem Wochenende sahen 1,72 Millionen Zuschauer den Film.

Auch an der Sportfront läuft es rund. Seit einem Jahr präsidiert Martin Wagner Burgeners Team Marketing AG. Burgener hat sich im letzten Frühling aus der Gesellschaft zurück-

Das juristische Feuerlöschen liebte er so sehr, dass er auch einmal ein Feuer entfachte.

gezogen, die sich auf die Vermarktung von Sportrechten konzentriert. Dies war Voraussetzung dafür, dass Burgener das FCB-Präsidium übernehmen konnte. Zum Portfolio von Team gehört die Vermarktung der Fernsehrechte für die Uefa, darunter die der Champions League und der Europa League. Unter Wagner hat die Team Marketing AG gerade die Rechte für den nächsten Zyklus ausgehandelt. Ab dem nächsten Zyklus soll sich der Umsatz für die Uefa auf gegen drei Milliarden Franken belaufen.

Ob beim Börsengang von Burgeners Highlight Communications AG im Jahr 1999, bei der Übernahme der Vermarktung des Eurovision Song Contest (2004) sowie der Wiener Philharmoniker (2009) oder dem schrittweisen Aufkauf der Constantin Medien: Überall entwarf Wagner die juristischen Strukturen. Sein plötzlicher Tod beraubt Burgener nun des Chefjuristen und Sparringpartners.

Wagners grosse Stunde bei der BaZ

Während sich Burgener diskret und auf leisen Sohlen bewegt, wurden Martin Wagners Aktivitäten im Medienbereich, insbesondere rund um die Übernahme der *Basler Zeitung*, zu öffentlichen Ereignissen. Seinen ersten Mediencoup landete Wagner bezeichnenderweise als Schnittstelle zwischen Bernhard Burgener und Hans Rudolf Gysin: In Sissach suchte Gysin einen Käufer für das lokale Radio Raurach. Wagner fädelte den Kauf durch Burgener ein, der die Station in Radio Edelweiss umtaufte. Das war Mitte der neunziger Jahre.

Kurz darauf schlug Martin Wagners grosse Stunde bei der Basler Mediengruppe der Verlegerfamilie Hagemann. Das Unternehmen trug Ende der 1990er Jahre einige grössere Rechtsstreitigkeiten aus. Urplötzlich verstarb ihr damaliger Prozessbevollmächtigter. Der Anwalt



erlitt während eines Telefonats mit BaZ-Chef Peter Sigrist einen Herzinfarkt, wobei alle Beteiligten betonten, der Inhalt des Gesprächs sei eher harmlos gewesen. Sigrist fragte seinen Freund Hans Rudolf Gysin, ob er ihm einen guten Medienanwalt empfehlen könne. So wurde Martin Wagner schrittweise zum Hausanwalt des Basler Medienkonzerns.

Bald bewegte er sich auf Augenhöhe mit dem Verwaltungsrat. 1999 beschloss Jungverleger Matthias Hagemann, sich von CEO Peter Sigrist zu trennen, der vierzehn Jahre lang als unumschränkter und expansionsfreudiger Herrscher im Basler Verlagshaus gewirkt hatte. Im Auftrag Hagemanns organisierte Martin Wagner die Trennung von dem Mann, der gerade noch sein Förderer gewesen war.

Zwei Jahre später reifte bei den Hagemanns der Entschluss, ihre Beteiligung am Zürcher Jean-Frey-Verlag zu verkaufen, zu dem damals Titel wie die *Weltwoche*, der *Beobachter* und die *Bilanz* gehörten. Wagner orchestrierte die Vertragsverhandlungen. Es wurde zu seinem ersten grossen Coup auf nationaler Ebene. Ein Vorvertrag mit Ringier war bereits unterzeichnet, da begann die Käuferseite, den Preis zu drücken. Martin Wagner griff zum Telefon und rief einen entfernten Bekannten an: Thomas Matter, Gründer der Swissfirst-Bank und wie Martin Wagner in Baselland aufgewachsen. Matters Bank übernahm gemeinsam mit Tito Tettamanti und weiteren Investoren die Jean Frey AG. Angetan von den Qualitäten des Basler Anwalts, holte ihn Thomas Matter in den Verwaltungsrat seiner Bank. (Übrigens: Die später in den Medien kolportierte Geschichte, Wagner habe Matter «im Sissacher Nachtleben die Verlobte ausgespannt», ist doppelt falsch: Erstens lernte Wagner seine Frau beim Gewerbeverband kennen, und zweitens

war Thomas Matter nie mit der späteren Frau von Martin Wagner verlobt gewesen.)

Filippo Leutenegger, der den Jean-Frey-Verlag unter den neuen Besitzern operativ leitete, lobt Wagner in den höchsten Tönen. Als man den Verlag übernahm, schwelten dreissig Rechtsstreitigkeiten. «In kürzester Zeit konnte Martin Wagner diese auf zwei oder drei eindampfen.» Der Anwalt habe die unter Juristen seltene Fähigkeit besessen, blitzschnell nach Lösungen zu suchen. Seit diesen Tagen bei der Jean Frey AG sei man sich freundschaftlich verbunden geblieben. Wagners Freundschaft mit Thomas Matter endete hingegen 2006, als Martin Wagner sich via *Blick* sogleich von ihm distanzierte, weil bei der Fusion der Swissfirst mit der Bank am Bellevue der Verdacht des Insiderhandels aufkam. Der Vorwurf wurde zwar später durch die Justiz entkräftet, doch Matters unternehmerisches Werk lag in Trümmern.

Mit seinen offensiven Methoden machte er sich nicht unbedingt Freunde.

Im Jahr 2006 wurde die *Weltwoche* vom Jean-Frey-Verlag abgespalten, und der Rest des Verlags ging in der Axel Springer Schweiz AG auf. Wagner blieb sowohl bei der *Weltwoche* als auch bei Axel Springer im Verwaltungsrat. Ähnliches wiederholte sich ein paar Jahre später bei der *Basler Zeitung*. 2010 verkaufte die Familie Hagemann ihr Unternehmen an Tito Tettamanti und Martin Wagner. Wagner, seit zehn Jahren als Konzernanwalt für die *BaZ* tätig, fungierte hier auf der Käuferseite. Am Schluss gehörten ihm 25 Prozent der *BaZ*, Tito Tettamanti 75 Prozent. Doch das Tischtuch zwischen Tettamanti und Wagner war rasch zerschnitten. Ende 2010 übte der Tessiner Financier eine Option zum Kauf der Anteile Wagners aus und verkaufte anschliessend die *Basler Zeitung* dem Basler Flugunternehmer Moritz Suter. Wagners Engagement bei der *BaZ* endete damit vorerst. Zwei Jahre später sollte ihn der neue Verwaltungsratspräsident Filippo Leutenegger als Konzernanwalt zurückholen.

In die Wirren um die *Basler Zeitung* fällt eines der Kapitel im Leben Martin Wagners, das Freund und Feind Rätsel aufgibt. Im Laufe des Jahres 2010 entschied sich der Wirtschaftsanwalt – seit etlichen Jahrzehnten Mitglied in Hans Rudolf Gysins FDP –, für den Nationalrat zu kandidieren. Hierfür zündete der politische Newcomer einen politischen Knallfrosch, indem er in Interviews und Inseraten Christoph Blocher mit markigen Worten angriff und dessen Medienengagements als Gefahr für die Demokratie anprangerte. Politische Gefährten erinnern sich, dass Martin Wagner ehrlich davon überzeugt war, dass ihn diese Strategie in den Nationalrat tragen würde. Doch trotz grossem

Zeit- und Geldeinsatz blieb die Kandidatur chancenlos.

In Anwaltskreisen wurde Martin Wagner ebenso bewundert wie beargwöhnt. Sein unternehmerisches Geschick – Stichwort Burgener – und sein strategischer Weitblick waren unbestritten. Doch mit seinen offensiven Methoden, wenn er gelegentlich die Samthandschuhe auszog, machte er sich nicht unbedingt Freunde. Manchmal fuhr Martin Wagner ein wie eine Luftlandeeinheit. In Basel erzählt man sich, dass er als junger Anwalt einmal einem Richter Kraftausdrücke an den Kopf geworfen habe und seither die Gerichte eher mied. Galt es zu prozessieren, beauftragte er fortan andere Anwälte.

Beweglich bis an die Schmerzgrenze

Bemühungen, sich in einer grösseren Kanzlei einzurichten, waren nie von langer Dauer. Im Jahr 2008 ging Wagner mit dem Zürcher Medienrechtler Andreas Meili zusammen. Nach nur sechs Monaten wechselte er zu Bratschi, Wiederkehr & Buob, für die er eine Basler Filiale aufbauen sollte. Es heisst, dieses Unterfangen sei daran gescheitert, dass es Interessenkonflikte gegeben habe zwischen den bestehenden Kunden der Zürcher Kanzlei und den Medienunternehmen, die Wagner zu vertreten pflegte. Ende 2013 gründete Wagner zusammen mit Oscar Battegay und Andreas Dürr eine Anwaltskanzlei, aus der er letztes Jahr ausschied. Ein ehemaliger Kanzleipartner meint, dass Martin Wagner das juristische Feuerlöschen so sehr liebte, dass er dort, wo kein Feuer brannte, auch einmal eines entfachte. «Er war eigentlich ein Feldherr», sagt sein früherer Arbeitskollege Jascha Schneider. Und Andreas Meili meint, Wagner sei «als Deal-maker hervorragend» gewesen – aber wer sich mit ihm einliess, der musste wissen, dass er «immer auch eine eigene Agenda» verfolgte. Als Anwalt war Martin Wagner beweglich bis an die Schmerzgrenze.

Sein hohes Arbeitspensum liess ihm neben der Familie wenig Raum für andere Leidenschaften. So viel Zeit wie möglich verbrachte er mit seiner Frau und seinen drei Kindern. Martin Wagner war ein begeisterter Koch, der gerne seine Familie und Gäste bewirtete. Nachdem seine Frau letztes Jahr einem Hirntumor erlegen war, arbeitete Martin Wagner häufig von daheim aus, um bei seiner zehnjährigen Tochter zu sein. Wagners persönliches Refugium war ein geräumiges Haus in Tucson, Arizona. Jedes Jahr verbrachte er dort mehrere Wochen mit seiner Familie. Er liebte die direkte amerikanische Art, die Hitze des Bundesstaats an der Grenze zu Mexiko und die Steakhouse-Kultur. Erst letztes Jahr hat der Basler eine Anzahlung geleistet für eine Schweizer Franchise seines Lieblings-Burger-Restaurants in den USA. Martin Wagner hatte noch viel vor. ○

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Exklusiv für Weltwoche
LeserInnen

Gutschein*

Fr. 15.-

**Ihre Gutschein-Nr.
453184B**

**Gültig bis
22.02.2018**

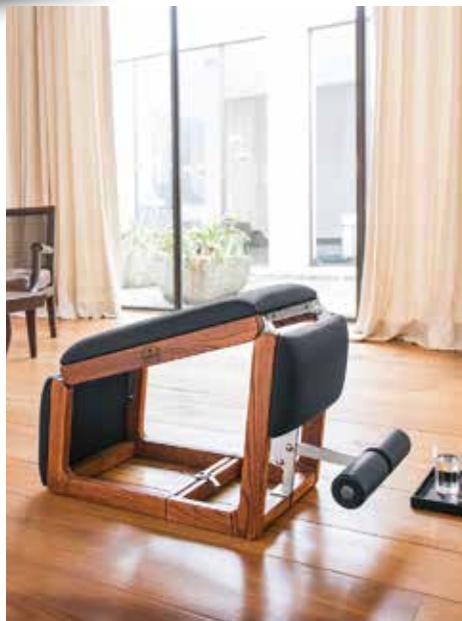
Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

*Natürlich können Sie Ihren 15.-Fr. Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist gültig für das gesamte Sortiment und ist nur einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 150.-.

Unsere 6 Highlights – wie Sie fit bleiben.

Viel sicherer ohne zu stören: der elastische Bodylite-LED-Gurt mit Front- und Rücklicht. Rutscht nicht. Drückt nicht. Beleuchtet Ihren Weg bis zu 20 m weit.

Bodylite LED-Leuchtgurt
Best.-Nr: 224-292 **Fr. 105.-**



15 Übungen mit nur einem Gerät. Ihr wohl elegantestes und vielseitigstes Fitnessgerät. Bauchtrainer, Rückentrainer und Hantelbank in einem.

TriaTrainer
Best.-Nr: 222-220 **Fr. 395.-**

Der Velohelm neuester Generation: Noch sicherer durch Rücklicht, Blinker, Warnlicht und SOS-Funktion. Mit integrierter Freisprecheinrichtung und Bluetooth-Fernbedienung.

Smart-Velohelm
Best.-Nr: 223-632 **Fr. 179.-**



Endlich: wackelfreie Smartphone-Videos – aus der Hand gefilmt. Extrem flexible Schwenk-, Roll- und Neigungswinkel – für spannende Perspektiven und spektakuläre Panorama-Aufnahmen.

Rollei Smartphone-Gimbal
Best.-Nr: 224-960 **Fr. 239.95**



Das Box- und Fitnesstraining der Profis – jetzt für zuhause und unterwegs. Perfekt für jedes Alter.

Shadowboxer Fitness-Set
Best.-Nr: 224-976 **Fr. 115.-**

Hocheffektiver Bauch-, Ganzkörper- und Ausdauertrainer. Ihr Mini-Fitnessstudio auf kleinstem Raum ist mit 2 Handgriffen parat und genauso schnell flach verstaut.

WonderCore Smart Ganzkörpertrainer
Best.-Nr: 220-330 **Fr. 79.95**



Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. 071-274 66 17

Kolonialismus am Röstigraben

In der Westschweiz ist die Zustimmung zu «No Billag» überraschend gross. Die Abstimmung wird den Röstigraben nicht vertiefen. Doch bei einem Ja droht eine Krise wie nach dem EWR-Entscheid: denn die grossen Zeitungen sind von Zürich oder einem Franzosen abhängig. Von Jürg Altwegg

Im Laufe des Jahres bekommt das Centre culturel suisse (CCS) in Paris einen neuen Leiter. Doch weder für seine – erfolgte – Wahl noch für die Bilanz seiner Vorgänger zeigte die Öffentlichkeit das geringste Interesse. Der Befund gilt für die deutsche wie für die französische Schweiz. Wer kennt die Zahl der Besucher, wen kümmern die Programme? Gibt es eine intellektuelle und politische Debatte mit Frankreich und seinen Intellektuellen? Vermittelt das Centre culturel helvétique Kulturschaffende und ihre Werke in den frankofonen Kulturraum?

Die herrschende Gleichgültigkeit erstaunt. Immerhin spielte sich in Paris vor einem guten Jahrzehnt einer der peinlicheren Kulturskandale ab: Nach der Ausstellung «Swiss-Swiss Democracy» von Thomas Hirschhorn, in der auf ein Porträt von Christoph Blocher gepinkelt wurde, strich das Parlament der Pro Helvetia zur Strafe eine Million aus dem Budget. Seither hat man von dem ersten Schweizer Kulturzentrum im Ausland nicht mehr viel gehört – weder Anstössiges noch Positives.

Inniges Verhältnis zu TV und Radio

Turbulent war schon seine Gründung gegen den Willen des Bundesrats, der die gut 600 000 Franken für den Kauf der Räume im Hotel «Poussepin» im Marais-Viertel nicht bewilligen wollte. Das noch junge welsche Magazin *L'Hebdo*, das auch für die Teilnahme der Schweiz an den internationalen Gipfeltreffen der Frankophonie kämpfte, führte eine intensive Kampagne: Das CCS war sein Kind. *L'Hebdo* berichtete, dass die Regierung fast die Hälfte der Summe für einen Teppich in der Pariser Botschaft aufgewendet habe. Chefredaktor Jacques Pilet machte die kleine welsche Schwester des mit viel Aufwand und Ehrgeiz als Schweizer *Spiegel* lancierten Magazins *Die Woche*, das bald wieder eingestellt wurde, zur «Stimme der Romanie». Später gründete Ringier erneut unter der Fuchtel von Pilet die Tageszeitung *Le Nouveau Quotidien*. Es war die Zeit der Westschweizer Europa-Euphorie. Und es ist manchmal heilsam, sich der Zustimmungsraten der Romanie zum EWR-Beitritt zu erinnern: 56 und 65 Prozent erreichte der Ja-Stimmen-Anteil in den zweisprachigen Kantonen Wallis und Freiburg, 77 Prozent im Jura, je 78 in der Waadt und in Genf, 80 Prozent in Neuenburg.

Bis zum *Nouveau Quotidien* und zu *L'Hebdo*, die beide nicht mehr existieren, waren die Zeitungen auf die Kantone ihres Erscheinens ausgerichtet. Sie standen für eine konfessionelle oder

politische Grundhaltung. Das Bewusstsein einer Westschweizer Identität und Zusammengehörigkeit ist nicht mit den audiovisuellen Medien entstanden, aber sie förderten es ganz entschieden. Früher als das Deutschschweizer Fernsehen arbeitete die Télévision Suisse Romande mit Korrespondenten in den Regionen. Sie brachte die Walliser den Genfern näher und berichtete für alle aus dem Jura. Nie wurde das Fernsehen als «Genfer TV» begriffen, kaum je stiess es in den ländlichen Gegenden auf Ablehnung. Mit diesem Bemühen um Verwurzelung grenzte es sich von den französischen Programmen und von Paris ab – ohne dabei auf einen Dialekt setzen zu können.

Eine wichtige Rolle spielte es bei der Emanzipation vom französischen Kulturchauvinismus. Seit seinen Anfängen setzte das Westschweizer Fernsehen bei den Magazinen (im Gegensatz zu Zürich) Vierer-Equipen ein, die neben einem Kameramann und einem Ton-



Umzug in die welsche Tamedia-Filiale: Protest in Genf.

techniker nicht nur einen Journalisten, sondern ebenfalls einen Produzenten umfassten. Aus dieser TV-Kultur entstand das *cinéma suisse*, für das Filmemacher wie Claude Goretta, Alain Tanner, Michel Soutter stehen: Sie hatten alle für das Fernsehen gearbeitet. Die Bevölkerung unterhält ein unverkrampftes, ja inniges Verhältnis zu ihrem Fernsehen und Radio. Immer ist man in der Minderheit, kulturell wie politisch; diese Tatsache hat auch die Medien vor einer unerträglichen Überheblichkeit bewahrt.

Trotzdem gibt es auch in der Westschweiz überraschend viel Zustimmung zu «No Billag». Einer der Gründe dafür ist Emmanuel Macron. Frankreich hat dank dem neuen Präsidenten an Ansehen und Einfluss gewonnen.

Die Lust an der Abgrenzung wird geringer. Und Macron hat vor ein paar Wochen die öffentlich-rechtlichen Sender seines Landes als «Schande der Republik» bezeichnet. Nicht ihre Abschaffung steht zur Debatte. Es geht um Sparmassnahmen, Fusionen und die Qualität der Programme. Auch um die Beziehungskorruption bei der Vergabe von Produktionsaufträgen und die Verschleuderung öffentlicher Gelder. Um Pfründen und Privilegien. Um die Konkurrenz und Komplementarität staatlicher und privater Medien in Zeiten der Pressekrise. Macrons Tirade war eine Drohgebärde zur Einschüchterung der Sendeleiter und Gewerkschaften mit dem Ziel, die Bereitschaft für Reformen zu fördern. Aber auch die gänzlich unmoderne Vorstellung, dass die Staatssender wie zu Zeiten de Gaulles der Bildung und Erziehung des Volkes dienen sollten, ist ihm nicht ganz fremd: Arte für alle.

Die französischen Debatten werden in der Westschweiz aus Distanz verfolgt, ihr Einfluss ist geringer als auch schon. Aber Macrons Kritik und Reform nützt «No Billag»: Auch in einem Land, in dem der Staat eine starke Rolle spielt und das sich über die Geschichte und die Kultur definiert, ist es legitim, die Zahl der Sender und ihre Programme in Frage zu stellen.

Die Beziehung zwischen der West- und der Deutschschweiz hat sich seit der EWR-Abstimmung auf spektakuläre Weise normalisiert. Die SVP konnte seither auch in der Romandie Fuss fassen. Am Röstigraben gibt es keinen Streit mehr, weder über Europa noch bezüglich des Islam oder der Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik. Die Debatten über «No Billag» veranschaulichen die Annäherung der öffentlichen Meinungen. Es herrscht sogar eine beängstigende Gleichgültigkeit. Und weil es keine Spannungen gibt, unternehmen die Medien auf beiden Seiten der Sprachgrenze keinerlei Anstrengungen zur Vermittlung zwischen den Landesteilen.

Bangen um die Champions League

In der Kultur tendiert die Bereitschaft zum Dialog gegen null – und niemand hat ein schlechtes Gewissen. Französisch ist passé. Man will keine nationalen Pflichtübungen. Auch das Versagen der Kultur wird von der «No Billag»-Debatte entlarvt: Sie hat die korporatistischen Reflexe der Verbände geweckt, der Film und die Musik fürchten um die Tantiemen und die Koproduktionen. Welche Bedeutung der SRG als gemeinsamer nationaler Institution – als



Emanzipation vom französischen Kulturchauvinismus: Bundesrat Blocher, TSR-Journalist Zendali, Ex-«Hebdo»-Chefredaktor Pilet (v.l.).

eidgenössischer Klammer – zukommt, welche Aufgaben daraus abzuleiten wären: Das scheint weder die Politik noch die Kulturabteilungen zu interessieren. Keiner sagt, dass vielleicht doch etwas mehr als der Finanzausgleich, von dem die Minderheiten profitieren, auf dem Spiel steht. Im Genfer Studio betätigen sich die Sportjournalisten als die eifrigsten Kämpfer gegen die Initiative, sie fürchten den Verlust der Übertragungsrechte. Ohne Billag keine Gratis-Champions-League.

Die Abstimmungsergebnisse am 4. März werden keinen Röstigraben sichtbar machen. Doch ein Ja zu «No Billag» wird ihn umgehend wieder aufreissen. Die staatliche Krise, die sich abzeichnet, hat mit den privaten Westschweizer Medien zu tun. In Genf erschienen vor noch gar nicht allzu langer Zeit fünf Tageszeitungen und ein überregionales Sonntagsblatt. Das grafische Gewerbe zählte Ende der achtziger Jahre

Die wirkliche Demütigung ist gerade im Gang: Die Redaktion der *Tribune de Genève* zügelt nach Lausanne.

fast so viele Angestellte wie die Uhrenindustrie. Längst sind die Druckereien nach Lausanne abgewandert, wo das Westschweizer Radio zu Hause ist. Auch die grossen renommierten Kunstverlage gibt es nicht mehr.

Doch die wirkliche Demütigung ist gerade im Gang: Die Redaktion der *Tribune de Genève* zügelt nach Lausanne – in die welsche Filiale des Deutschschweizer Tamedia-Imperiums, zu

dem auch die führende Waadtländer Lokalzeitung *24 heures* gehört. Die Printausgabe des Boulevardblatts *Le Matin* könnte schon bald eingestellt werden, darüber wird in Zürich bestimmt, genauso wie über die Sonntagszeitung *Le Matin Dimanche*. Von der Limmat kommt die einzig verbliebene Gratiszeitung im Einzugsgebiet des Genfersees.

Die Westschweizer *Illustré* gehört Ringier, die im vergangenen Jahr ihr Flaggschiff *L'Hebdo*, die «Stimme der Romandie», zum Verstummen brachte: Von einem «Blutbad am Röstigraben» war die Rede. Der *Nouveau Quotidien* ist in der Fusion mit dem traditionsreichen *Journal de Genève* in der Qualitätszeitung *Le Temps* aufgegangen, die inzwischen vollumfänglich Ringier gehört, über die Jahre kontinuierlich ausgedünnt wurde und ebenfalls von Genf nach Lausanne umziehen musste. Vergeblich suchte der Eigentümer einen Käufer, die Redaktion befürchtet die Einstellung, die Leser fragen sich, was sie denn für den hohen Preis bekommen.

Noch leisten sich sowohl *Le Temps* wie die *Tribune de Genève* je einen hervorragenden Korrespondenten in Paris. Doch die Berichterstattung aus Brüssel lässt allüberall zu wünschen übrig. Und vorbei ist die Zeit, da Yves Petignat aus Berlin für *Le Temps* berichtete, eine ganz persönliche Sicht der Dinge einbrachte und stets die Perspektive der Schweiz – und der Westschweiz – im Auge behielt. Inzwischen kommen die Artikel über Deutschland aus den Redaktionen von *Le Monde* und *Libération*.

In den Kantonen Neuenburg und Wallis ist die Situation nicht besser: Die führenden Regi-

onalzeitungen *L'Express* (Neuenburg), *L'Impartial* (La Chaux-de-Fonds) und *Le Nouvelliste* (Sion) gehören dem Franzosen Philippe Hersant. Er ist der Sohn des verstorbenen französischen Pressezaren Robert Hersant, dem nach dem Krieg wegen seiner Kollaboration mit den Deutschen der Besitz von politischen Zeitungen verboten wurde. Mit Automobilzeitschriften scheffelte er ein Vermögen und kaufte schliesslich den *Figaro*, in dem er verbot, dass über Präsident Mitterrands Vergangenheit im Krieg (er hatte von Pétain einen Orden bekommen) berichtet wurde.

Deutschschweizer als Feindbild?

Liberalen und linken Kantonsregierungen haben gegen den Abbau in den Redaktionen protestiert, in den Parlamenten gibt es Vorstösse für die Förderung der Presse durch die öffentliche Hand. Gegenwärtig lenken die Debatten über die Staatssender von der Zeitungskrise ab. Falls aber mit «No Billag» die Abwicklung der SRG droht, wird man sich in Genf und Lausanne sehr schnell gegen die totale Abhängigkeit der Zeitungen von Zürich wehren. Soeben überschrieb die *Tribune de Genève* aus Lausanne den Bericht über den Verkauf des Sitzes einer Genfer Privatbank an Axa Winterthur mit «Zürich erobert die Corraterie», eine traditionsreiche Prachtstrasse unterhalb der Altstadt. Die militärische Metapher deutet an, wie schnell die Deutschschweiz wieder zum welschen Feindbild werden kann. Es taugt bekanntlich am besten im Kampf einer kulturellen Minderheit gegen den Kolonialismus. ○



Abstimmung

Das Schweigen der Werber

Alle wissen, dass das SRG-Budget zu hoch ist und gespart werden muss. Trotzdem lehne ich die «No Billag»-Initiative ab. Ich will nicht, dass unser Internet- und TV-Konsum Bestandteil des Subventionssumpfs des Bundes wird.

Von Peter Marti

Zugegeben: Als Werber verdiene mein Geld auch mit TV-Spots auf fürs Schweizer Fernsehen (SF) oder mit Radio-Spots für staatlich subventionierte privaten Radiostationen. Ich bin also nicht ganz neutral. Bei der bevorstehenden Initiative aber stimme ich als Stimmbürger gegen die Initiative. Obschon ich als Stimmbürger auch Internet-TV schaue. Bis jetzt schweigen die Werber und die Werbeauftraggeber mehrheitlich zu diesem Thema. Weshalb? Der Verband LSA (Leading Swiss Agencies) will sich nicht zu politischen Themen äussern. Der Dachverband KS/CS Kommunikation Schweiz hat am 7. November 2017 eine Medienmitteilung verschickt und die Initiative abgelehnt. Mehr nicht. Frank Bodin, der umtriebige CEO der Havas-Gruppe, hat für die Filmindustrie (die um ihre Staatsaufträge fürchtet) einen Auftragsfilm gemacht, den vielleicht das eine oder andere elektronische Medium gratis sendet. Die Zurückhaltung bleibt gross. Es gibt jedoch gute Gründe, weshalb auch Werber die Initiative ablehnen sollten:

1 — Internetnutzung und Fernsehen werden billiger

Bisher musste jeder Schweizer Haushalt, der Radio und Fernsehen empfangen konnte, 451 Franken Gebühren pro Jahr bezahlen. Ab 2019 sind es noch 365 Franken pro Jahr – das ist ein Franken pro Tag. Zum Vergleich: In Deutschland kostet die Rundfunkabgabe umgerechnet 65 Rappen pro Tag. Tendenz steigend.

2 — Auch iPhone und Computer sind TV-Empfangsgeräte

Neben Radio und Fernseher sind also Autoradio, Tablet, Handy, Smartphone und Computer eigentliche Empfangsgeräte. Ob man die Geräte tatsächlich benutzt, spielt keine Rolle. Ab 2019 werden selbst jene Haushalte Radio- und Fernsehgebühren entrichten müssen, in denen es weder ein Radio- noch ein TV-Gerät gibt. Das Volk hat die Revision des Gesetzes über Radio und Fernsehen (RTVG) im Juni 2015 mit einer knappen Mehrheit von 3649 Stimmen angenommen. Muss ich in jedem Fall die Gebühren entrichten, wenn ich einen Computer mit Internetanschluss habe? Die Radiogebühr müssen Sie in jedem Fall zahlen, die TV-Gebühr nur,

wenn Sie Digital-Abonnent sind oder bei einem Gratisanbieter wie Wilmaa oder Zattoo registriert sind. Und das ist eine gerechte Lösung.

3 — Internetfernsehen ist in der westlichen Welt nirgends gratis

Wer heute denkt, sein Computeranschluss, der Transport seiner Facebook-Nachrichten von A nach B oder das Streamen eines Netflix-Films sei weltweit gratis, irrt. In allen westlichen Staaten werden dafür staatliche Gebühren erhoben. Diese Internetstruktur, deren Kontrolle (etwa Urheberrechte) und die Sicherheit,

5 — Alle bezahlen sowieso, unabhängig vom Internetkonsum

Es geht also bei dieser Initiative um eine gerechte Verteilung der Kosten. Und eine Verteilung der Kosten pro Haushalt mit einem Franken pro Tag scheint mir sinnvoller zu sein als die Verwendung von politisch definierten Steuereinnahmen. Das führt jedes Budgetjahr zu teuren und politisch gefärbten Diskussionen im Parlament. Diese Diskussionen kennen wir schon zur Genüge von den 2,8 Bundesmilliarden für unsere Bauern oder aufgrund von zahlreichen anderen subventionierten Institutionen.

6 — Sparen bei der SRG und Abschaffung des Vereinsstatus

Alle wissen, dass das SRG-Budget viel zu hoch ist und gespart werden muss. Ob 50 oder 200 Millionen Franken gespart werden können, wissen die Experten. Nicht die Politiker. Ich wünsche mir keine politischen Entscheider in der neuen Billag-Kontrollgesellschaft, sondern Experten aus Wirtschaft, Ethik, Medien, Werbung, Medien- und Marktforschung. Wussten Sie, dass die SRG ein Verein ist? Kennen Sie die SRG-Delegierten und den Verwaltungsrat, und wissen Sie, wessen Interessen sie vertreten? Bei der SRG muss die rechtliche Form «Verein» abgeschafft werden. Sie fördert die Vetterliwirtschaft und damit viel zu hohe Budgets. Die SRG muss geführt werden wie Postfinance

oder Swisscom. «Moderater Gewinn», muss die Zielsetzung lauten. Und danach kommen die anderen Partikularinteressen. Ich freue mich schon heute auf die Initiative «Abschaffung der SRG als Verein». Dieser werde ich zustimmen.

Zusammenfassend ist die Empfehlung der Regierung zur «No Billag»-Initiative ein Vorschlag der Vernunft. Sie stellt sicher, dass unser Internet- und TV-Konsum nicht Bestandteil des Subventionssumpfs des Bundes wird. Für eine gerechte und balancierte Kommunikation in unserem Land ist deshalb die Ablehnung der «No Billag»-Initiative wichtig. Ich freue mich weiterhin auf Netflix-Filme und Sportsendungen für einen Strukturfranken pro Tag plus Netflix-Gebühr für den Content.

Peter Marti ist Inhaber einer Werbeagentur in Zürich.



Vorschlag der Vernunft: Havas-Kampagne gegen «No Billag».

dass mein Computer einen Netflix-Film lädt, ist mir einen Franken pro Tag wert. Ganz unabhängig davon, ob uns dafür der Staat oder halbstaatliche Firmen (Swisscom) diese Sicherheit gewährleisten.

4 — Was, wenn die Initiative angenommen wird?

Die Politiker haben es versäumt, einen Plan B zu publizieren. Aber es gibt ihn selbstverständlich. Plan B ist ganz einfach: Andere Steuereinnahmen werden für die Unterstützung unserer Internet- und TV-Grundstruktur herangezogen. Da bin ich strikt dagegen, weil Steuereinnahmen sich nach dem Einkommen/Vermögen richten und nicht nach dem Konsum von Internet oder TV-Sendungen. Das Nutzerprinzip gilt noch weniger als mit dem Vorschlag der Regierung.



Unkollegiales Verhalten: eidgenössische Falcon-Maschine im Blitzflug nach Bern.

Turbulenzen

Neuer Zwist in der Bundesrats-WG: Wie Aussenminister Ignazio Cassis seine Kollegin Doris Leuthard fliegerisch ausbremste.

Von Hubert Mooser

Es begann ganz harmlos vor einer Woche. Bundesrat Ignazio Cassis hatte den bundesbernerischen Medientross zu seiner 100-Tage-Pressekonferenz nach Lugano aufgebeten. Sein Problem: Er wollte danach so schnell wie möglich nach Bern zurückkehren, wegen Terminen am darauffolgenden Tag. Da traf es sich gut, dass die Chefin des Infrastrukturdepartements, Bundesrätin Doris Leuthard, am gleichen Tag wegen der «No Billag»-Initiative in der Südschweiz auftrat und für diesen Ausflug vorsorglich die kleinere Falcon 50 reservierte. Cassis liess bei Leuthard nachfragen, ob er mit ihr nach Bern zurückfliegen könne, und die Bundesrätin war damit auch sofort einverstanden.

Massive Unkosten

Dann gab es Komplikationen. Der Hinflug mit der Falcon war nicht möglich, weil die tiefe Wolkendecke über Agno am Nachmittag eine Landung verunmöglichte. Leuthard musste mit dem Zug in den Süden reisen. Später besserte sich das Wetter, und die Falcon stand – wie von Leuthard bestellt – am frühen Abend auf dem Flughafen von Agno bereit, um die beiden Bundesräte zurückzuflogen. Wie verschiedene Quellen gegenüber der *Weltwoche* ausführten, nahm die Geschichte dann aber folgenden Verlauf: Cassis sei früher als Leuthard auf dem Flugplatz eingetroffen. Er hätte eine Stunde auf die Kollegin warten müssen, doch das war ihm offenbar zu lange. Nicht eben galant und kollegial, wies er deshalb die Piloten an, ihn sofort nach Bern zurückzuflogen.

In Lugano verblieb indessen eine stinksaurige Bundesrätin Leuthard, die dann nicht einmal von Cassis, sondern von ihrem eigenen Departement telefonisch darüber informiert wurde, dass der Aussenminister nicht auf sie hatte warten mögen und mit dem Bundesratsjet längst in Richtung Bern unterwegs wäre. Doch das war noch nicht alles: Weil die Witterungsverhältnisse wieder schlechter wurden, musste man auch bezweifeln, dass die Falcon am selben Tag noch einmal in Lugano würde landen können. Abends gegen 21 Uhr setzte der Bundesratsjet dann aber doch noch ein zweites Mal in Agno auf und hob, diesmal mit Leuthard an Bord, sogleich wieder ab.



Ignazio Cassis.

Das Fazit: Noch mehr Streit in der Bundesrats-WG wegen Cassis' unkollegialem Verhalten. Die Luftwaffe musste viermal die Strecke Bern–Lugano fliegen, um zwei Bundesräte abzuholen, was massive Unkosten verursachte. Eine Flugstunde mit der Falcon 50 kostet über 8000 Franken. Eines wüsste man gerne ein bisschen genauer: Warum nur hat Cassis die Bundesratskollegin auf dem Rollfeld stehenlassen?

Die Antwort des EDA: Bundesrat Cassis sei früher fertig gewesen als vorgesehen. Die Luftwaffe habe dann zu verstehen gegeben, es sei möglich, den Aussenminister sofort nach Bern zurückzubringen und danach wieder retour zu fliegen, um Bundesrätin Leuthard abzuholen. Die Piloten müssten pro Jahr eine Mindestzahl an Flugstunden absolvieren und seien deshalb zufrieden, wenn sie nebst vielen Leerflügen einmal einen Bundesrat transportieren könnten.

Finanzen

Keine Lust

Die Finanzvorlage 17 soll rasch durchgebracht werden. Doch sie beschädigt den Finanzausgleich.

Bundesrat Ueli Maurers «Steuervorlage 17» ist ein Projekt, das den Stempel «Express» trägt, erstens, weil es eilt, zweitens, weil es der Schweiz von aussen aufgedrückt wurde. Die EU verlangte die Abschaffung der besonders niedrigen Besteuerung ausländischer Gesellschaften mit besonderem Status. Weil damit ein wichtiger Magnet zum Anziehen von Firmen wegfällt, soll zur Erhaltung der Attraktivität der Schweiz die Steuerbelastung in den Kantonen auf breiter Front gesenkt werden. Zudem sind einige neue Sonderregelungen, sozusagen kleine Magnete, erlaubt, um etwa forschungs- oder kapitalintensiven Firmen günstigere Bedingungen zu bieten. Jeder Kanton kann sich nun sein Menü zusammenstellen, wobei die Reduktion der regulären Steuersätze für Firmen im Zentrum steht.

Fatal für die Kantonskasse

So wie die Vorlage jetzt aussieht, kann sie nach der Ansicht von Experten jedoch nicht funktionieren. Der Bund will den Kantonen beim Regimewechsel stärker helfen, als ursprünglich geplant, aber wichtiger als Bundeshilfe und mögliche neue Magnetkraft ist nach der Einschätzung der Ökonomen Christoph Schaltegger und Patrick Leisibach von der Universität Luzern der Finanzausgleich als zentraler Mechanismus – und der nimmt vielen Kantonen den Anreiz, die Steuersätze zu senken.

Schaltegger und Leisibach rechnen vor, dass etliche Kantone bestraft werden, wenn sie sich bemühen, zusätzliche Steuern zahlende Firmen anzuziehen. Solothurn zum Beispiel verliert mit der Steuervorlage 17 pro hundert Franken «angelockten» Unternehmensgewinn zwei Franken. Das ist fatal für die Kantonskasse. Ähnliches gilt laut den Angaben auch für die Kantone Thurgau, Glarus, Uri und Wallis. Sie alle wären dumm, wenn sie Steuern senken und Firmen anziehen würden. Nur etwa für die Hälfte der Kantone wirkt der Mechanismus im gewünschten Sinn. Woran liegt das? Es ist der Finanzausgleich zwischen Kantonen und Bund, der in etlichen Fällen dazu führt, dass beispielsweise ein schwächerer Kanton beim Zuzug eines neuen Steuerzahlers plötzlich weniger Zuschüsse aus dem Ausgleichstopf erhält als vorher – der Ausfall macht mehr aus, als die neue Firma an Steuereinnahmen bringt. Laut Schaltegger und Leisibach könnte man den Finanzausgleich relativ leicht so einstellen, dass das Ganze richtig funktioniert – aber man müsste es rasch tun. *Beat Gygi*

Stephan Schmidheiny's zweites Leben

Stephan Schmidheiny hat Eternit aus der Asbest-Krise geführt, grosse Industriekonzerne umgestaltet, für die Uno Nachhaltigkeitsprogramme gemacht und mit Stiftungen die Lage von Menschen verbessert. Wie hat er das alles geschafft? *Von Beat Gygi*

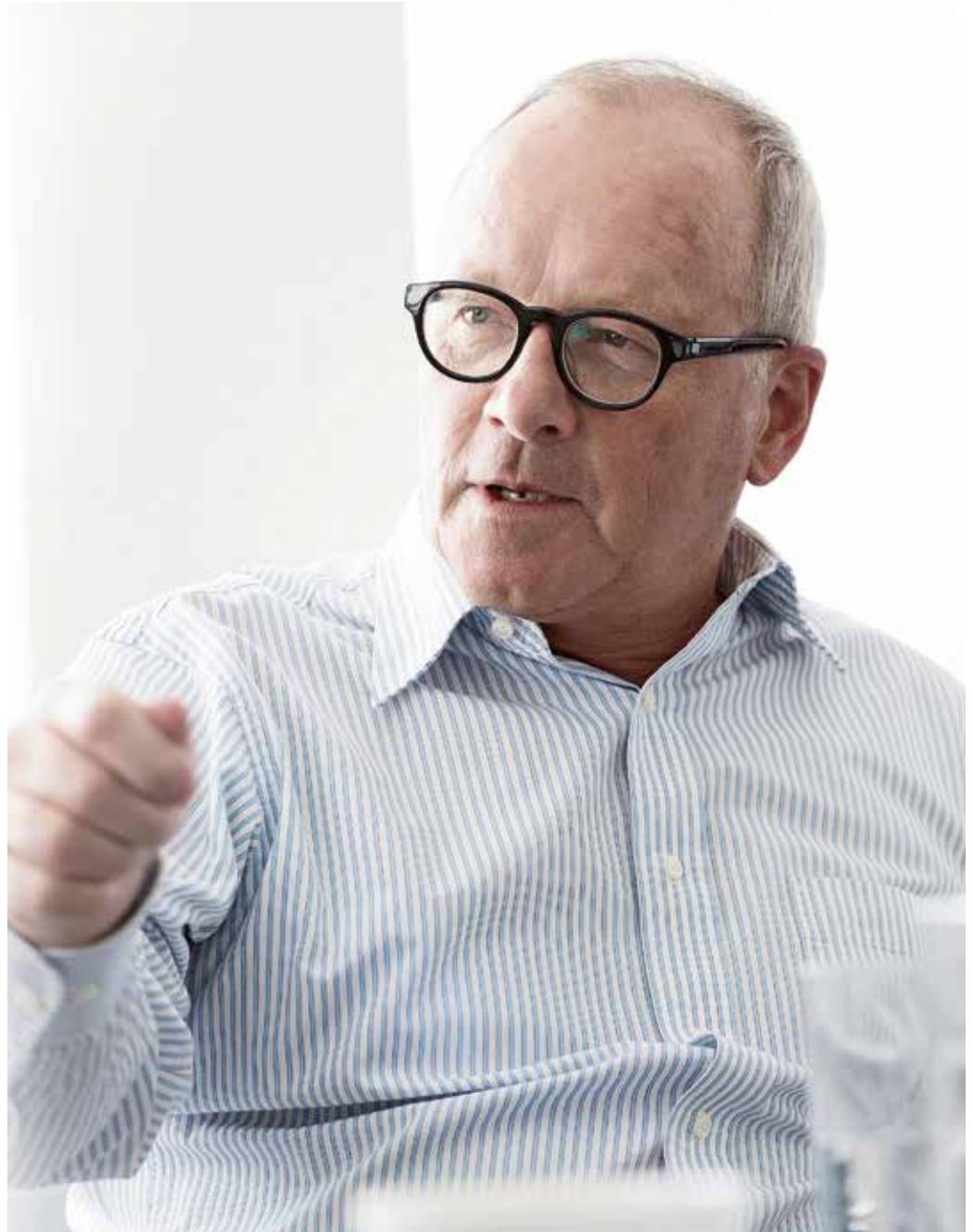
Die massive Aufwertung des Frankens war hart für die Schweizer Industrie, der Währungsschock bremste die Exportgeschäfte, brutal war der Gegenwind. Es ist ein Schweizer Industriel-ler, der das sagt, und es tönt fast so, als ob diese Worte aus dem Frühling 2015 stammten, kurz nachdem die Nationalbank die Euro-Franken-Untergrenze aufgehoben hatte – aber es betrifft die 1970er Jahre und es ist der Industrielle Stephan Schmidheiny, der im Gespräch über sein Leben und seine Erfahrungen daran erinnert, dass Wechselkursschocks seit je ein Thema für die Schweizer Industrie sind. Als er im Jus-Studium an der Universität Zürich war, gab es noch fixe Wechselkurse, ein Dollar kostete Fr. 4.30. Als er 1974 in die Eternit-Gruppe eintrat, war der Kurs bei 3.30, als ihm sein Vater 1976 die Gesamtleitung von Eternit übergab, bei 2.60, zwei Jahre darauf unter 2 Franken und später unter 1 Franken.

So erlebte Schmidheiny gleich zu Beginn seiner Karriere den ersten, dann den zweiten, dritten und schliesslich den x-ten Wechselkurs-schock. «Am Schluss sah der Frankenkurs aus wie eine Treppe, die nach oben führt», meint er im Gespräch und fügt an: «Im Grunde hat uns das stärker gemacht.» Die Schweiz habe sozu-sagen als Belohnung für ihre Leistungen eine höhere Bewertung ihrer Währung erhalten.

Branche, Familie, Zeitgeist gegen sich

Aber Schmidheiny hatte damals am Anfang seiner Laufbahn noch viel grössere Sorgen als die Währung. Wenn man ihn heute fragt, ob er grosse Ziele gehabt habe, als er mit 28 Jahren die Führung der Eternit übernahm, meint er zu-nächst mit Schalk und Anspielung auf seine spä-tere Tätigkeit: «Die Welt retten, was sonst?», macht dann aber sogleich klar, dass damals sein erstes Ziel mit allergrösster Deutlichkeit vor-gegeben gewesen sei: die Eternit-Industrie aus dem Asbest führen. Er jedenfalls habe die Bot-schaft laut und deutlich verstanden, viele an-dere noch nicht. Die Eternit-Industrie so um-zubauen, dass sie ohne den mit der Zeit als gesundheitsschädlich erkannten Asbest aus-kam, sei ein unglaublicher Kraftakt gewesen.

War das sein Anfang als Industriearchitekt, als der er später berühmt wurde? Nein, zuerst sei er eher Industriehandwerker gewesen, der die Ret-tungsaktion durchbringen musste. Zwar sei da-mals auch unter Fachleuten umstritten gewe-sen, wie gefährlich Asbest wirklich sei, er habe aber gesehen, dass das Problem zu lösen sei, er sagt: «Ich wusste sicher, dass ich nicht meine



Wenn man rechtzeitig sein will, muss man immer ein bisschen zu früh handeln: Stephan Schmidheiny.

ganze Zukunft auf ein Fragezeichen setzen wollte.» Verbündete hatte er kaum, er hatte Branche, Familie und Zeitgeist gegen sich, er fühlte sich einsam. Umso betroffener machten ihn mehr als dreissig Jahre später die Vorwürfe italienischer Gerichte, er habe leichtfertig die Gesundheit der Arbeiter aufs Spiel gesetzt. Es sei damals ums Überleben gegangen, man sei in jeder Hinsicht sehr nah am Abgrund gestanden. Wie gross war die Wertvernichtung etwa? Grob geschätzt gingen dabei nach Schmidheiny's

Worten etwa vier Fünftel des ursprünglichen Werts, den er geerbt hatte, verloren. Seine Bilanz nach den ersten zehn Jahren seines Wirkens war: Pro neu eingeweihte Fabrik waren zehn geschlossen worden, jedenfalls in Europa. Kamen ihm diese Erfahrungen später zugute? «Ja, was dich nicht umbringt, macht dich stärker», sagt er. Zu den Asbestproblemen sei dann die grosse Baukrise in Deutschland und Europa Anfang der achtziger Jahre hinzugekommen sowie eine allgemeine Flaute. Klagen über das verkrustete

Europa prägten damals die Stimmung, der Spruch machte die Runde: «Die Japaner fressen die amerikanischen Firmen, die Europäer versinken in der Eurosklerose.»

«Kompensatorische Gunst des Schicksals»

Auf die Frage, ob er den schwierigeren Teil des Erbes erhalten habe als sein Bruder, meint er: «Schwieriger würde ich nicht sagen, das wäre eine gewaltige Untertreibung.» Die Schmidheiny-Unternehmen gehen auf die Gründung einer Ziegelei 1867 durch Jacob Schmidheiny in Heerbrugg zurück, in zweiter Generation investierte dann Ernst Schmidheiny in die Zementherstellung, in dritter Generation bauten seine Söhne Max und Ernst Schmidheiny dies aus und gaben das Erbe in zwei Teilen weiter an Max' Söhne: an Thomas Schmidheiny, der im wesentlichen Holderbank, heute Holcim bzw. Lafarge Holcim, erhielt, und an Stephan Schmidheiny, der Eternit und andere Beteiligungen bekam – eben mit all den Belastungen. Er erinnert sich, wie ihm in der Zeit Anfang der achtziger Jahre mehr als einmal ein anteilnehmender Kollege nach dem zweiten Glas zu seinem Erbe kondolierte, weil er ja die schlechteren Karten gezogen habe. Das habe bisweilen weh getan, aber dann habe sich das Blatt bald gewendet.

Grandios hätten sich seine Engagements dann ab dem zweiten Teil der achtziger Jahre entwickelt. Von da an hätten Firmen, Beteiligungen und Vermögen derart an Wert gewonnen, dass alle Ziele weit übertroffen worden seien. Die Position, an der er bereits Ende 1989 gestanden habe, hätte er sich noch 1984 nicht in den kühnsten Träumen vorstellen können. Den Kontrast «Vorher – nachher» umschreibt Schmidheiny so: «Es gab für mich so etwas wie die kompensatorische Gunst des Schicksals.» Das Schicksal habe ihm zuerst einen Schlag versetzt, dann Glück gebracht. Er sei jeweils zum richtigen Moment am richtigen Ort gewesen und habe mit den richtigen Leuten etwas unternehmen können.

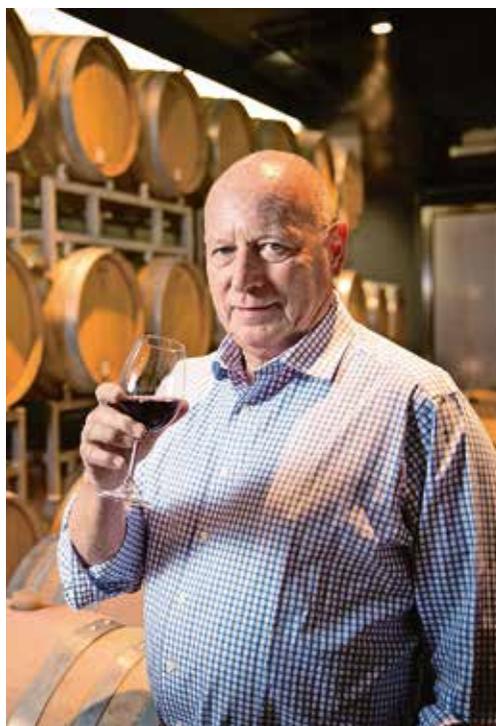
In diese Zeit fiel seine Karriere als «Industriearchitekt». Er engagierte sich 1985 mit Nicolas Hayek bei der Rettung der Schweizer Uhrenindustrie und beteiligte sich an der Swatch-Gruppe. Zwei Jahre darauf spielte er als wichtiger Aktionär von BBC bei der Fusion von Asea und BBC zu ABB eine zentrale Rolle. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde ihm der mehrheitliche Kauf der Landis & Gyr angetragen, die er über seine Anova Holding zu zwei Dritteln kaufte und nach knapp einem Jahrzehnt an die Elektrowatt verkaufte, womit Landis & Gyr später schliesslich an Siemens und zu Teilen weiter zu Toshiba gelangte und jüngst wieder selbstständig wurde. Auch beim Auf- und Umbau sowie Weiterverkauf der Leica-Gruppe wirkte Schmidheiny gestaltend mit. Bei ABB, Swatch, Nestlé und UBS war er lange Verwaltungsrat. Als er zum Beispiel bei Nestlé nach fünfzehn Jahren austrat, war er der Zweitjüngste des

Gremiums – er meint: «Ich war immer fast eine Generation zu jung für das, was ich machte.»

War Reichtum für ihn eine Befreiung oder eine Verpflichtung? Weder noch, meint er. Zuerst sei es ums Überleben gegangen. Dann, als es so schnell aufwärtsging, sei es sein sportlicher Ehrgeiz gewesen, gut zu sein oder besser als andere. Aber diese Phase habe nicht sehr lange gedauert. 1990 kam das Engagement bei der Uno, und nach dem Tod des Vaters und seines zweiten Bruders Alexander hat er vor allem für seine Stiftungen zu arbeiten begonnen. Wie Schmidheiny bei anderen Gelegenheiten schon mehrmals erwähnt hat, wollte er früher einmal



Gründervater: Jacob Schmidheiny, 1940.



Zog das einfachere Los: Bruder Thomas.

Pfarrer oder Missionar werden. Und im Gespräch bekräftigt er: Was er in den letzten 25 Jahren gemacht habe, entspreche zu einem guten Teil dem, von dem er als Junger geträumt und was er idealisiert habe. So hat er Anfang der neunziger Jahre seine Schwerpunkte von der Industrietätigkeit zum Thema Nachhaltigkeit verlagert. Er wolle, so seine Ausführungen, die reale Welt menschenwürdiger machen. Sein Engagement für die Natur, für Nachhaltigkeit sei immer auf das Wohl der Menschen ausgerichtet gewesen, er sei nie nur für Umweltschutz oder Naturschutz gewesen rein um der Natur willen. Für diese Haltung sei er von grüner Seite dann auch oft kritisiert worden, etwa mit dem Vorwurf, ihm sei die Wirtschaft zu wichtig.

300 Millionen Bäume gepflanzt

Wo müsste man denn am ehesten investieren, um solche Ziele zu erreichen? Schmidheiny bekräftigt, was er früher bereits darlegte: Wenn man aus hundert Massnahmen eine einzige aus-

Was er gemacht habe, entspreche zu einem guten Teil dem, von dem er als Junger geträumt habe.

wählen müsste, würde er sagen: Bäume pflanzen in Entwicklungsländern. Mit dem Pflanzen bringe man Arbeit dahin, wo sie fehle, man bekämpfe Bodenerosion, der CO₂-Haushalt werde besser, und zudem produziere man mit Bäumen einen nützlichen Baustoff und Brennstoff. Gemessen am Resultat, seien die Kosten gering. Seine Unternehmen hätten in Südamerika insgesamt um die 300 Millionen Bäume gepflanzt.

Rio war eine wichtige Wende in Schmidheiny's Leben, 1990 wurde er für zwei Jahre hauptamtlich zum Berater für Wirtschaft und Industrie des Generalsekretärs, er gründete den World Business Council for Sustainable Development, in dem gut 150 grosse Unternehmen mitmachten, und er gab sein berühmt gewordenes Buch «Kurswechsel» heraus. Gab es in der Realität ebenfalls einen Kurswechsel? Nach Schmidheiny's Einschätzung hat sich in der Wirtschaft, in den grossen Unternehmen tatsächlich vieles geändert. Heute habe ein grosser Teil der Firmen Umweltziele und gesellschaftliche Aspekte fest im Blick, es sei nun Mainstream, eine klare Politik bezüglich Nachhaltigkeit zu formulieren, zuständige Stellen und eine Strategie einzurichten und Informationen darüber zu veröffentlichen. Das sei radikal anders als früher, und der «Kurswechsel» habe sicher dazu beigetragen.

Unglaubliche Chance verpasst

Viel weniger Reaktionen und Neuerungen habe es in der Politik gegeben, ja im Gegenteil: In den ersten fünfzehn Jahren nach dem Rio-Gipfel habe sich die Welt ungefähr mit 180 Grad in Abweichung zu jenem Kurs bewegt, den man in Rio beschlossen habe. Wäre Schmidheiny ein

Chronist, würde er mit Blick auf die letzten 25 Jahre schreiben, dass die Welt eine unglaubliche Chance verpasst habe. Man habe es verpasst, das gerade wirtschaftlich erwachende China auf einen nachhaltigen Weg zu führen. Hätte China damals die Zeichen der Zeit erkannt und die enorme wirtschaftliche Expansion mit erneuerbaren Energien vollzogen, sich auf Effizienz getrimmt, so wäre die Entwicklung der ganzen Welt anders verlaufen – klar, wohl etwas langsamer als mit Kohleschaufeln, aber die Verbilligung von Solar- und Windenergie wäre viel schneller gekommen, und China könnte heute die Energieversorgung weltweit dominieren. Stattdessen habe man alte Fehler wiederholt.

Den Gedanken, dass die Politik langfristig ausgerichtet sei, hält er für eine Illusion. Das Ziel der Begrenzung der Erderwärmung auf zwei Grad könne man vergessen. Klar, wie viel und wie schnell die Technologie neue Lösungen bringe, die man heute noch nicht sehe, wisse er nicht. Er erinnert an eine Konferenz von 1994 in London, als ein Teilnehmer sagte, in zehn Jahren könne man über den Atlantik telefonieren für 5 Cent pro Minute, und alle ihn auslachten. Heute sind die Kosten gleich null.

«Ich bin noch da»

Vergangenen November wurde Schmidheiny in Zürich kurz nach seinem siebzigsten Geburtstag mit dem Preis der Stiftung Freiheit und Verantwortung geehrt. Was ist seiner Ansicht nach alles in allem aus dem Erbe geworden, das er übernommen hat? Er wendet ein, für ihn sei nicht ein bestimmtes Resultat relevant, er sehe es vielmehr als Lebensweg. Wenn er zurückschaue, sei das Erstaunlichste für ihn selber, wie er all das geschafft habe. Er habe derart viel unternommen, dass er immer wieder staune, wie das alles in einem Leben Platz fand. Ein Grundsatz war ihm dabei immer wichtig: Wenn man rechtzeitig sein will, muss man immer in bisschen zu früh handeln. Und loslassen können. Er hat sich von den Stiftungen zurückgezogen und spricht mit Blick auf Unternehmen und Familie auch nicht von Dynastie, wie das bis zur Generation seiner Eltern der Fall gewesen war. Er habe seinen zwei Kindern, die heute ihr eigenes Leben führen, immer gesagt: Es gibt keine Verpflichtungen zum Einsteigen. Und welche Veränderungen bringt das Alter? Das Leben tendiere dazu, die Extreme abzuschleifen. In jungen Jahren habe man einmal grosse Angst, einmal hochfliegende Träume. Dann kommt der Satz: «Vor allem: Ich bin noch da.» Kurz vor dem sechzigsten Geburtstag hatte er nämlich einen Aortariss, und hätte nicht ein Freund rasch richtig gehandelt, hätte er dies wohl kaum überlebt. Er sei sich dieses Wunders bewusst, seither lebe er ein geschenktes zweites Leben, das er als weniger selbstverständlich anschau als das vorherige, das man unbesehen mit Arbeiten und Kämpfen gefüllt habe. ○

Chef Grandits

Die Spitzenküche ist eine klassische Männerdomäne. Tanja Grandits ist die Ausnahme. Wie ist es, unter ihr zu arbeiten? Ein Selbstversuch. Von David Schnapp und Thomas Buchwalder (Bild)

Frauen in Führungspositionen sind nichts mehr, worüber man ganze Seiten schreiben müsste, denkt man spontan. Anders sieht es auf dem Gebiet der Kulinarik aus: Weder in der Schweiz noch im Rest der Welt gibt es signifikant viele Frauen, die hervorragende Restaurants leiten. Weltweit gibt es gerade eine Handvoll, die Drei-Sterne-Lokale führen, etwa Anne-Sophie Pic in Frankreich, Nadia Santini und Annie Féolde in Italien oder Elena Arzak und Carme Ruscalleda in Spanien. Allerdings gibt es 136 Restaurants mit der Höchstnote vom «Guide Michelin», dort stehen also fast ausschliesslich Männer an der Spitze.

Nach den Gründen für den Frauenmangel in der Haute Cuisine muss man gar nicht zu weit suchen: Es ist eine sehr spezielle kulinarische Disziplin, sie verlangt einen hohen körperlichen und mentalen Einsatz und fordert grosse Zeitinvestitionen. Das scheint für viele Frauen nicht attraktiv zu sein. Dieses Phänomen gibt es auch in anderen beruflichen Feldern, die einen, sagen wir persönlichen Extremismus erfordern, wie zum Beispiel in der Herzchirurgie.

In den letzten Jahren habe ich hin und wieder bei sehr guten Köchen wochen- oder tageweise gearbeitet, um zu verstehen und zu lernen; bei Heiko Nieder vom «The Restaurant» in Zürich, bei Nenad Mlinarevic, damals noch im «Focus», Vitznau, oder bei Daniel Humm, als er letztes Jahr Gast am St. Moritz Gourmetfestival war. Offensichtlich alles Männer, die auf unterschiedliche Weisen auch männlich führten, wenn es so etwas gibt.

Militärische Disziplin in der Küche

Die Spitzenküche hat einen militärischen Kern mit französischen Wurzeln. Das Team heisst «Brigade», angeführt von einem Chef, der in der Regel laute Befehle ausgibt, die im Chor mit einem kräftigen «Oui, Chef!» oder «Jawohl!» quittiert werden. Disziplin, Sauberkeit, Ordnung und Gehorsam sind Eigenschaften, die in einer klassischen Küche nach französischem Vorbild gefragt sind. Würde eine Chefköchin auch so führen oder ganz anders?

Das Selbsterfahrungsexperiment führt mich nach Pontresina ins ebenso gastfreundliche wie idyllische «Grand Hotel Kronenhof», wo Tanja Grandits und ihr fünfköpfiges Team für eine Woche während des St. Moritz Gourmetfestivals zu Gast sind. Auch als (Hilfs-)Koch trägt man bei Grandits Schwarz, das ist die vorgeschriebene Färbung der Kochjacke. Bei den Schürzen gibt es mehr Gestaltungsspielraum,

neben Schwarz und Grau stehen auch fröhliche, rosafarbene Textilien zur Verfügung, die aufgestickte Fenchelblüte ist Tanja Grandits' Erkennungszeichen. Meine Chefin auf Zeit kommuniziert direkt, aber freundlich: «Du könntest diese Brioche-Laibe in kleine Würfel schneiden», weist sie mir eine erste Aufgabe zu.

Es ist 15 Uhr, und für den Rest des Tages werde ich nicht viel anderes machen, als eine Kiste voller goldbraun gebackener Brioche in Würfel von etwa 2 Millimeter Kantenlänge zu schneiden. Zuerst mache ich dünne Scheiben, entferne die Rinde, um dann Streifen und schliesslich Würfel zu bekommen. Was in der Küche den Amateur vom Profi unterscheidet, ist die Routine und damit die Geschwindigkeit. Für die zehn Brioche brauche ich drei, vier Stunden, aber dafür reichen die Würfel dann auch für eine ganze Woche und werden bei verschiedenen Gerichten als Knusper-element eingesetzt: Jakobsmuschel mit Zitrone etwa oder Eigelb mit Kartoffelpüree und schwarzem Trüffel.

Es wird gelacht

Der Küchenalltag unterteilt sich grob in zwei Zeitzonen, die erste beginnt morgens und endet, wenn die Gäste eintreffen. Während des *mise en place* ist die Stimmung in der Küche lockerer, und im Team Grandits wird ausgesprochen oft gelacht. Die Chefin selbst lacht laut und gerne.

Wertschätzung gegenüber ihren Leuten ist ihr ein grosses Anliegen. Und man könnte sagen, es hat etwas Mütterliches, wenn sie für das ganze Team einen Ingwertee mit Honig, Zitrone und Kräutern zubereitet oder ihrem Küchenchef Marco Böhler ein Paar schwarze On-Sneaker schenkt, die neue Schuhwunderwaffe aus der Schweiz, die sich in vielen Küchen grosser Beliebtheit erfreut. Manchmal kocht Grandits auch für ihr Team. Wenn sie abends vor dem Schlafen in ihrer Wohnung in Basel, die direkt über dem Restaurant «Stucki» liegt, eine Granola-Mischung aus Getreide und Nüssen bäckt, kommen ihre Leute am nächsten Morgen in den Genuss eines ofenfrischen, knusprigen Müeslis.

Die zweite Zeitzone im Restaurantalltag beginnt mit dem Eintreffen der Gäste, dann wird fertiggekocht, angerichtet und serviert. Nun steigen die Anspannung und der Adrenalinspiegel. Ich habe Küchenchefs aus der Nähe erlebt, bei denen es in dieser Phase auch einmal richtig laut werden kann, es kommt zu verbalen



Herausragende Köchin, begabte Anführerin: Spitzenköchin Tanja Grandits.

Ausfälligkeiten, oder es wird jemand gleich nach Hause geschickt, weil er einen Topfdeckel fallen liess. Das muss gar nicht negativ sein, der etwas rauere Umgangston ist akzeptiert, und auch wenn die meisten Küchenteams eher männlich sind, können auch Frauen in der Regel mit der ruppigen Art mancher Chefs gut umgehen.

Wohltuende Wirkung

Tanja Grandits gehört nicht zu den Köchen, die laut werden – höchstens, wenn sie lacht. Das schliesst klare Ansagen nicht aus. Während des Anrichtens, wenn man schnell, exakt und konzentriert arbeiten muss, summt sie leise vor sich hin. Die in sich ruhende Chefin hat eine ausgesprochen wohltuende Wirkung auf ihre Leute. Kurz: Man arbeitet gern für so jemanden. Die Frage bleibt allerdings: Ist das deshalb – und verhält sich die Frau so –, weil sie eine Frau ist?

Wenn man Tanja Grandits danach fragt, wie es als Frau an der Spitze eines Restaurants sei – und diese Frage wird zu ihrem Leidwesen oft gestellt – antwortet sie: «Ich denke nicht darüber nach, wie es als Frau ist. Ich bin es einfach.» Sie mache die Dinge so, wie sie es für richtig halte. Ob sie das tue, weil sie eine Frau ist, oder weil es einfach ihrer Persönlichkeit entspreche, könne sie nicht sagen. Grandits verlässt sich oft

auf ihre Intuition, die täusche sie selten. Tut das nicht jeder andere erfolgreiche Manager auch?

Während meiner Woche bei Grandits bin ich verantwortlich für die kalte Vorspeise: gebeizter, temperierter Lachs, Karotten-Tapioka, Mandarinenöl, Karottengel- und -püree, Ringelblumen zur Dekoration. Es ist ein typisches Grandits-Gericht: orangefarbig monochrom, in runden Schüsseln zentral angerichtet, geschmacklich kräftig, leicht säuerlich, mit einer süssen Note.

Sind die vierzig Vorspeisen pro Abend an die Gäste ausgeliefert, wechsele ich den Posten, helfe beim Anrichten der warmen Gerichte und gehe dann weiter in die Patisserie, die unter der Leitung von Julien Duvernay steht, dem «Patissier des Jahres 2018» des «Gault-Millau». Duvernay hat wie Grandits einen unverkennbaren Stil, in seinen hochkomplexen Desserts aus vielen Komponenten wird mit Gemüse, Kräutern und ebenfalls monochromen Farben gearbeitet. Der Stil ist weiblich, könnte man sagen, sein Urheber aber ist ein männlicher Franzose.

«Mit ihm wird das nicht klappen»

Die Geschichte von Duvernay sagt viel aus über die Führungsqualitäten von Tanja Grandits. Der Patissier und Chocolatier war schon im «Stucki», als Grandits zusammen mit René

Graf das Traditionshaus 2008 übernahm. «Er hat klassische französische Patisserie gemacht, sogar Marzipanrosen geformt, und ich dachte: «Mit ihm wird das nicht klappen», sagt Grandits, die einen avantgardistischen Stil pflegt. Aber Duvernay wollte versuchen, in eine neue

«Ich denke nicht darüber nach, wie es als Frau ist. Ich bin es einfach.»

Richtung zu gehen, und seine Chefin gab ihm Zeit und Raum für diesen Weg. Dabei sprechen die beiden nicht einmal dieselbe Sprache: Er kann kein Deutsch und sie kein Französisch, man trifft sich auf Englisch. Das Ergebnis wird weitherum als grossartig anerkannt.

Nach einer Woche mit einer Chefin in der Küche habe ich zwar viel gesehen, habe mich zwischenzeitlich auch noch mit dem linken Daumen an der Aufschnittmaschine leicht verletzt, habe etwa 120 Mal Lachs mit Rüeblli angerichtet und – nur leicht übertrieben – mehrere Millionen Brioche-Würfel gefertigt. Aber ganz ehrlich: Ob Tanja Grandits eine herausragende Köchin und eine begabte Anführerin ist, weil sie eine Frau ist? Es ist schwer zu sagen. Und spielt es überhaupt eine Rolle? ○



Deutschnationale Gesinnung: Burschenschaftler gedenken am Heldenplatz in Wien den Opfern des Zweiten Weltkriegs, 2012.

Satanische Verslein

Österreich befindet sich seit Wochen im politischen Ausnahmezustand, die rechte Regierung steht unter Nazi-Verdacht. Den Anstoss gaben alte Sauf- und Wehrmachtslieder aus einem Gesangsbuch. Hinter der Affäre verbirgt sich ein schmutziger Wahlkampf. *Von Alex Baur*

Zufälle gibt's: Am 19. Januar, das war ein Freitag, flatterte der Reporterin Nina Horaczek vom linken Wiener Stadtmagazin *Falter* ein Gesangsbuch der Burschenschaft Germania zu – einfach so, man weiss nicht woher. Über das Wochenende habe sie das Buch gelesen, sagt Horaczek – und siehe da, sie fand Sätze, die man weder sagen noch singen sollte, erst recht nicht in Österreich. Also griff Horaczek tief in die Tasten. Seit Mittwoch, dem 24. Januar, bekommt das ganze Land, ja die halbe Welt den verpönten Satz nun à discrétion um die Ohren geschlagen: «Da trat in ihre Mitte der Jude Ben Gurion: «Gebt Gas, ihr alten Germanen, wir schaffen die siebte Million.»»

Nun fanden vier Tage nach der Enthüllung zufälligerweise Wahlen in Niederösterreich statt – und der aussichtsreiche Spitzenkandidat der rechtskonservativen FPÖ, Udo Landbauer, war zufälligerweise der Vizepräsident der besagten Burschenschaft Germania. Land-

bauer versicherte zwar, er habe diesen längst aus dem Gesangsbuch gestrichenen Satz nie gesehen und auch nie gesungen, er verurteile diesen aufs schärfste. Landbauer sistierte seine Mitgliedschaft bei der Germania, bis die Sache geklärt sei. Doch das reichte nicht. Obwohl er zwischenzeitlich glänzend in die Landesregie-

Braune Reminiszenzen sind offenbar keine Exklusivität der FPÖ.

rung gewählt worden war, trat der schneidige FPÖ-Hoffnungsträger letzte Woche von allen Ämtern zurück.

Kanzler Sebastian Kurz dürfte erleichtert gewesen sein. Seit der jungdynamische Wunderknabe der katholisch-konservativen ÖVP das Land zusammen mit der FPÖ regiert, ist Feuer im Dach. Ähnlich wie die deutsche AfD

kämpft die FPÖ seit ihrer Gründung mit vermeintlichen oder tatsächlichen braunen Skandalchen am rechten Rand der Partei, die von linker Seite nach Kräften befeuert werden. In Deutschland war die Nazikeule bislang immer eine zuverlässige Remedur gegen eine Mitte-rechts-Koalition, die an sich den Mehrheitsverhältnissen entspräche. Der Wirbel um die Germania-Burschenschaft stellt nun auch die ÖVP-FPÖ-Regierung vor eine Zerreißprobe.

Ominöse Strophe hineingedichtet

Schaut man sich die Geschichte etwas genauer an, schrumpft sie allerdings zu einer schmierigen Posse. Das satanische Verslein zeugt zweifellos von einer nur schwer zu übertreffenden Geschmack- und Pietätlosigkeit. Nur ergibt es keinen Sinn. Ben Gurion, der Staatsgründer von Israel, soll für die Fortsetzung des Juden-Genozids geworben haben?

Nun könnte man den in sich absurden Vers zwar als besonders perfide Variante des Antisemitismus deuten: Die Juden haben den Holocaust selber inszeniert. Betrachtet man ihn jedoch im Kontext, erhält er eine ganz andere, ziemlich banale Bedeutung. Nur hat das leider kaum jemand getan.

Die ominöse Strophe wurde nachträglich in das alte, auch in deutschen und schweizerischen Studentenverbindungen bekannte Sauf- und Spottlied «Es lagen die alten Germa-

Das Pendeln zwischen Selbstmitleid und Selbstbezeichnung prägt die politische Landschaft bis heute.

nen» hineingedichtet. Ursprünglich handelt das Lied vom Römer Tacitus, der sich bei den Germanen anbietet, um mit ihnen zu zechen. Später wurden wahlweise Chinesen oder Araber hinzugehängt, die sich mit den germanischen Säufern verbrüdern wollen – und dann eben auch «der Jude Ben Gurion».

SPÖ-Politiker wird medial verschont

Glaubt man den Vertretern der Burschenschaft Germania, wurde die ominöse Strophe gar nie gesungen. Die Staatsanwaltschaft hat nach Aufhängen des Skandals sämtliche bei der Studentenverbindung noch auffindbaren Exemplare der 1997 gedruckten Gesangsbücher konfisziert und festgestellt: Die widerlichen Passagen um



«Jedes Schriftl a Giftl»: Udo Landbauer.

Ben Gurion waren eingeschwärzt. Wann und unter welchen Umständen dies geschah, soll nun ermittelt werden.

Immerhin fanden sich im Buch auch völlig unverdächtige Lieder von deutschen Chansonniers wie Hannes Wader oder Reinhard Mey, ja sogar das von einem KZ-Häftling verfasste «Moorsoldaten-Lied» ist drin. Davon war im *Falter* natürlich nicht die Rede.

Leider erfuhr die *Falter*-Leserschaft auch nicht, dass ein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei (SPÖ) bei der Erstellung des Gesangsbuches 1997 aktiv gewesen beteiligt war. Der ins Visier der Medien geratene Udo Landbauer hatte damit sicher nichts zu tun gehabt, war er zu jener Zeit doch gerade mal elf Jahre jung.

Kurz vor den Wahlen wurde in Niederösterreich zudem ein SPÖ-Lokalpolitiker wegen sexueller Übergriffe auf Kinder verhaftet, wobei die Ermittler in seinem Keller auf eine stattliche Sammlung von Nazi-Devotionalien gestossen waren. Doch das gaben die Behörden, Zufälle gibt's, erst nach dem Wahlsonntag bekannt. Anders als Landbauer wurden die SPÖ-Politiker medial verschont, ihre Namen blieben unter dem Deckel.

Braune Reminiszenzen sind offenbar keine Exklusivität der FPÖ. Womit sich die Frage aufdrängt: Hat Österreich 73 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ganz allgemein immer noch ein unbewältigtes Problem mit seiner Nazivergangenheit?

Tatsächlich enthält der Wirbel um die Germania einige Ingredienzien, die Nichtösterreicher mehr als nur skurril anmuten. Im konfiszierten Gesangsbüchlein finden sich auch deutsche Wehrmachtslieder aus dem Zweiten Weltkrieg. Schon der Leitspruch der Burschenschaft – «Deutsch und treu in Not und Tod» – weckt ungemütliche Assoziationen. Die Burschenschaft Germania scheint dabei keineswegs ein Randphänomen zu sein. Zwanzig der 51 Abgeordneten, welche die FPÖ im österreichischen Nationalrat stellt, gehören Studentenverbindungen an, die sich selber als «deutsch-national» definieren.

Doch so simpel, wie die Dinge auf den ersten Blick erscheinen, liegen sie nicht. Die deutsch-nationalen studentischen Burschenschaften wurden im 19. Jahrhundert als demokratisch-liberale Gegenbewegung zur Monarchie gegründet. Als Österreich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem abrupten Zerfall der Donaumonarchie von einer Weltmacht zu einer unbedeutenden Alpenrepublik schrumpfte, war der Anschluss an Deutschland ein demokratisches und mehrheitsfähiges Friedensprojekt. Die Alliierten verhinderten die bereits eingeleitete Fusion aus Furcht vor einem zu mächtigen Deutschland.

Hitlers Siegeszug in Deutschland spaltete Österreich vorerst. Für die etablierten Kräfte war der Anschluss damit vom Tisch. Als die deutschen Truppen 1938 einmarschierten, leistete Österreich zwar keinen Widerstand. Hitler wurde mit pompös inszeniertem Jubel empfangen. Wie viel von der Begeisterung echt war, wie viel der deutschen Nation galt und wie viel den Nationalsozialisten, weiss kein Mensch. Fairerweise muss man den Österreichern zugestehen, dass sie damals ziemlich allein waren. Mexiko deponierte als einziges Land beim Völkerbund eine Protestnote. Namentlich die Briten akzep-

tierten die Annektierung Österreichs im Sinne ihrer Appeasement-Strategie.

«Hitler war ja auch kein Eskimo»

Ob Österreich das erste Opfer der deutschen Aggression war oder eben doch ein ausgesprochen williger Mitläufer und Komplize des Naziterrors, ist seither ein Politikum. «Eichmann und siebzig Prozent seiner Truppe sowie zwei Drittel der Kommandanten der Konzentrationslager waren Österreicher», erinnerte Simon Wiesenthal 1989 in einem *Spiegel*-Interview, und Hitler selbst sei ja auch «kein Eskimo» gewesen. Zugleich wehrte sich der Nazi-Jäger stets vehement gegen das Konzept einer Kollektivschuld. Nach seiner Formel war Österreich Opfer und Täter zugleich.

Dieses unlösbare Dilemma, das Pendeln zwischen Selbstbezeichnung und trotzigem Selbstmitleid, prägt die politische Landschaft bis heute. Dass das boomende Wiener Becken im ausgehenden 19. Jahrhundert eine Brutstätte des Antisemitismus war, in dem Hitlers krude Rassentheorien erst recht gedeihen konnten, ist historisch verbürgt. Tatsache ist aber auch, dass Österreich, gemessen an seiner Bevölkerung, mehr Kriegsverbrecher hingerichtet und strengere Naziverbote erlassen hat als Deutschland. «Nationalsozialistische Wiederbetätigung» kann in Österreich bis heute im Extremfall mit bis zu zwanzig Jahren Gefängnis bestraft werden.

Verbundenheit mit der deutschen Kultur

Alt-Nazis konnten im stockkatholischen Österreich allerdings lange mit grosszügiger Absolution rechnen. Die Vorgängerpartei der FPÖ galt als eigentliches Auffangbecken ehemaliger Hitler-Freunde. Doch auch der legendäre SPÖ-Bundeskanzler Bruno Kreisky – immerhin selber ein Jude – leistete sich während seiner Amtszeit (1970–1983) insgesamt sechs Minister mit brauner Vergangenheit. Der krasseste Fall war jener von Landwirtschaftsminister Johann Öllinger, der bereits 1933 als Sturmführer zur SA gestossen und 1937 zum SS-Sturmbannführer avanciert war. Gemäss den Historikern Wolfgang Neugebauer und Peter Schwarz* diente oft der Bund Sozialdemokratischer Akademikerinnen und Akademiker (BSA) als Sprungbrett für die Rückkehr in Amt und Ehren.

Studentenverbindungen gelten bis heute als Rekrutierungszentren für alle etablierten Parteien (ÖVP, SPÖ, FPÖ). Die Burschenschaften sind das Nervenzentrum des österreichischen Staatsapparates. Die am Biertisch auf ewig beschworenen Freundschaften erleichtern die Karrieren ungemein. Es gibt Studentenverbindungen in allen möglichen Schattierungen, von deutschnational bis monarchistisch. Doch wie gerade die Germania zeigt, sind diese Verbindungen oft parteiübergreifend. >>>

Die Germania ist eine Verbindung von «Pennälern», also Gymnasiasten. Die Mitglieder sind nach dem Skandal in Deckung gegangen. Unter der Zusage von strikter Anonymität erklärt sich immerhin einer von ihnen bereit, der *Weltwoche* Auskunft zu geben. Deutschnational, so versichert er, habe nichts mit nationalsozialistisch zu tun. Gemeint sei damit die Verbundenheit mit der deutschen Kultur – «eben nicht nur Mozart und Beethoven, sondern halt auch Schiller und Goethe». Einen Anschluss an die Bundesrepublik Deutschland ziehe heute kein Mensch mehr ernsthaft in Betracht.

Den primitiven Ben-Gurion-Vers, der vor zwanzig Jahren ins Gesangsbuch gerutscht sei, schreibt dieser Mann dem jugendlichen Leichtsinn zu: «Teenager leben in einem gefährlichen Alter, in dem man Grenzen auslötet und auch mal überschreitet.» Die alten Wehrmachtlieder habe man bis in die 1970er Jahre mangels einer Alternative auch in der österreichischen Armee noch gesungen. Doch Nazi-Gedankengut würde in keiner ihm bekannten Burschenschaft toleriert.

Der Germania-Skandal platze mitten in die Shoa-Gedenkanlässe vom vergangenen Januar. Aus Protest boykottierte der European Jewish Congress (EJC) eine Veranstaltung der Regierung Kurz. In einem Interview mit dem Sender ORF 2 räumte EJC-Vize Ariel Muzicant indes ein, der Nationalsozialismus stelle im heutigen Österreich keine direkte Bedrohung mehr dar. Der Publizist und Blogger Andreas Unterberger weist derweil darauf hin, dass die antisemitische Gefahr längst aus einer ganz anderen Ecke kommt: die Zuwanderung aus dem Süden, die just Kanzler Kurz begrenzen will.

Gemäss einer Studie der Universität Bielefeld dürften heute 81 Prozent der in Österreich registrierten Angriffe gegen Juden auf das Konto muslimischer Fanatiker gehen. Doch als 700 Demonstranten mit Palästinenser-Fahnen im letzten Dezember vor der US-Botschaft in Wien in Sprechchören «Tod Israel» oder «Schlachtet die Juden» skandierten, unternahm die Polizei nichts. Der juristische Kampf gegen den Antisemitismus verkommt damit zur Farce. Unterberger wirft der Linken vor, gezielt Material gegen den politischen Gegner zu sammeln – aber nicht, um damit die Judenfeindlichkeit zu bekämpfen, sondern um es im «Giftschrank» aufzubewahren und bei den nächsten Wahlen gezielt zu platzieren, ganz nach dem Motto: «Jedes Schriftl a Giftl».

Die gute alte Nazikeule hat im österreichischen Politbetrieb Tradition. Exemplarisch dafür waren die Attacken gegen den vormali-

gen Uno-Generalsekretär und ÖVP-Bundespräsidenten Kurt Waldheim (1986–1992). Waldheim wurde unterstellt, als Wehrmachtsoffizier in Kriegsverbrechen involviert gewesen zu sein, ja gar der NSDAP und der berüchtigten SA angehört zu haben. Die Vorwürfe, die ursprünglich aus der Küche der SPÖ stammten und über den Jüdischen Weltkongress nach Österreich zurückschwappten, erwiesen sich später allesamt als haltlos. Doch sie führten während Jahren zu einer diplomatischen Isolation des Landes.

Erinnerungen an Waldheim

In Österreich selber verding das «Spiel über die Banden» (Unterberger) auf dem internationalen Parkett nicht. Im Gegenteil, die Attacken aus dem Ausland lösten eine Art Trotzreaktion aus. Mit dem Slogan «Jetzt erst recht» gewann Kurt Waldheim die Präsidentschaftswahl 1986 komfortabel. Nicht anders war es im letzten Jahr, als die SPÖ den israelischen Spindoktor Tal Silberstein engagierte, um den aussichtsreichen ÖVP-Überflieger Sebastian Kurz mit Fake News und gefälschten Accounts in den sozialen Medien

als Neonazi abzuschliessen. Doch die Wählermanipulationen flogen auf, und der «Silberstein-Skandal» mündete in einen Erdbeben von ÖVP und FPÖ.

Welchen Einfluss die «Schmutzkübelkampagne» auf die Wahlen in Niederösterreich vom vergangenen Januar hatte, lässt sich schwer sagen. Die diskreditierte FPÖ von Udo Landbauer holte Waldheims Jetzt-erst-recht-Motto aus der Mottenkiste und konnte dank etwas Proporzglück ihre Sitze im Landtag sogar verdoppeln. Die Sozialdemokraten hielten ihre Sitze, ÖVP und Grüne erlitten leichte Verluste.

Es ist allerdings gut vorstellbar, dass die FPÖ-Gegner gar nicht primär das österreichische Wahlvolk anpeilten – sondern das durchschnittlich desinformierte Publikum im Ausland. «Ich hoffe, dass das international akribisch wahrgenommen wird», frohlockte der grüne Wiener Lokalpolitiker Christoph Chorherr unmittelbar nach dem Auffliegen der Germania-Affäre via *Falter*-Radio, «da werden noch viele Dinge auftauchen, die beschädigen Österreich unglaublich.» Kanzler Sebastian Kurz werde jetzt, «wurscht, wo er hinkommt», auf seinen Koalitionspartner angesprochen und so international unter Druck gesetzt. Das alte Spiel über die Banden.

* Wolfgang Neugebauer und Peter Schwarz:
Der Wille zum aufrechten Gang. Czernin-Verlag.
336 S., 23 Euro.



Inside Washington

Leere Drohungen

Diese Kolumne beantwortet auch Fragen. Schreiben Sie, wenn Ihnen Washington wieder einmal Rätsel aufgibt.

Wo sind denn alle die Prominenten, die geschworen hatten, die USA zu verlassen, falls Donald Trump gewählt wird?

Jürg S. aus Walchwil

Lieber Jürg, das würden auch viele Amerikaner gern wissen. Adele (nicht einmal Amerikanerin) verkündete, dass sie in einem Land, das Trump wählt, nicht mehr leben könne. Eine Freundin des Weltstars verriet dem britischen Boulevardblatt *The Sun*: «Adeles instinktive Reaktion war: «Nichts wie raus aus L.A.» (Adele selbst hat sich nie von dieser Bemerkung distanziert.) Während des Wahlkampfes erklärte Adele: «Ich habe die Debatten verfolgt, und ihr sollt wissen, wen ich mag und wen ich gottverdammte nicht mag. Ich schäme mich für Sie [Trump].»

Und heute? Die Sängerin lebt in Malibu, einem der teuersten Landstriche für Strand-Immobilien, die es in Amerika gibt. Warum? «Jetzt, da einige Zeit vergangen ist, hat sie erkannt, wie grossartig Kalifornien ist – die Schulen, der Lifestyle, das Wetter – und dass sie hier nicht so sehr belästigt wird wie in Grossbritannien.»

Der Schauspieler John Cusack, den ich persönlich sehr mag, drohte dem Präsidenten auf Twitter gar mit dem Tod. In Anlehnung an einen Filmtitel twitterte er: «Du bist tot, schaufle dein Grab.» Klugerweise löschte der ehemalige Teenie-Schwarm den Tweet.

Also, lieber Jürg, wo sind all diese reichen und berühmten Schauspieler heute? Nach all den Drohungen und dem Heulen und Zähneklappern wegen der Wahl von Donald Trump? Die Antwort: Sie leben in Brentwood, Beverly Hills und Malibu. Sie twittern leere Drohungen. Cusack: «Amtsenthebung dieser schwachsinnigen Horrorclown-Show.» So etwas in der Art hat man übrigens auch über Cusacks jüngsten Wechsel zu Videofilmen gesagt. *Amy Holmes*

Sandburg auf Zeit

Von Thilo Sarrazin — Jedes Jahr, in dem Angela Merkel und Martin Schulz gemeinsam regieren, ist eine Hypothek für die deutsche Zukunft und ein Verlust von Handlungsmöglichkeiten.



Zwischen dem 29. Januar und dem 2. Februar erschienen drei bundesweite Meinungsumfragen renommierter Institute. Diese sahen die SPD bei einem Wähleranteil von 17,5

bis 19 Prozent, ein weiterer Einbruch nach dem historischen Tiefpunkt der Bundestagswahl von 20,5 Prozent. Die AfD lag in allen drei Umfragen stabil bei 14 Prozent, ein deutliches Plus gegenüber dem Ergebnis der Bundestagswahl von 12,6 Prozent.

Kommt es zur grossen Koalition, wird die AfD zur grössten Oppositionspartei und hat nach den Regierungsparteien das erste Rederecht bei Plenardebatten. Die letzten Monate haben gezeigt, dass die AfD ihre parlamentarischen Profilierungschancen zu nutzen weiss. Seit einigen Tagen leiten AfD-Abgeordnete den Haushaltsausschuss und den Rechtsausschuss des Bundestages. Die übrigen Parteien werden zur parlamentarischen Normalität gezwungen, und eine Verteufelung der AfD fällt immer schwerer, solange sie selbst dazu keinen Anlass gibt.

Schulz' panischer Zickzackkurs

In drei ostdeutschen Bundesländern liegt die AfD bei den jüngsten Umfragen vor der SPD. In Bayern wird sie von der SPD nur knapp überflügelt. In Baden-Württemberg liegen SPD und AfD mit jeweils 12 Prozent gleichauf.

Noch vor drei Jahren wären solche Ergebnisse unvorstellbar gewesen. Die AfD ist auf dem besten Weg, die SPD als Partei der kleinen Leute und als Arbeiter abzulösen. Der SPD-Vorsitzende Martin Schulz spürt die Bedrohung. Aber er analysiert nicht sauber, sondern führte die SPD in den letzten fünf Monaten in einen panischen Zickzackkurs. Er war beleidigt darüber, dass Angela Merkel und die CDU/CSU der SPD im Wahlkampf die Themen wegnahmen und sie so quasi von hinten aufrollten. Mit so fiesem Spielkameraden wollte er nicht länger im selben Sandkasten sitzen. Er warf die Schippe hin und rannte weg.

Das ging nicht lange gut. Eine Volkspartei, die nicht regieren will, weil sie in ihrer Eitelkeit gekränkt wurde, macht sich lächerlich. Von führenden Parteifreunden wurde Martin Schulz sanft, aber bestimmt zum Sandkasten zurückgeführt. Dort musste er sich unter Aufsicht mit Merkel darüber einigen, wie man gemeinsam eine Sand-

burg baut. Die schwierige Prozedur nannte man in der ersten Phase Sondierungsgespräche und in der zweiten Koalitionsverhandlungen.

Das erkennbare Design der gemeinsamen Sandburg stimmt den Prüfstatiker besorgt. Was da geplant wird, ist in höchstem Masse einsturzgefährdet sowie völlig am Bedarf vorbeigebaut. Dazu vier Beispiele:

1 — **Rentengarantie:** Bis zum Jahr 2025 sollen die Sozialrenten nicht unter ein Nettorentenniveau von 48 Prozent absinken, ihre Bezahlung bleibt offen. Die wahren Probleme beginnen aber erst danach, wenn die geburtenstarken



«Österreich, du hast es besser»: Merkel, Kurz.

Jahrgänge in Rente gehen. Das Problem wird weiter verdrängt, es handelt sich um reine Schaufensterpolitik.

2 — **Mehr Leistungen in der Altenpflege:** Das Pflegepersonal soll besser bezahlt werden, es soll mehr Pflegekräfte geben. Die Kinder sollen aber weniger in Regress genommen werden für die Pflegekosten ihrer Eltern. Offen bleibt, wie das finanziert und bezahlt wird.

3 — **Grosse «Bildungsoffensive»:** Dafür soll der Bund viel Geld an die Bundesländer für Aufgaben geben, die gar nicht in seine Zuständigkeit fallen. Unerwähnt bleiben die beiden Hauptprobleme des deutschen Bildungswesens, nämlich, erstens, dass die Bildungs-

fähigkeit der jungen Menschen wegen ihrer demografischen und sozialen Zusammensetzung ständig sinkt, und zweitens, dass die Mängel einer auf Anforderungsabbau, Inklusion und Abiturientenschwemme zielenden Bildungspolitik mit mehr Geld gar nicht bekämpft werden können, sondern viel tiefer liegen.

4 — **Lösung beim Familiennachzug:** Für subsidiär schutzbedürftige Flüchtlinge soll es eine Härtefallregelung für bis zu tausend Fälle im Monat geben. Das offene Scheunentor Asylrecht bleibt unverändert, und keiner Erwähnung wert ist die Tatsache, dass die Zahl der Abschiebungen aus Deutschland fällt und nicht steigt.

Wo Marx recht hatte

Die unregelten Fragen der Migration und des Zuzugs kulturfremder Wirtschaftsmigranten und Kriegsflüchtlinge, der fortgesetzte Missbrauch des Asylrechts, die langfristigen Folgen für den Arbeitsmarkt, die öffentlichen Kassen und den sozialen Zusammenhalt in Deutschland stehen weiterhin als weisse Elefanten im Raum der Politik. Diese Elefantenherde wird so behandelt, als ob sie unsichtbar wäre.

Dabei ist sie das zentrale Thema für die Zukunft unserer Gesellschaft. Die sogenannten kleinen Leute spüren das sehr genau. Sie möchten von der Politik Schutz und Perspektive, und wenn sie die nicht bekommen, wenden sie sich ab. Karl Marx hatte recht: Das Sein bestimmt das Bewusstsein, deshalb nehmen mehr und mehr Arbeiter die SPD nicht mehr als ihre Partei wahr. Und Macheath in der «Dreigroschenoper» hatte auch recht: «Zuerst kommt das Fressen, und dann kommt die Moral.»

Vor einigen Wochen war der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz zu Besuch bei Angela Merkel. Als ich bei der gemeinsamen Pressekonferenz seine frische, klare Diktion hörte und mit den Wortgirlanden Angela Merckels verglich, wurde ich wehmütig: «Österreich, du hast es besser.» Das Polit-Establishment wittert Gefahr: Noch nie wurde ein ausländischer Staatsmann und demokratisch gewählter Führer einer befreundeten Nation in einer deutschen Talkshow so herabsetzend behandelt wie Kurz bei «Maischberger». Der österreichische Bundeskanzler wird es nicht vergessen und es seiner Kollegin in Deutschland bei passender Gelegenheit heimzahlen. Wer 31 Jahre jung ist, kann auch in Europa in Ruhe abwarten, bis die Zeit der Grosseltern abgelaufen ist.

Angela Merkel und Martin Schulz sind aus der Zeit gefallen, und sie wirken auch so. Jedes Jahr, in dem sie gemeinsam regieren, ist eine Hypothek für die deutsche Zukunft und ein Verlust von Handlungsmöglichkeiten. Darum werde ich als SPD-Mitglied in den nächsten Wochen gegen eine erneute grosse Koalition stimmen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Mein Südamerika

Venezuela, der Modellstaat des «Sozialismus im 21. Jahrhundert», ist am Boden. Der Niedergang des reichsten Landes Südamerikas steht als Chiffre für den Subkontinent. Welches sind die Gründe? Gibt es Hoffnung? Bilanz nach vier Jahren Korrespondenz. Von Matthias Rüb

Wieder einmal Caracas, Juni 2016. Ankunft am Aeropuerto Internacional Simón Bolívar. Der Flughafen liegt in Maiquetía, einem Städtchen in der Küstenebene, etwa zwanzig Kilometer nordwestlich der venezolanischen Hauptstadt. Die Karibik schimmert türkisfarben. Der Himmel ist blau. Palmen wiegen sich in der Brise.

Und doch stellt sich sogleich Beklemmung ein. Schon das Flugzeug der Copa Airlines aus Panama war fast leer. Noch ruhiger geht es nach dem Aussteigen zu. In den verwaisten Gängen ist kaum ein Laden geöffnet. Im Food-Court gibt es nichts ausser Pizza und Kaffee. Auf den Wartebänken vor den Flugsteigen sitzt keine Menschenseele.

Hoffnung auf Überschall-Epoche

In den Monaten darauf sollte das Land noch tiefer in die selbstverschuldete Krise und Isolation sinken. Alle europäischen, auch die meisten nord- und südamerikanischen Fluggesellschaften stellen ihre Flüge nach Caracas bis Mitte 2017 ein. Denn das sozialistische Regime unter Präsident Nicolás Maduro verweigert ihnen den Zugriff auf ihre Dollarkonten in Venezuela. Die Verluste für die Fluglinien belaufen sich nach Schätzungen der Internationalen Luftverkehrs-Vereinigung Iata auf knapp vier Milliarden Dollar. Auch Copa Airlines kommt nicht an ihre Dollars in Venezuela, verrät aber nicht, wie hoch die Abschreibungen sind. Tickets für Flüge von und nach Venezuela verkauft die Fluglinie nur noch für Dollars in Panama. Dort leben viele Exilvenezolaner. Wer aus den Nachbarländern Kolumbien und Brasilien, auch aus Peru, Argentinien oder Chile nach Venezuela fliegen will, muss über Panama-Stadt reisen.

Ende der siebziger Jahre, als man auf den Anbruch der Überschall-Epoche im kommerziellen Flugverkehr hoffte, flogen Air France und British Airways mit der legendären Concorde von Paris und London drei Destinationen in Amerika an: New York, Miami – und Caracas. Auch Flüge von der Ostküste der USA nach São Paulo in Brasilien oder in die argentinische Hauptstadt Buenos Aires führten über den Luftknotenpunkt im Norden Venezuelas.

Heute findet man in ganz Lateinamerika und in der Karibik keinen Flughafen, der so deprimierend ist wie jener von Caracas. Und damit beginnt der Horrortrip erst. Die Schnellstrasse von Maiquetía an der Küste in die Hauptstadt auf der Hochebene führt über eine Hügelkette. Wenn die Autos und Busse mit ihren altersschwachen Motoren die Steigung hinaufkriechen, werden sie zur leichten Beute für die Banden. Rasch sind die Fahrbahnen blockiert und die Passagiere innert Minuten um ihre Mobiltelefone, ihre Barschaft und ihr Gepäck gebracht.

Caracas ist heute eine der gefährlichsten Metropolen der Welt. Nur sechs Prozent der Morde werden aufgeklärt. Die allermeisten Opfer von Überfällen und Gewaltverbrechen sind freilich Einheimische in den Armenvierteln. Doch auch Besucher aus dem Ausland leben gefährlich. Copa Airlines legt die Flüge nach Venezuela so, dass die Besatzungen niemals über Nacht in Caracas bleiben müssen.

Im März 2017 wurde ein Ägypter am helllichten Tag in der Flughafenhalle von Maiquetía erschossen: Die Räuber hatten es auf sein Gepäck abgesehen. Ausser ein paar unerschütterlichen oder auch ahnungslosen Brasilianern kommen keine Touristen mehr nach Venezuela. Die Hotelburgen auf der Ferieninsel Isla de Margarita in der Karibik stehen leer.



Simón Bolívar.

Chávez sah sich vor allem als historischen Wiedergänger Bolívars.

Das Drogenkartell trägt Uniform
Was ist passiert mit Venezuela, dem einst reichsten Land Lateinamerikas? Wie steht es um den Modellstaat des «Sozialismus im 21. Jahrhundert», den Revolutionsführer Hugo Chávez nach seinem Sieg vom Dezember 1998 bei demokratischen Wahlen aufzubauen versprochen hatte? Den charismatischen «Comandante» Chávez, der im März 2013 einem Krebsleiden erlag, beten unerschütterliche oder auch ahnungslose Linke in Europa und in den USA noch heute an.

Mit Chávez' hölzernem Nachfolger Nicolás Maduro, einem ehemaligen Busfahrer, können sie nicht so viel anfangen. Gerne geben sie Maduro die Schuld an der unleugbaren Misere Venezuelas. Oder sie führen den angeblichen Wirtschaftskrieg der USA und die jüngsten Sanktionen der EU an. Oder sie nennen den

dramatischen Zerfall des Ölpreises auf dem Weltmarkt als Grund.

Das Land mit den grössten nachgewiesenen Ölreserven der Welt erlöst 95 Prozent seiner Deviseneinnahmen über den Ölexport. Und wenn die Petrodollars ausbleiben, dann können nicht mehr ausreichend Lebensmittel, Medikamente und Versorgungsgüter für die rund 31 Millionen Einwohner eingeführt werden. Denn in Venezuela wird kaum mehr etwas hergestellt. Die heimische Landwirtschaft und die Industrieproduktion sind nach fast zwei Jahrzehnten Sozialismus zerstört. Im Kabinett von Maduro haben Generäle das Sagen. Viele von ihnen sind von den amerikanischen Behörden wegen Drogenschmuggels im grossen Stil zur Verhaftung ausgeschrieben. Die Führung des berüchtigten «Cártel de los Soles» ist faktisch identisch mit dem Generalstab der venezolanischen Streitkräfte. Das dominierende Drogenkartell des Landes trägt selbst Uniform, es braucht keine Razzien und schon gar keinen Kriegszug der Sicherheitskräfte zu fürchten.

Vom Goldesel zur Jammergestalt

Der Niedergang Venezuelas begann schon mit dem Aufstieg von Hugo Chávez. Chávez enteignete kurz nach seinem Machtantritt viele Privatbetriebe, grosse wie kleine. Vor allem aber brachte er den staatlichen Ölkonzern PDVSA unter seine Kontrolle. Er tauschte erfahrene und erfolgreiche Manager gegen inkompetente Parteileute und Speichellecker aus. Der nationale Goldesel, der dem Land jahrzehntelang steigende Einnahmen aus dem Ölexport beschert hatte, wurde unter Chávez und später Maduro zu einer ausgegemergelten Jammergestalt.

Heute steht die venezolanische Ölindustrie vor dem Kollaps. Und mit ihr die gesamte Wirtschaft und Gesellschaft. In den vergangenen vier Jahren brach die Wirtschaftsleistung Venezuelas um 40 Prozent ein. Das Land stellt traurige Weltrekorde bei der Geldentwertung auf. Rund 3000 Prozent waren es 2017. In diesem Jahr soll die Inflationsrate nach Schätzungen des Internationalen Währungsfonds (IWF) auf 13 000 Prozent klettern. Hunderttausende venezolanische Hungerflüchtlinge leben in den Nachbarländern Brasilien und Kolumbien. Weitere Millionen könnten ihnen folgen. Venezuelas Nachbarn haben Notfallpläne ausgearbeitet für den Tag, an dem die öffentliche Ordnung vollends zusammenbricht.



Militärdiktatur nach kubanischem Muster: Venezuelas Präsident Maduro (M.) in Caracas.

Chávez herrschte als linker Caudillo. An seine Anhänger verteilte er Geld und Waffen. Seine Gegner in Politik und Wirtschaft kujonierte er, wahrte aber immer den Schein der Demokratie. Die Leute in den Armenvierteln waren in Venezuela – wie überall in Lateinamerika – jahrzehntelang nicht gehört worden. Deshalb verwechselten viele von ihnen die kalkulierten Tiraden von Chávez gegen den Kapitalismus und die USA mit dem authentischen Widerhall ihrer eigenen Stimme.

Der einstige Oberstleutnant des Heeres begnügte sich aber nicht damit, die Einnahmen während der Ölpreishausse zu Transferzahlungen an die Armen daheim zu verwenden.

Chávez sah sich vor allem als historischen Wiedergänger des grossen Unabhängigkeitskämpfers Simón Bolívar (1783 bis 1830), der Anfang des 19. Jahrhunderts nicht nur sein Heimatland Venezuela, sondern auch Boli-

vien, Ecuador, Kolumbien und Peru von spanischer Kolonialherrschaft befreit hatte. Um seine bolivarianische Mission einer «zweiten Befreiung» Lateinamerikas zu erfüllen, verteilte Chávez viele Milliarden Dollar aus dem venezolanischen Ölexport an befreundete Regierungen in der Karibik und in Südamerika. Simón Bolívar hatte die Spanier aus Südamerika verjagt. Hugo Chávez versprach, die Kapitalisten zu verjagen und die Bevormundung durch die USA zu beenden.

Chávez starb, ehe er das krachende Scheitern seiner Mission von der Erneuerung des Sozialismus in Lateinamerika und vom Aufstand des globalen Südens gegen den kapitalistischen Norden miterleben musste. Sein Nachfolger Nicolás Maduro hat das vermeintlich monumentale Geschichtswerk des «Ewigen Comandante» Chávez vollends in Schutt und Asche gelegt. Venezuela im Jahr 2018 ist

eine Militärdiktatur nach kubanischem Muster. So langlebig wie die der Castro-Brüder Fidel und Raúl in Havanna wird sie aber nicht sein.

Die «rote Welle»

Der Niedergang Venezuelas ist ein Fanal für all jene Länder, in welchen in den Jahren nach Hugo Chávez' erstem Wahlsieg vom Dezember 1998 dessen Jünger und Gefolgsleute an die Macht kamen. Das war in Bolivien und Brasilien, in Argentinien und Ecuador, dazu in den mittelamerikanischen Ländern Nicaragua, Honduras und El Salvador der Fall. Auch über Chile und Uruguay rollte nach der Jahrtausendwende die «rote Welle». Doch dort herrschten stets gemässigte Linke, Sozialdemokraten europäischen Formats. Es ist kein Zufall, dass Chile und Uruguay nach dem Ver-

» Fortsetzung auf Seite 48



Mutter aller Playmates

1953 beglückte Hugh Hefner die US-Öffentlichkeit mit einem neuartigen Magazin, dem *Playboy*. Bereits in der ersten Ausgabe konnte er mit einer Sensation aufwarten: Schauspielerin Marilyn Monroe (Bild) zierte das erste Centerfold, das aufklappbare Poster in der Heftmitte. Nebst der Erotik zeichnete sich das Blatt durch herausragende Texte aus. Schriftsteller wie Jack Kerouac, John Irving und Vladimir Nabokov schrieben für den *Playboy*, Politgrößen wie Jimmy Carter und Jassir Arafat gaben ihm Interviews. Mittlerweile ist die Kombination von Geist und Erotik in Ungnade gefallen: Unsere Zeit ist geprägt durch Prüderie und Pornografie, alles dazwischen steht unter Verdacht. 2016 beschloss die US-Ausgabe des *Playboy* auf nackte Frauen zu verzichten, ein Jahr später wurde der Entscheid rückgängig gemacht. Beides konnte die Talfahrt des einst grossen Magazins nicht aufhalten. (rb)

Bild: Tom Kelley (Copyright 1970, renew)

» Fortsetzung von Seite 45

ebben der «roten Welle» vor gut zwei Jahren die wirtschaftlich robustesten und politisch stabilsten Länder der Region sind.

Der relative Erfolg der linken Umverteilungspolitik – von Luiz Inácio Lula da Silva in Brasilien, von Néstor und Cristina Kirchner in Argentinien, von Evo Morales in Bolivien oder Rafael Correa in Ecuador – war vor allem dem unstillbaren Hunger Chinas nach Rohstoffen und Agrarprodukten geschuldet: Die Exporterlöse für Öl und Gas, Eisenerz und Kupfer, Soja und Rindfleisch ermöglichten umfangreiche Sozialprogramme zur Reduzierung der Armut.

Das Abflauen dieses historischen Booms gegen Ende 2014 legte dann aber die Versäumnisse bloss. Das Geld der fetten Jahre war vor allem in den Konsum geflossen. In der Unterschicht hatte freilich grosser Nachholbedarf bestanden: Millionen Familien konnten sich den ersten Kühlschrank, den ersten Flachbildfernseher, den ersten Gebrauchtwagen leisten. Doch staatliche Investitionen in die Infrastruktur, in das Bildungs- und das Gesundheitswesen, auch in die öffentliche Sicherheit blieben weit hinter den Erfordernissen zurück. Die Strukturen der lateinamerikanischen «Extraktionswirtschaft» wurden nicht überwunden. Mutter Erde wurde ausgebeutet wie eh und je. Die Zerstörung der Natur – vom Regenwald in Amazonien bis zu den



Der Freihandel auf dem Subkontinent kommt kaum vom Fleck.

Gipfeln der Anden – ging weiter. Ebenso die Marginalisierung der Indigenen, der geborenen Hüter und Bewahrer des unfassbaren Reichtums der Natur Lateinamerikas. Dieser Reichtum wurde roh exportiert, statt ihn daheim zu veredeln, wo er zur Grundlage für nachhaltiges Wachstum hätte werden können. An der globalisierten Weltwirtschaft nimmt das Gros der Länder Lateinamerikas allenfalls als Lieferant von Rohstoffen und Agrarprodukten teil. Der Freihandel auf dem Subkontinent kommt kaum vom Fleck. Lateinamerika droht den Anschluss an die Tiger-

staaten Asiens und sogar an Afrika zu verlieren.

Überfällige politische und wirtschaftliche Reformen wurden versäumt, Budgetdisziplin und Schuldenabbau hintangestellt. Zudem litten die linken Regierungen Lateinamerikas unter den gleichen Erbkrankheiten wie ihre rechten Vorgänger: Die offenbar unausrottbaren Sumpfblüten Korruption und Klientelismus wechselten einfach nur die politische Farbe. In Brasilien wurde der frühere Präsident Lula, den Barack Obama einst als «beliebtesten Politiker der Welt» gepriesen hatte, Anfang 2018 im Rahmen des monumentalen «Lava-Jato»-Korruptionsskandals um den halbstaatlichen Ölkonzern Petrobras wegen Bestechlichkeit und Geldwäsche zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt.

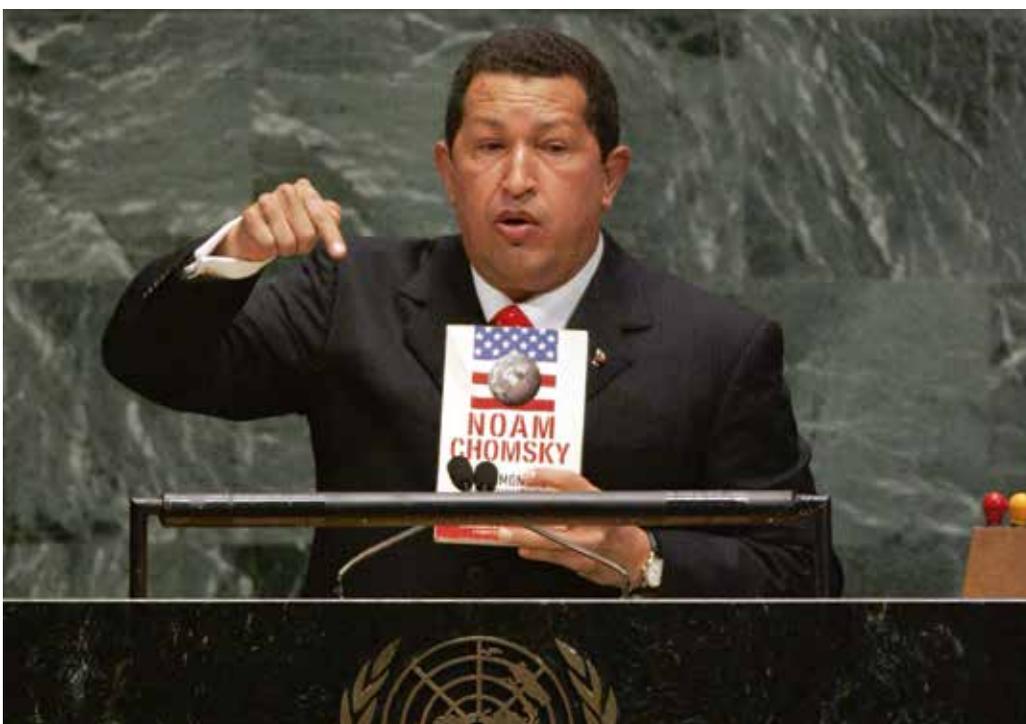
Auch gegen den gegenwärtigen konservativen Präsidenten Michel Temer wird wegen Verdachts auf Korruption ermittelt. Das Parlament in Brasília lehnte den Antrag der Generalstaatsanwaltschaft zur Aufhebung von Temers Immunität aber mehrfach ab. Gewiss auch deshalb, weil gegen rund die Hälfte der Abgeordneten und Senatoren wegen Korruptionsverdachts und anderer Delikte ebenfalls ermittelt wird.

Bei den Präsidentenwahlen im Oktober 2018 will Lula abermals antreten, seine linke Arbeiterpartei hat ihn einmütig nominiert. Und das, obwohl sich gemäss dem 2010 von Lula selbst unterzeichneten Antikorruptionsgesetz «Ficha Limpa» (weisse Weste) rechtskräftig verurteilte Politiker acht Jahre lang nicht um ein politisches Amt bewerben dürfen.

Vorgehen der Justiz als Lichtblick

Grundsätzlich gehört das entschlossene Vorgehen der Justiz in Brasilien, aber auch in Peru oder Kolumbien gegen korrupte Politiker jeder politischen Couleur zu den Lichtblicken der vergangenen Jahre in Lateinamerika. Bei den «Lava-Jato»-Verfahren am brasilianischen Bundesgericht in Curitiba wurden seit März 2014 Dutzende Industriekapitäne und Politiker aller Parteien zu langen Haftstrafen verurteilt. Jahrzehntlang hatten sich die Amigos in der Hinterzimmerwelt der systemischen Korruption sicher fühlen können. Damit ist es nun vorbei.

In Kolumbien hat ein Erzpragmatiker wie der scheidende Präsident Juan Manuel Santos das historische Werk eines Friedensvertrags mit der marxistischen Farc-Guerilla vollbracht. Für die Beendigung des längsten Bürgerkrieges in Lateinamerika, der mehr als ein



«Zweite Befreiung»: sozialistischer Machthaber Chávez, 2006.

halbes Jahrhundert dauerte, bis zu 300 000 Menschenleben kostete und Millionen in die Flucht trieb, hat Santos 2016 den Friedensnobelpreis erhalten.

Das Triumphgeheul ist verhallt

Doch von innerem Frieden ist Lateinamerika weit entfernt, obschon es seit bald neun Jahrzehnten keine zwischenstaatlichen Kriege gegeben hat. Von den 50 gefährlichsten Städten

Brasiliens Ex-Präsident Lula wurde Anfang Jahr wegen Korruption zu zwölf Jahren Haft verurteilt.

der Welt befinden sich 43 in Lateinamerika – Brasilien, Mexiko und Venezuela sind die traurigen Spitzenreiter. Die überfüllten Gefängnisse in den Ländern der Region sind Brutstätten der Gewalt mit überwiegend dunkelhäutiger Population.

Bei der Machtanmassung gleichen sich die politischen Eliten über die sonst unüberwindlichen ideologischen Gräben hinweg. Rechte Autokraten in Honduras sowie linke Caudillos in Bolivien, Venezuela und Nicaragua verbiegen die Verfassung, um ihre eigene Macht zu verstetigen oder an Verwandte und Verbündete zu vererben. Die kommunistische Castro-Dynastie auf Kuba kann es mit der Lang-



Brasiliens Ex-Staatsoberhäupter Rousseff (v.), Lula.

lebigkeit untoter europäischer Königshäuser aufnehmen.

Verhallt ist das Triumphgeheul des linken Kriegszugs gegen die grassierende Armut und gegen die empörende soziale Ungerechtigkeit in Lateinamerika. Mit ihrer Umverteilungs-

politik entfachten die inzwischen weithin abgewählten sozialistischen Herrscher von Argentinien über Brasilien bis Peru ein konjunkturelles Strohfeuer, das nur bis zur nächsten Rezession wärmte. Venezuela ist das erschreckende Beispiel dafür, dass Freiheit, Demokratie und Wohlstand immer nur wenige Jahre von ihrer Abschaffung und Vernichtung entfernt sind.

Zum Bild des heutigen Lateinamerika gehören natürlich auch Länder wie Costa Rica, Uruguay und Chile. Dort gibt es demokratische Rechtsstaaten und entwickelte Volkswirtschaften, die diese Namen verdienen. Die drei Musterstaaten zählen zusammen aber weniger als ein Zwanzigstel der rund 640 Millionen Einwohner des Halbkontinents. Die grosse Mehrheit der Menschen in Lateinamerika lebt in Verhältnissen, in welchen sie ihr schöpferisches Potenzial nicht in Sicherheit entfalten können und fortgesetzt um ihre Grundrechte kämpfen müssen. In diesem Kampf um Recht und Würde werden sie von den Führungseliten ihrer Länder öfter behindert als unterstützt.

Matthias Rüb war von September 2013 bis Januar 2018 Korrespondent in Lateinamerika für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Diesen Artikel hat er exklusiv für die *Weltwoche* verfasst.

DER BESTATTER
DER STAR BETET

Warum die No-Billag-Initiative beliebte Schweizer TV-Formate beerdigen würde: ein Thema für persönlich und persoenlich.com.

persönlich

Zürcher Justiz: Milde für Farc-Helfer

Vor fast drei Jahren enttarnten US-Sicherheitsbehörden einen Drogenhandels- und Geldwäscher der Terrororganisation Farc in Zürich. Letzte Woche wurde ein Beschuldigter verurteilt. Er wird zwar des Landes verwiesen, darf sich aber im übrigen Europa frei bewegen. Von Florian Schwab

Ein Lächeln zuckt um die Lippen des Pflichtverteidigers, als Richter Roland Heimann das Urteil verkündet: «Von der Ausschreibung der Landesverweisung im Schengener Informationssystem (SIS) wird abgesehen.» Sein Mandant, nennen wir ihn Oscar Gutierrez*, atmet auf: Zwar lautet das Urteil des Gerichts auf drei Jahre Freiheitsstrafe und eine achtjährige Einreiseperrre. Es verzichtet aber auf die eigentlich vorgesehene Information der anderen Schengen-Länder durch einen SIS-Eintrag. Sobald Gutierrez aus dem Gefängnis kommt, kann er sich damit frei im übrigen Schengen-Raum bewegen. Angesichts der laschen Grenzkontrollen ist es nicht unwahrscheinlich, dass er trotz Einreiseperrre auch in der Schweiz wieder auftaucht. Den Verzicht auf den Schengen-Eintrag hat der Strafverteidiger durch eine originelle Finte erwirkt. Wir kommen darauf zurück.

Mittwoch letzter Woche, 14.15 Uhr, Saal 134 des Zürcher Bezirksgerichts. Es geht um Drogenhandel. Der Angeklagte: Oscar Gutierrez, 34, kolumbianischer Staatsbürger, seit 2007 in der Schweiz. Ihm wird vorgeworfen, 2014 und 2017 in Zürich Kokain verkauft zu haben. Brisant wird der Fall dadurch, dass Gutierrez offenbar im Auftrag der kolumbianischen Farc (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia) handelte. Im Jahr 2015 legte das amerikanische Office of Foreign Assets Control (Ofac) diese Verbindung offen. Auf der amerikanischen Farc-Liste standen neben Gutierrez noch vier weitere in der Schweiz wohnhafte Kolumbianer. Die Farc sind eine militärisch aufgebaute, marxistische Kampftruppe, die vor dem Friedensvertrag von 2016 auf der Terrorliste der EU stand und den US-Behörden bis heute als terroristische Organisation gilt. Nach Überzeugung der Amerikaner finanzierte die Zürcher Zelle den Terror der Farc durch Kokainhandel. Doch weil die Schweiz die Farc nie offiziell als terroristische Vereinigung qualifizierte, konnte die Justiz diesen Verbindungen nicht weiter nachgehen.

Der Anklage entnehmen wir lediglich, dass Gutierrez «den Erlös aus seinen eigenen Kokaindeals» mit einer «Vielzahl an Überweisungen zu Verwandten in seine Heimat» schickte. Dies fiel ihm leicht, da er im El Colombiano Latinshop beschäftigt war – einem in der Zwischenzeit geschlossenen kolumbianischen Kiosk mit Anschluss an internationale Geldüberweisungssysteme wie Western Union. Gutierrez benutzte für die Überweisungen «Namen von Personen, die bereits über die Agentur Geld verschickt hat-



In den USA noch immer eine Terrorgruppe: Farc.

ten» und deren «Passkopien mit Unterschrift» er daher besass. Die Anklageschrift listet missbräuchliche Überweisungen im Gesamtbetrag von 79 000 Franken auf, davon der Grossteil zwischen Juli und Oktober 2014.

Die Staatsanwaltschaft liess sich auf einen Deal mit Oscar Gutierrez ein: Er legte ein Geständnis ab und akzeptierte den Urteilsvorschlag der Staatsanwaltschaft – drei Jahre Gefängnis plus acht Jahre Einreiseperrre für die ganze Schengen-Zone. Im Gegenzug kam er in den Genuss des abgekürzten Verfahrens. Das ist ein Geheimdeal zwischen Staatsanwaltschaft und Angeklagtem, zu dem das Gericht lediglich ja oder nein sagen kann. Eine Beweisaufnahme findet nicht statt. Bei der Urteilsverkündung betonte der Richter, angesichts der Schwere der Tat sei die Strafe eher mild und die Anwendung des abgekürzten Verfahrens, «wenn man auf stur machen möchte», nicht unbedingt angezeigt.

Trotzdem winkte er den Deal durch. Und zog dem Urteil sogar noch weiter die Zähne, indem er sich auf ein trickreiches Spiel des Verteidigers einliess. Rechtsanwalt Adrian Blättler, ein linker Milieu-Anwalt, präsentierte zwei Tage vor dem Gerichtstermin plötzlich eine angebliche Aufenthaltsgenehmigung aus Madrid. Pikanterweise war das Dokument zwei Wochen zuvor ausgestellt worden, als Gutierrez in der Justizvollzugsanstalt Pöschwies im vorzeitigen

Strafvollzug sass. Nimmt man an, dass Gutierrez tatsächlich irgendwie in den Besitz einer gültigen Aufenthaltsgenehmigung aus Spanien gelangt ist, dann sehen die Schengen-Abkommen vor, dass sich die beiden Staaten in einem Verständigungsverfahren darauf einigen, ob der Betreffende aus Europa verbannt wird. Solche Abklärungen mit Spanien gab es im vorliegenden Fall nicht.

110 000 Franken Verfahrenskosten

Richter Heimann machte keinen Hehl aus seinen Zweifeln an dem Papier aus Madrid. Minutenlang werweiste er gemeinsam mit dem Gerichtsdolmetscher über die Bedeutung einzelner Wörter. Auf eine vertiefte Abklärung verzichtete er jedoch. Die *Weltwoche* hat das Staatssekretariat für Migration (SEM) nach der rechtlichen Beurteilung eines *empadronamiento* gefragt, wie es der Verteidiger aus dem Hut zauberte. Gemäss Auskunft aus Bern handelt es sich dabei «nicht um einen Aufenthaltstitel, der zum Grenzübertritt berechtigt». Mit anderen Worten: Ein *empadronamiento* ist kein Grund, auf die europaweite Verbannung zu verzichten. Weitere Recherchen zeigen, dass sich in Spanien fast jedermann «empadronieren» kann, sogar Sans-Papiers.

Als Nichtjurist hat man fast den Eindruck, dem Verteidiger sei es gelungen, das Gericht in die Irre zu führen. Zur Klärung könnte die Staatsanwaltschaft beitragen, indem sie Berufung gegen das Urteil einlegt, weil es nicht dem ursprünglichen Geheimdeal entspricht. Käme es nicht zu einer neuen Verständigung, mit Gutierrez, dann müsste die Staatsanwaltschaft Anklage im ordentlichen Verfahren erheben. Und die Verfahrenskosten zu Lasten des Steuerzahlers belaufen sich so schon auf über 110 000 Franken.

Ein ordentlicher Strafprozess wäre wohl besser geeignet, Licht in die Aktivitäten der Farc in der Schweiz zu bringen: Seit wann ist die Organisation hierzulande präsent? Wie umfangreich sind ihre Aktivitäten? Warum hat die Bundesanwaltschaft, per Gesetz eigentlich alleinständig für Fälle der organisierten Kriminalität, die Schweizer Farc-Connection nie untersucht? Die Farc mögen nicht auf der Schweizer Terrorliste stehen. Für international koordinierte Geldwäsche und Drogenhandel sollte sich die Justiz trotzdem interessieren.

*Name der Redaktion bekannt

Erst die Deutschen brachten Unheil

Das polnische Parlament will per Strafe verbieten, Polen eine Mittäterschaft am Holocaust vorzuwerfen. Eigentlich haben die Polen Recht. Es ist absurd, ihnen eine Schuld am Judenmord anzudichten. Trotzdem wirft das Verbot Fragen auf. *Von Pierre Heumann*

Der oft erhobene Vorwurf, Polen sei während des Zweiten Weltkriegs ein zentraler Holocaust-Akteur gewesen, ist absurd. Polen stand damals unter dem Joch des Naziregimes. Kaum ein anderes Land hat im Krieg stärker gelitten als Polen.

Die meisten Konzentrations- und Vernichtungslager wurden zwar in Polen gebaut. Dass die Deutschen aus Polen das Zentrum für ihre Vernichtungsindustrie machten, hatte freilich mehr mit Geografie als mit polnischen Sympathien für die Nazis zu tun. Polen bot aus deutscher Sicht ideale logistische Voraussetzungen. Ein Grossteil der europäischen Juden, die Hitler ermorden wollte, lebte damals in Polen. Zudem liefen dort wichtige Eisenbahnverbindungen aus ganz Europa zusammen, was den Massentransport der westeuropäischen Opfer erleichterte.

Rettung unter Lebensgefahr

So errichteten die Nazis eines ihrer schlimmsten Vernichtungslager im ostpolnischen Belzec, weil dieses ihnen drei Vorteile bot. Erstens fiel im abgelegenen Fleck die Tötungsmaschinerie niemandem auf. Zweitens liess sich Belzec ans Bahnnetz gut anbinden. Drittens war Belzec nicht weit von Städten mit einer starken jüdischen Minderheit entfernt – zum Beispiel Lublin, Krakau oder Lemberg (Lwiw). Daraus aber den Vorwurf zu fabrizieren, Polen sei für den Holocaust verantwortlich, ist nicht nur Unsinn. Es ist auch historisch ungerecht. Das offizielle Polen gehörte damals zu den Ländern, die den Nazis die Stirn boten.

Die polnische Regierung, die ins Exil geflüchtet war, organisierte den Widerstand gegen die deutschen Besatzer. Im Gegensatz zu Norwegen (Stichwort: Quisling), Frankreich (Vichy), den baltischen Staaten und vor allem zu Rumänien war Polen nicht für eine Kollaboration mit Deutschland zu haben. Die polnische Regierung engagierte sich vielmehr aktiv im Kampf gegen Hitlers Regime.

Als zum Beispiel der Royal Air Force bei Beginn der Luftschlacht um England erfahrene Piloten fehlten, sprangen erprobte polnische Flieger ein. Zudem gab es im Land organisierten Widerstand gegen die Nazis. Dank der Hilfe von 70 000 bis 90 000 polnischen Katholiken konnten sich ausserhalb des Warschauer Gettos viele Juden vor den Deutschen retten.

Jeder zehnte Einwohner der Hauptstadt riskierte sein Leben, indem er Juden half, sich zu verstecken, oder ihnen «arische Papiere» be-

sorgte. In Warschau überlebten fast siebenmal mehr Juden den Krieg als in Berlin, schreibt der britische Historiker Laurence Rees in seinem neuen Buch über den Holocaust. Das ist bemerkenswert: Denn wer Juden half, dem sicheren Tod zu entkommen, dem drohte selber der Tod. Zudem versprachen die Deutschen jenen, die Juden verrieten, handfeste Vorteile. Denunzianten durften bis zu einem Drittel des Besitzes, den das Naziregime in Polen den so verratenen Juden wegnahm, bevor sie deportiert wurden, behalten.

Tausendjährige Koexistenz

Hass auf Juden war und ist zwar bis heute in Polen verbreitet. So kam es nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholt zu antijüdischen Ausschreitungen. Bereits bevor die Deutschen einmarschiert waren, gab es zum Teil massive Diskriminierungen. So mussten alle Geschäfte mit dem Namen des Inhabers angeschrieben sein, damit die Kunden jüdische Geschäfte erkennen (und boykottieren) konnten. Juden war es zudem verboten, als Arzt oder als Jurist zu arbeiten. 1937 prüfte die polnische Regierung gar einen Plan, die Juden loszuwerden. Sie schickte eine Delegation nach Madagaskar, damals eine französische Kolonie, die abklären sollte, ob sich die Insel für die Aufnahme polnischer Juden eignen würde. Dass sich aber ausgerechnet Polen gegen den Vorwurf verteidigen muss,

im Zweiten Weltkrieg eine besonders miese Rolle gespielt zu haben, ist unhaltbar. Ein Museum in Warschau erinnert eindrücklich an die tausendjährige Koexistenz von polnischen Juden und polnischen Katholiken. Sie endete – abrupt und tragisch – erst, als das Land vom Deutschen Reich überfallen und regiert wurde.

Ein Statthalter Hitlers wütete während des Zweiten Weltkriegs in grossen Teilen des Landes als diabolischer Terrorist. Alle Polen wurden von den Nazis als Untermenschen betrachtet und behandelt. Als Gebot mussten sie verinnerlichen, dass man den Deutschen zu gehorchen habe. Den polnischen Schülern sollte bloss das Zählen bis 500 sowie das Schreiben des eigenen Namens beigebracht werden – das sei genug, um künftig den Herrenmenschen des Nachbarlandes zu dienen. Hitlers Ziel war es denn auch zunächst, die polnische Elite zu entfernen. Das KZ Auschwitz wurde ursprünglich als Lager für polnische Priester und Intellektuelle gebaut. Erst später wurden dort Juden inhaftiert und vergast.

Zu Recht wehrt sich die polnische Regierung dagegen, dass immer wieder von «polnischen Todeslagern» gesprochen wird, weil die Nazis die meisten KZ in Polen errichtet haben. Falsch ist es allerdings, das mit einem Gesetz unter Strafe stellen zu wollen, weil dann schnell der Verdacht aufkommt, dass da etwas versteckt und verheimlicht werden soll. ○



Hitlers Vollstrecker: Deportation von Bewohnern des Warschauer Ghettos, 1943.



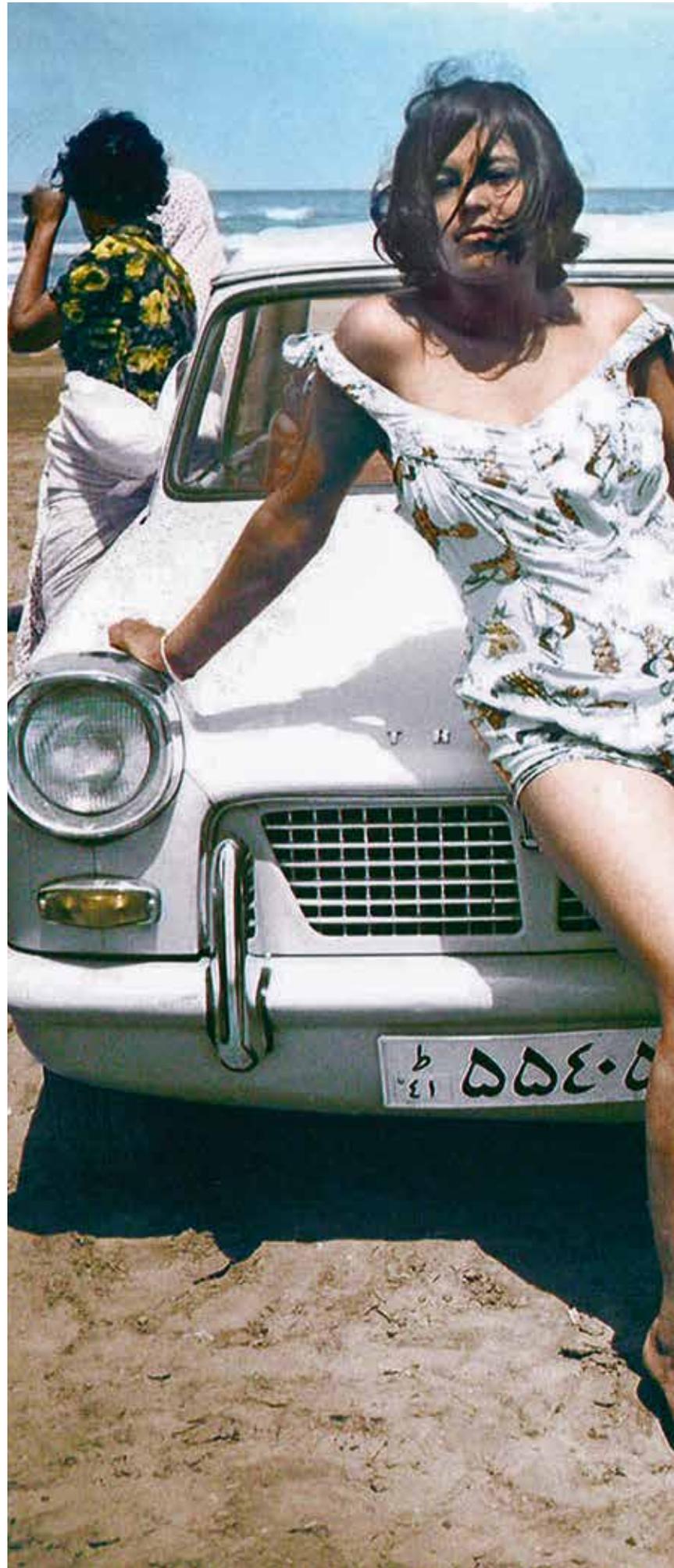
Türkische Familie beim Biertrinken, 1928.



Medizinstudentinnen in Kabul, Afghanistan, 1962.



Jugendliche im Hafen von Alexandria, Ägypten, 1955.



Bevor die Scharia alles ruinierte: Badestrand am Kaspischen Meer, Iran, 1963.



Dolce Vita im Nahen Osten

Der Zürcher Anwalt Emrah Erken unterhält ein aufsehenerregendes Fotoprojekt: Er sammelt Bilder aus der islamischen Welt, als sie noch unberührt von der Scharia war. *Von Rico Bandle*

Lange Zeit mussten Migranten aus muslimischen Ländern mit dem Vorwurf leben, dass aus ihren Reihen kaum Kritik am radikalen Islam zu hören war. Und dies zu Recht. Über Jahre hinweg kämpften in der Schweiz einzig die mutigen Frauen des Forums für einen fortschrittlichen Islam um Saïda Keller-Messahli und Elham Manea mit viel Engagement gegen den sich ausbreitenden politischen Islam.

In letzter Zeit ist diesbezüglich eine erfreuliche Veränderung zu beobachten: Immer mehr Einwanderer aus muslimisch geprägten Ländern getrauen sich, öffentlich für die westlichen Werte einzutreten. So zum Beispiel der marokkanischstämmige Schriftsteller Kacem El Ghazzali, der wortstark die falsche Toleranz der hiesigen Linken gegenüber dem freiheitsfeindlichen Islam anprangert. Oder der in Zürich lebende Anwalt Emrah Erken, der vor sechs Wochen ein aufsehenerregendes Projekt ins Leben gerufen hat: Er sammelt und veröffentlicht auf Facebook Bilder aus Ländern mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung, die gemacht wurden, bevor dort der orthodoxe Islam mit den gesellschaftspolitischen Regeln der Scharia Einzug hielt. «Before Sharia Spoiled Everything» (Bevor die Scharia alles ruinierte) heisst die Facebook-Gruppe, die bereits Tausende von Fans hat.

Täglich werden von Gruppenmitgliedern neue Fotos hochgeladen – aus der Türkei, aus Ägypten, Afghanistan, dem Irak oder dem Iran. Es sind betörende Bilder. Einerseits umwerfend schön, mit lachenden, modischen Leuten: Frauen mit kurzen Röcken, Picknick-Szenen, wissbegierige Studentinnen und Studenten, Verliebte. Kurz: Das ganze Leben ist hier abgebildet, mit all den Freiheiten, wie wir es aus Europa kennen. Andererseits strahlen die alten Bilder eine gewisse Melancholie aus: Hier wird eine Welt gezeigt, die es in dieser Form nicht mehr gibt. Die Scharia hat sie kaputtgemacht oder zumindest stark zurückgedrängt.

«Die Bilder sollen Emotionen wecken», sagt der Initiator des Projekts, Emrah Erken, der fast akzentfrei Schweizerdeutsch spricht. Er hat auch Fotos von seiner Familie hochgeladen, darauf ist zu sehen, wie seine blendend aussehende Mutter und seine Grossmutter in der säkularen Republik Türkei lebten. «Wir möchten Aufklärung leisten: Die gesellschaftspolitischen Forderungen der Scharia gehören nicht zwangsläufig zur muslimischen Welt»,

sagt Erken. «Und wie auf den Bildern zu erkennen ist, waren diese archaischen Traditionen einst überwunden.» Schon gar nicht gehörten solche Regeln nach Europa.

Er selbst ist in Ankara geboren und in Adana im Süden der Türkei aufgewachsen, wo er auch die ersten drei Klassen der Primarschule absolvierte. 1979, im Alter von neun Jahren, kam er in die Schweiz, nach Zug. Auffallend sei gewesen, dass die Türkinnen in der Schweiz und in Deutschland häufiger das Kopftuch trugen als in der Türkei. Der heute verbreitete Hidschab, also das alles bedeckende Kopftuch mit dem langen Mantel, sei damals in der Türkei praktisch unbekannt gewesen.

Das Jahr seiner Einwanderung, 1979, war ein Wendepunkt in der muslimischen Welt: Im Iran endete die Islamische Revolution, in Mekka kam es zum Überfall auf die Grosse Moschee, in Afghanistan marschierten die Sowjets ein. Die ganze Region erfuhr einen religiösen Schub.

Erken sah die Auswirkungen bei seinen Besuchen in der Türkei: «Da ich nur alle paar Jahre in die Türkei reiste, war die Entwicklung für mich augenfällig: Bei jedem Besuch hatte sich das Strassenbild noch mehr verändert, der orthodoxe Islam wurde zunehmend dominant.» Die heutige Türkei habe mit der Türkei seiner Kindheit nichts mehr zu tun, erzählt der Jurist, der auch ein scharfer Kritiker von Präsident Recep Tayyip Erdogan ist.

Den Pass abgeben

In der Schweiz lernte Erken schnell Deutsch, er war ein guter Schüler, schaffte es ans Gymnasium. Zunächst studierte er einige Semester politische Wissenschaften in Genf, dann Rechtswissenschaft in Basel, wo er Advokat wurde. Über mehrere Jahre führte er eine eigene Anwaltskanzlei, jetzt arbeitet er als Unternehmensjurist. Seit vielen Jahren ist Erken Schweizer, den türkischen Pass hat er abgegeben. «Ich habe in der Schweiz Militärdienst geleistet, ich wollte nicht auch noch in die türkische Armee.» Liest man die Texte auf seinem Blog «Freiheit oder Scharia», so stellt man fest: Er formuliert besser als die meisten Leute mit deutscher Muttersprache. Seinen islam- und Erdogan-kritischen Blog führt er unter Pseudonym, weil er nicht wollte, dass bei der Google-Suche nach seinem Namen gleich der Blog-Titel auftauche.

Schaut man sich die Bilder seines Facebook-Fotoprojekts an, so könnte man den Eindruck

erhalten, die Islamisierung sei in allen Ländern parallel verlaufen. Dem ist aber nicht so. In den Kommentarspalten unter den Bildern kommt es oft zu Diskussionen über den Hintergrund der Fotos. Die Türkei war nach der Staatsgründung durch Atatürk tatsächlich weitgehend säkular, auch auf dem Land trugen viele Frauen kein Kopftuch, zumindest keines aufgrund des Islams.

In Afghanistan war es anders: Wer die Reiseberichte von Annemarie Schwarzenbach aus den 1930er Jahren liest, der weiss, dass burkatragende Frauen damals der Normalfall waren – sofern die Frauen das Haus überhaupt verlassen durften. Leute mit westlicher Kleidung und westlichem Lebensstil gab es nur während einer kurzen Zeitspanne in den grossen Städten. Wobei, und auch das ist eine Entdeckung auf Erkens Facebook-Seite: Afghanistan hatte 1965 mit Kobra Noorzai seine erste Ministerin, also noch bevor in der Schweiz das Frauenstimmrecht eingeführt wurde. Von ihr gibt es mehrere Bilder.

Orte der Unfreiheit

Das Projekt «Before Sharia Spoiled Everything» spreche deshalb so viele Leute an, weil es unangreifbar sei. «Niemand kann uns Rassismus vorwerfen», sagt Erken. Das Projekt sei betont antirassistisch. «Ich wollte, dass sich die Europäer auf den Bildern wiedererkennen, sich mit uns identifizieren und sich auch solidarisieren.» Es werden freie Menschen gezeigt, an Orten, wo es mittlerweile keine Freiheit mehr gibt. Mit positiven Bildern aus der Vergangenheit weist das Projekt auf einen Missstand in der Gegenwart hin. Es ist ein melancholischer Ansatz, aber ein kraftvoller.

Auf seinem Blog ist die Kritik direkter. Fachkundig, aber ohne falsche Rücksicht nimmt er Koranstellen auseinander. Seine Ansichten über den Umgang mit dem Islam in Europa erscheinen auf den ersten Blick radikal, radikaler noch als jene von vielen Rechtspolitikern: Um den Islam einzudämmen, «was dringend notwendig ist», fordert er ein eigenes Islamgesetz. Hierfür müssten zuerst die erforderlichen verfassungsrechtlichen Grundlagen geschaffen werden. «Alle Länder, die auf meiner Facebook-Gruppe gezeigt werden, kannten solche Einschränkungen. Ohne sie wäre die Freiheit, wie sie auf den Bildern zu sehen ist, nicht möglich gewesen.»

Das Burkaverbot, das in der Schweiz zur Abstimmung kommt, sei zwar zu begrüssen, es kratze aber nur an der Oberfläche, gehe zu wenig weit. «Den Islam gesetzlich einzuschränken, mag wenig freiheitlich tönen, ist aber nötig, um die Freiheit zu bewahren», sagt der Jurist. Er verweist dabei auf den Philosophen Karl Popper und dessen berühmtes Werk «Die offene Gesellschaft und ihre Feinde», das er bei seinem Studium in Genf kennen und schätzen gelernt habe.

Die Schweiz habe freiheits- und demokratiefeindliche Strömungen stets zu bekämpfen verstanden: «Als man sich von katholischen Fundamentalisten bedroht fühlte, installierte man das Jesuitenverbot, 1940 verboten die Behörden die faschistische Partei NBS [Nationale Bewegung der Schweiz, Anm. d. Red.], im Kalten Krieg hat man die Kommunisten überwacht.»

Er würde zum Beispiel das Tragen des Kopftuchs in der Öffentlichkeit einschränken. «Ich habe nichts gegen ein Kopftuch, wie es in der Schweiz oder der Türkei die alten Leute völlig wertfrei trugen, sondern gegen die frauen- und männerfeindliche Botschaft, die der Scharia-Islam mit der Verschleierung vermittelt.» Auf seinem Blog hat er seine Haltung einmal ausführlich erläutert: Das islamische Kopftuch ziele allein darauf ab, die in einer Scharia-Gesellschaft zu geltende Sexualmoral und die damit einhergehende Geschlechter-Apartheid durchzusetzen. «Die Durchsetzung dieses gesellschaftspolitisch motivierten Verhaltens hat mit dem Glauben selbst, insbesondere mit dem Glauben an Gott, überhaupt nichts zu tun.»

Der fundamentalistische Islam sei mit zentralen westlichen Werten wie der Gleichberechtigung der Geschlechter oder der Glaubensfreiheit schlicht nicht vereinbar. «Glaubensfreiheit bedeutet auch, nicht glauben zu dürfen oder die Konfession zu wechseln.» Im Islam sei dies nicht möglich und werde mit dem Tode bestraft. Dass gewisse linke Politiker das Problem verharmlosen, weil man das Fremde nicht kritisieren dürfe, macht ihn wütend: «Wer das Kopftuchtragen als Akt der weiblichen Selbstbestimmung verteidigt, wie das viele vermeintliche Feministinnen hier tun, hat nichts verstanden.» Eine solche Einstellung sei auch ein Hohn für alle Frauen, die beispielsweise derzeit im Iran mutig ihr Kopftuch in der Öffentlichkeit ablegten und eine Verhaftung riskierten. «In dieser Religion ist nichts freiwillig.» Eine Frau, die sich in einem religiösen Umfeld gegen das Kopftuch entscheide, werde oft unter Druck gesetzt. «Man muss endlich aufhören, in diesem Zusammenhang von Freiwilligkeit zu sprechen.»

Woher rührt sein Engagement für eine säkulare Gesellschaft? Er erzählt die Geschichte seiner Grossmutter, die 1935, mit fünfzehn Jahren, bei einem Besuch Atatürks an ihrer Schule eine besondere Theatervorstellung gab: Sie trug eine Vollverschleierung, zerriss das Tuch vor den Augen des Staatsgründers und präsentierte sich mit einem wunderschönen Kleid, das sie darunter trug. «Diese Anekdote wurde in meiner Familie oft erzählt. Sie prägt mich in meinem Denken bis heute.»

Um die Bildergalerie vollständig zu sehen, bei Facebook im Suchfeld «Before Sharia Spoiled Everything» eingeben.



Proteste gegen das Kopftuch in Teheran, Iran, 1980.



Ankara, 1930er Jahre.



Emrah Erken mit seiner Mutter in Ankara, 1970.



Erkens Grossmutter in Bursa, Türkei, 1935.



«Am Anfang hatte ich Schuldgefühle»: Simple Minds mit Frontmann Jim Kerr (r.), 2015.

Legenden

«Besser als ein Lottogewinn»

Jim Kerr singt und komponiert seit vierzig Jahren für die Simple Minds. Sein Verhältnis zu «Don't You», dem Superhit und einzigen Song der Band, den nicht er geschrieben hat, bezeichnet er als bipolar. *Von Mark van Huissing*

Dieser Tage erscheint «Walk Between Worlds», das 18. Simple-Minds-Album. Jim Kerr ist der Sänger und Songwriter der Band. Unser Mitarbeiter traf den 58-jährigen Schotten in Berlin, am Sitz seiner neuen Plattenfirma. Er war in aufgeräumter Stimmung, nicht bloss, weil er zufrieden sei mit der Musik, sondern auch, weil es sich bei BMG um eine «richtige Plattenfirma mit schicken Büros und einem Empfang mit mehreren Mitarbeiterinnen handelt».

Wir sind uns schon mal begegnet ...

Das Gefühl hab ich auch.

Sommer 1986, Arènes de Fréjus, ich in der dritten Reihe rechts, von der Bühne aus gesehen, erinnern Sie sich?

Ah, ich erinnere mich an den Auftritt, den einzigartigen Veranstaltungsort [ein römi-

sches Amphitheater], wunderschön, Fréjus, Südfrankreich.

Stört es Sie, wenn Sie für ein neues Simple-Minds-Album Interviews geben – und dann kommen Leute mit solchen alten Geschichten?

Überhaupt nicht. Man kann sich glücklich schätzen, wenn man eine lange Geschichte hat, an die die Leute sich erinnern. Denn auch das Neuste, was man macht hat, hat immer eine Verbindung dazu. Zudem ist es mir lieber, als wenn *some kid* ins Zimmer marschiert und fragt: «Wie lange machst du schon Musik?»

Der Chefredaktor hat mich beauftragt, eine Serie über Rock- und Popstars der 1970er und 80er Jahre zu schreiben – wohl wegen der Zielgruppe. Denken Sie auch an die Zielgruppe, wenn Sie ein Album machen?

Als wir eine junge Band waren, in den späten 1970er und den 80er Jahren, haben wir rumexperimentiert. Unsere ersten sieben oder acht Alben kamen unterschiedlich raus; sie waren beeinflusst von der Musik, die damals gerade *now* [frisch] war. Darum finde ich es komisch, wenn einer sagt: «Die Simple Minds sind so oder so ...» Ich frage dann: «Welche Simple Minds meinst du?» Die frühen Simple Minds waren eine Artrock-Band, dann kam die New-Romance-Phase, danach das Stadion-Ding, elektronische Musik, ein politisches Album, eine keltische Sache – so viele verschiedene Stilrichtungen. Und ich wüsste gar nicht, auf wen ich zielen sollte. Aber vor allem sind wir nicht so talentiert, dass wir das könnten. Wir versuchten stattdessen immer, das Beste rauszuholen, was wir zu bieten haben.

Erst wenn man ein Album aufnimmt und weiss, dass es bald veröffentlicht wird, nimmt man sich einen Produzenten. Der formt das Material, bearbeitet dieses und schärft jenes. Eigentlich fokussiert er die Story des Albums deutlicher. Er sagt nicht: «Okay, wir müssen noch die Mitglieder dieser Zielgruppe erreichen.»

Klingt locker – ich meinte, Plattenfirmen wären fordernder.

Nun, es geht auch anders, es kann anstrengend sein. Wir standen unter Druck, nachdem wir mit «Don't You [Forget About Me]» einen Riesenhit gehabt hatten. Der Produzent unseres nächsten Albums, Jimmy Iovine, sagte: «Was kommt jetzt? Damit ihr's wisst – es muss gross sein. Sonst seht ihr aus wie Idioten, wenn ihr nicht nachlegen könnt. Ihr braucht einen Big-Event-Song.» Wir fragten uns: «Was ist ein Big-Event-Song?» Und lieferten «Alive and Kicking» [Album «Once Upon A Time» von 1985], einen Song mit Knaller-Refrain und hymnischem Intro.

Der Riesenhit ist Fluch und Segen zugleich, nicht wahr?

«Don't You» ist vor allem eine verrückte Geschichte: unser einziger Song, den nicht Charlie [Burchill, Kerrs Songschreiber-Partner und Simple-Minds-Mitgründer, spielt unter anderem Gitarre] und ich geschrieben haben. Sondern der von einem Filmsoundtrack kam [«The Breakfast Club»]. Wir hatten zuvor mit unserem Album «Sparkle in the Rain» Erfolg gehabt, ziemlich überall ausser in Amerika. Deshalb kam der Chef unserer Plattenfirma und sagte, was ich noch nie gehört hatte von einer Plattenfirma: «Wir haben einen Fehler gemacht, wir hätten euch in Amerika besser promoten sollen.» Sie verspra-



«Es muss gross sein»: Simple Minds, Jim Kerr (vorne), 1980.

chen, das nachzuholen, sobald wir passendes Material hätten. Wir hatten aber keins. Was uns im Grunde egal war – wir waren jung, zuoberst in den Charts in Schottland, England und anderswo. Also sagten wir: «Schauen wir mal.» Doch die von der Plattenfirma waren nicht zufrieden, sie meinten, es müsse jetzt sein. Und sie hätten was für uns. Als Nächstes besuchte uns Keith Forsey [Komponist von «Don't You»] in Glasgow, nur um uns kennenzulernen – er sei ein Fan, sagte er – und um mit uns rumzuziehen. Nach ein paar Tagen und Nächten schlug er vor, dass wir sein «Don't You» mal einspielen sollten – falls es nicht funktioniere, könnte man es der Plattenfirma geben, und wir hätten unsere Ruhe. Wir mochten den Song nicht und wollten unsere eigene Musik schreiben, aber wir mochten Keith, und die Stimmung war gut. Also gaben wir dem Stück unseren Dreh, brachten unseren Stil rein. Wir mochten es danach immer noch nicht besonders. Doch es schoss auf den *fucking* ersten Platz überall, sogar in Amerika.

Persönlich war ich enttäuscht, als «Don't You» rauskam. Weil die Simple Minds, die ich gemocht hatte, Mainstream geworden waren.

Ich denke, wir haben ein Publikum gewonnen, aber auch eines verloren. Preisfrage: Welche Band hatte einen Nummer-Eins-Hit in Amerika – und den Song nie auf einem Album gebracht [«Don't You» ist auf keinem Original-Studioalbum der Simple Minds enthalten]? Die Plattenfirma hasste uns; sie sagten, Tina Turner habe den Song auch gewollt. Uns war's egal. Und das nächste Album, das wir aufnahmen, war «Street Fighting Years» mit dem keltischen Song «Belfast Child» – so viel zur Zielgruppe.

Auf einer alten Reichsten-Liste [Cash 2000] stehen Sie auf Platz 27 mit vierzig Millionen Pfund [damals rund hundert Millionen Franken].

Jedes Mal, wenn ich so was sehe, sind die Zahlen gestiegen: zehn Millionen mehr verkaufte Alben, zehn Millionen mehr Vermögen. Ich glaube nicht daran.

Zu hoch?

Ich wäre überglücklich, wenn es stimmen würde. Doch was in Zeitungsartikeln und Medienmitteilungen steht, widerspiegelt sich nicht in meinen Tantiemenabrechnungen. Aber ich bin zufrieden, mehr als zufrieden, ich hätte nie von so viel Erfolg und Einkommen zu träumen gewagt, nicht in meinen wildesten Träumen. Die Schecks, die dank unserer Musik reinkamen, haben Häuser und Schulgeld der Kinder bezahlt [er hat drei erwachsene Kinder]. Natürlich auch von «Don't You», weshalb ich am Anfang Schuldgefühle hatte – es dauerte einen Nachmittag, den

Song aufzunehmen. Aber dann bin ich zum Schluss gekommen: Wir haben das Stück zwar nicht geschrieben, aber gemacht. Wir machten aus dem Demo, das man nicht wiedererkennen würde, unser Lied, haben ihm unseren Klang gegeben, unseren Herzschlag. Wir klopfen schon vorher an die Türe des Erfolgs, wahrscheinlich wären wir auch ohne «Don't You» gross rausgekommen, so ging's bloss schneller. Und wir wurden vielleicht ein bisschen grösser.

Vor wenigen Wochen gaben Sie ein Konzert in Glasgow aus Anlass des vierzigjährigen Bestehens der Simple Minds. Hatten Sie einen Langzeitplan am Anfang?

Nein, jedenfalls keinen, der über vierzig Jahre ging. Meine Eltern waren nicht mal vierzig, als wir angingen. Und unsere Helden – die seien schon immer dagewesen, meinten wir – waren David Bowie oder Bryan Ferry; dabei hatten die bloss ungefähr sechs Jahre vor uns angefangen. Damals gab's noch keine alten Musiker, ausser den *blues guys* , die neben dem Baumwollfeld angefangen hatten und spielten, bis sie starben.

Kein Plan also, aber ein Ziel wenigstens?

Ja, aber kein finanzielles. Und das nicht, weil wir so cool waren, sondern, weil die Welt eine andere war: weniger aufs Geldverdienen ausgerichtet. Unser Ziel war es, eine grossartige Liveband zu werden und um die Welt zu touren. So gesehen, war unsere Karriere besser als ein Lottogewinn.



«Die Welt war eine andere»: Sänger Kerr, 2018.

James «Jim» Kerr, 58, gründete vor vierzig Jahren mit seinem Schulfreund Charlie Burchill die Simple Minds. Kommerziell am erfolgreichsten war die Band Mitte der 1980er Jahre, doch ihre Alben von 1989, 1991 respektive 1995 erreichten in Grossbritannien auch Platz eins beziehungsweise zwei der Charts. Er war verheiratet mit Chrissie Hynde, der amerikanischen Leadsängerin der Pretenders, sowie danach mit Patsy Kensit, einer Londoner Schauspielerin und Sängerin; er hat mit beiden Frauen je eine Tochter. Heute lebt er mit einer Japanerin in London, Japan und auf Sizilien. Diesen Sommer spielen die Simple Minds an verschiedenen Musikfestivals in der Schweiz, etwa am 22. Juni in Hinwil («Rock the Ring»).

Es kommt eine goldene Zeit

Der römische Dichter Vergil verkündet vor 2000 Jahren in seiner vierten Ekloge ein neues Weltzeitalter. Ein neuer Blick auf das wohl meistkommentierte Gedicht der Literaturgeschichte.

Von Kurt Steinmann

Heute würden wir von Optimisten sprechen und von Pessimisten. Bei römischen Denkern ist von der Dekadenztheorie die Rede («Es wird immer schlechter») und von der Aszendenztheorie («Es wird immer besser»). Jene wurde vertreten durch Ovid, diese durch Lukrez. Die römische Antike kennt aber noch eine dritte Theorie: die zyklische.

Dieses Geschichtsbild entwirft Vergil (70–19 v. Chr.) in der vierten Ekloge. In diesem Gedicht verheißt er die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters, das die eiserne Zeit ablösen wird, die ihre furchtbare Entartung in der Bürgerkriegszeit vor der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) erlebte. Dem neu erreichten Goldenen Zeitalter folgt aber nicht wieder ein Abstieg zum Eisernen Zeitalter, für Vergil bedeutet die neue Zeit zugleich Höhe- und Endpunkt der Entwicklung.

Die vierte Ekloge zählt zu den meistkommentierten Gedichten der Weltliteratur. Die «Messiasekloge», wie man das Gedicht auch zu nennen pflegt, ist eines der zehn Gedichte von Vergils erstem Werk, den «Bucolica» (Hirtenlieder) oder «Eklogen» (ausgewählte Lieder), wie sie auch genannt werden. Seine Berühmtheit verdankt das Gedicht dem Glauben der Christen, Vergil habe, inspiriert von göttlicher Eingebung, das nahe Kommen des Heilands einer erlösungssüchtigen Welt prophezeit. Das göttliche Kind (vgl. Verse 8 f.) sah man schon früh als den Messias eines neuen Reiches. Wer mit dem Kind gemeint ist, trieb die Deuter lange um: der Sohn des angeredeten Konsuls Gaius Asinius Pollio, der zu Beginn des Jahres 40 v. Chr. sein Amt antrat? Oder das Kind, das Antonius eben im Jahre 40 von Kleopatra erwartete? Der Spekulationen sind viele.

Vergil schrieb dieses Gedicht vom Anbruch eines neuen Weltzeitalters in einer Phase politischer Not, einer weitverbreiteten Grundstimmung der Verzweiflung und der Erkennt-

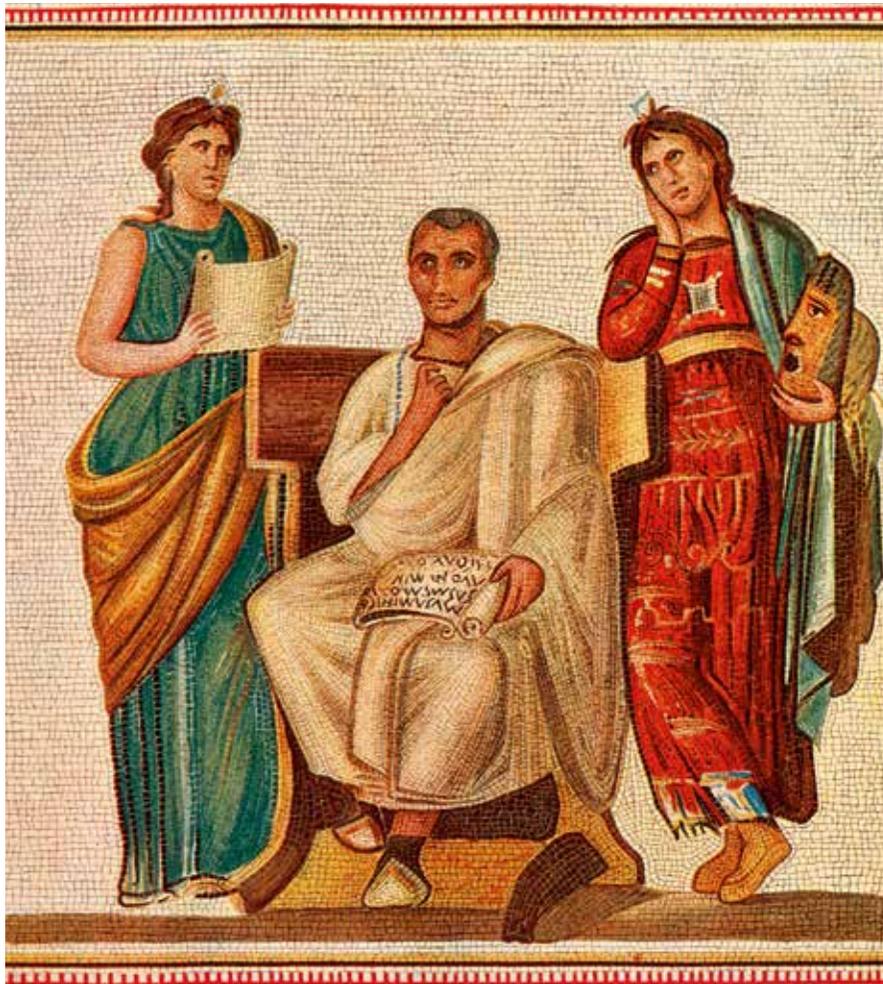
nis: «So kann es nicht weitergehen!» Es erschien zu Anfang des Jahres 40 v. Chr. zum Konsulatsantritt seines Freundes Pollio. «Gerade in einem Augenblick der Verzweiflung entstehen Prophetien, wie das Alte Testament deutlich genug zeigt. Gerade in einem solchen Augenblick finden sie Glauben, wider alle Ver-

ökologische, verschärft, aber zugleich wurden Gegenmassnahmen eingeleitet, die unsere Gesellschaft fundamental verändern werden. Gekennzeichnet ist die Krise durch den Verfall des Patriarchats, das Ende des Zeitalters der fossilen Brennstoffe, das Schwinden des Wahns, allein die wissenschaftlichen Methoden böten einen gültigen Zugang zur Erkenntnis, und den Verlust des Glaubens an den unbegrenzten materiellen Fortschritt, der durch wissenschaftliches und technologisches Wachstum erreicht werden könne.

Das Gefühl macht sich breit, dass wir uns in einem Übergang von weltweiter Dimension befinden – Stichwort Digitalisierung –, in einer Wendezeit für Individuen, für unsere Gesellschaft und Zivilisation und das planetare Ökosystem. Es scheint, dass alle Zivilisationen nach einem fundamentalen universalen Rhythmus durch ähnliche zyklische Prozesse des Entstehens, Wachstums, Zusammenbruchs und Zerfalls hindurchgehen müssten.

Die vierte Ekloge ist ästhetisch ein wundervolles Gedicht, voller Bilder und Farben. Dessen Wesen besteht in seiner Vieldeutigkeit, seinen Andeutungen und Ahnungen, seinem vorsichtigen Herantasten an das

Mysterium der Zeit und der Erlösung. Vergils Kerngedanke lautet: Eine Weltenwende steht bevor aufgrund von astrologischen Berechnungen und sibyllinischen Prophezeiungen. Die neue Zeit verdankt ihren Anbruch der Mitwirkung des Himmels. Die Wende ist an die Geburt eines Knaben gebunden, die Entfaltung der neuen Zeit an sein Heranreifen. Das tönt reichlich antiquiert. Doch bei genauem Hinsehen ist zu erkennen, dass Vergils Entwurf des kommenden Weltzeitalters zahlreiche Aspekte enthält, die auch für unser neues Zeitalter vorbildlich und verbindlich sein könnten. Nachfolgend zehn moderne Bedeutungsaspekte:



«So kann es nicht weitergehen!»: Vergil mit den Musen Klio und Melpomene.

nunft, eben weil die Vernunft keinen Ausweg mehr sieht», schrieb der Altphilologe Heinrich Naumann.

Fundamentale Krise

Und heute? Immer deutlicher wird, dass wir uns in einer tiefgreifenden, weltweiten Krise befinden, einer Krise «von intellektuellen, moralischen und spirituellen Dimensionen, von einem Umfang und einer Eindringlichkeit, wie sie in der aufgezeichneten menschlichen Geschichte ohne Beispiel dasteht» – so schrieb Fritjof Capra schon 1983 («Wendezeit»). Seitdem hat sich die Krise, vor allem die

Mysterium der Zeit und der Erlösung. Vergils Kerngedanke lautet: Eine Weltenwende steht bevor aufgrund von astrologischen Berechnungen und sibyllinischen Prophezeiungen. Die neue Zeit verdankt ihren Anbruch der Mitwirkung des Himmels. Die Wende ist an die Geburt eines Knaben gebunden, die Entfaltung der neuen Zeit an sein Heranreifen. Das tönt reichlich antiquiert. Doch bei genauem Hinsehen ist zu erkennen, dass Vergils Entwurf des kommenden Weltzeitalters zahlreiche Aspekte enthält, die auch für unser neues Zeitalter vorbildlich und verbindlich sein könnten. Nachfolgend zehn moderne Bedeutungsaspekte:

1 — Frauen spielen in der vierten Ekloge beim Werden dieser neuen Zeit eine wichtige Rolle: Neben der Sibylle (Vers 4) die Jungfrau (die Gerechtigkeit in Vers 6), Lucina, die Geburtsgöttin (Vers 10), die Parzen (Vers 47), die Mutter (Vers 60). So auch Capra in «Wendezeit»: «Das alte Wertssystem wird vielleicht durch das wachsende feministische Bewusstsein, das aus der Frauenbewegung erwächst, am meisten herausgefordert und zutiefst verändert.»

2 — Die neue Weltperiode wird sich durch allseitige Gerechtigkeit auszeichnen (Vers 6).

3 — Der Neubeginn verdankt seinen Ursprung der Mitwirkung des Himmels, das heisst, der anbrechende Paradigmenwechsel ist angewiesen auf den Einbruch des Geistes von aussen, auf eine Erhellung der verwirrten Menschheit durch einen Erkenntnissprung, der von dieser Menschheit allein von sich aus offenbar nicht geleistet werden kann (Vers 7).

4 — Apollo ist der Sonnengott, Helios-Sol. Die «Sonne» ist Regentin des beginnenden Weltzeitalters (Vers 10). Unsere Gesellschaft ist im Übergang zum Solarzeitalter.

5 — Die neue Zeit wird ein Zeitalter des Friedens (Vers 17), ohne Angst (Vers 14) sein. Das Ende der Rüstung (*ex negativo* aus den Versen 31 ff.).

6 — Der neue Äon wird geprägt sein von einem einfachen, auf die notwendigen Bedürfnisse ausgerichteten Lebensstil (Verse 28 ff.).

7 — Rückschläge, Rückschritte und Konflikte werden die Entfaltung der neuen Zeit begleiten (Verse 31–36). Man vergleiche N. M. Wildiers, «Teilhard de Chardin» (1962): «Die Evolution ist notwendig von Katastrophen, von Schmerz und Tod begleitet. Das Übel [...] gehört wesentlich zu einer Evolution, die tastend durch Scheitern und Irrtum hindurch ihren Weg finden muss.»

8 — Ein möglichst hoher Selbstversorgungsgrad wird angestrebt (Verse 38 f.).

9 — Ende der Ausbeutung der Erde (Vers 40). Befürwortung einer ökologischen Ethik: Mensch, Tier und Pflanze leben in Frieden miteinander (Verse 40 f.), Natur- statt Kunstprodukte (Verse 42–45).

10 — Der Glaube an den Sinn der Geschichte und eine hoffnungsvolle Grundstimmung sind die Voraussetzungen dafür, dass sich eine neue Zeit entfalten kann: ein neues Goldenes Zeitalter.



Kurt Steinmann zählt zu den angesehensten Übersetzern im deutschsprachigen Raum. Er hat unter anderem Homers «Odyssee» sowie die «Ilias» in unsere Sprache übertragen.

Vergils Ekloge 4: Die Geburt des Kindes oder Die frohe Botschaft einer neuen Goldenen Zeit

*Sizilische Musen: Ein wenig Sinnreicheres wollen wir singen!
Nicht alle haben Freude an Rebengehölz und niederen Tamarisken.
Singen von Wäldern wir, so seien die Wälder eines Konsuls würdig!
Die letzte Zeit ist jetzt da nach dem Spruch der Sibylle von Cumae;
die grosse Reihe der Zeitalter wird ganz von neuem geboren.*

*Jetzt kehrt auch die Jungfrau zurück, zurück die saturnische Herrschaft,
jetzt wird ein neues Geschlecht vom hohen Himmel herabgesandt.
Du sei nur der Geburt des Knaben, mit dem erstmals das eiserne
Geschlecht enden und auf der ganzen Welt das goldene erstehen wird,
herzlich gewogen, reine Lucina: Schon herrscht ja dein (Bruder) Apollo.*

*Gerade wenn du Konsul bist, ja du, wird dieser glanzvolle Aion anbrechen,
Pollio, und beginnen der Lauf der grossen Monate;
wenn du Führer bist, werden die Spuren unseres Frevelmuts, falls solche noch bleiben,
ausgemerzt werden und die Erde erlösen von unablässigem Grauen.
Jener wird das Leben der Götter empfangen und die Heroen mit den Göttern*

*vereint schauen, wird selber von ihnen geschaut,
und über den befriedeten Erdkreis wird er regieren, belehrt vom hohen Können seines Vaters.*

*Dir aber, Knabe, wird ohne Anbau als erste bescheidene Gaben
die Erde rankenden Efeu allüberall mit Baldrian
und Wasserrosen vermischt mit lachendem Bärenklau spriessen lassen.*

*Von selbst werden die Ziegen prallvolle Euter heimbringen
und die Herden sich nicht vor mächtigen Löwen fürchten;
von selbst wird dich deine Wiege mit reizenden Blumen verströmend beschenken.
Sterben wird die Schlange und das trügerische Giftkraut
sterben; des Orients Balsam wird überall wachsen.*

*Wenn du aber der Heroen Lob und die Taten des Vaters
nun lesen und begreifen kannst, was Mut und Geist eines Mannes bedeuten,
dann wird von sanft wogenden Ähren allmählich das Feld ergilben,
von wild wuchernden Dornsträuchern die rotglühende Traube hangen
und harten Eichen Honig enttropfen wie Tau.*

*Wenige Spuren aber der alten Tücke werden noch bleiben,
die an der Göttin des Meers sich zu vergreifen mit Schiffen, mit Mauern zu umgürten*

*die Städte, der Erde Furchen einzuschneiden gebieten.
Ein zweiter Tiphys wird dann sein und eine zweite Argo, erlesene
Helden zu fahren; sogar neue Kriege wird's geben,*

*und wieder wird dann nach Troja ein grosser Achilles geschickt.
Dann, hat dich nun das gefestigte Alter zum Manne gemacht,
wird auch der Seefahrer vom Meere weichen, und das fichtene Schiff
keine Waren mehr tauschen: Jedes Land wird alles tragen.
Keinen Karst wird erdulden müssen die Erde, kein Messer der Weinstock;*

*auch der stämmige Pflüger wird nun die Stiere vom Joche lösen;
nicht mehr wird die Wolle trügerisch bunt sich färben lernen,
nein, von selbst auf den Wiesen wird des Widders Vlies im Wechsel bald von
lieblich rotem Purpur, bald von safranfarbigem Gelbkraut prangen,
von selbst Scharlachrot die weidenden Lämmer kleiden.*

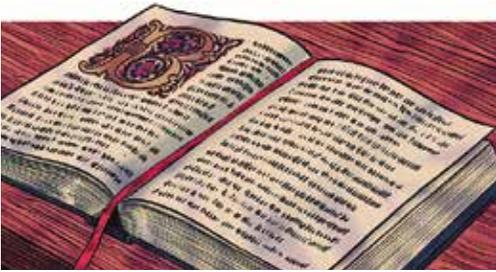
*»Solche Jahrhunderte bringt durch eure Drehung herbei!« sagten zu ihren Spindeln
einig im unwandelbaren Walten des Schicksals die Parzen.
O tritt an – bald wird die Zeit da sein – die hohen Ämter voll Ehren,
liebes Götterkind, grosser Spross Jupiters!
Sieh das schwere Gewölbe des Weltalls wanken,*

*Länder und Weiten des Meers und den tiefen Himmel:
Sieh, wie alles sich freut auf das kommende Zeitalter!
O sei mir doch dann eines langen Lebens letzter Rest beschieden
und Atem, so viel genug ist, deine Taten zu künden:
Nicht könnte mich dann mit seinen Liedern besiegen der thrakische Orpheus,*

*auch Linus nicht, so sehr jenem die Mutter und diesem der Vater hülfte,
Orpheus Kalliope, Linus der schöne Apollo.
Pan sogar, mässe er sich mit mir vor Arkadiens Richterstuhl,
Pan sogar müsste vor Arkadiens Richterstuhl besiegt sich erklären.
Fang an, kleiner Knabe, mit Lächeln deine Mutter zu erkennen;*

*deiner Mutter haben zehn Monate lange Beschwerden gebracht.
Fang an, kleiner Knabe: Wer der Mutter nicht zugelächelt,
den hat noch kein Gott des Tisches, keine Göttin des Lagers gewürdigt.*

Übersetzung: Kurt Steinmann



Die Bibel

Prophet macht Schisshasen Mut

Von Peter Ruch

Da erzitterten sein Herz und das Herz seines Volks, wie die Bäume im Wald zittern vor dem Wind (Jesaja 7,2) Es sind der König Ahas von Juda und sein Volk, die vor Angst zittern. Ihr feindliches Brudervolk Israel und einige aramäische Stämme waren verbündet und wollten das kleine Juda mit der Hauptstadt Jerusalem zum Beitritt zwingen. Der Zusammenschluss schien gegen die Grossmacht Assur naheliegend. Schon Israel war mächtiger als Juda, konnte dieses jedoch wegen der Gebirge nicht ohne weiteres einsacken. Kamen aramäische Streitkräfte hinzu, wurde es für Juda gefährlich. Entweder ging es ein Bündnis mit dieser Koalition ein, oder es wurde von ihr überrannt, oder es war dem gefräßigen Assur schutzlos ausgeliefert. Kein Wunder, hatten die Führung und das Volk Schiss – ähnlich wie der Bundesrat vor der EU. Das war 740 v. Chr. Der Prophet Jesaja muss nun dem König am oberen Ende des Teichs entgegentreten. Die eigenartige Ortsangabe soll Ahas vor Augen führen, dass die Wasserversorgung Jerusalems durch einen unterirdischen Kanal gesichert ist. Die Stadt konnte also längere Belagerungen durchhalten. Jesaja machte dem 21-jährigen Ahas Mut: *Verzage nicht vor diesen zwei rauchenden Holzstummeln.* (Jesaja 7,4) Israel und Aram qualmen zwar bedrohlich, aber es steckt nicht viel dahinter. Jesaja fordert einen herzhaften Bauchentscheid: kein Bündnis!

Die Parallelen zum Rahmenabkommen zwischen der Schweiz und der EU sind frappant. Die Schweiz soll sich der Übermacht an den Hals werfen, sonst drohen böse Folgen. Was aber blüht mit dem Rahmenabkommen? Der langjährige Diplomat Carlo Jagmetti weist darauf hin, dass es eine engere Fesselung wäre als der EWR-Vertrag vor 25 Jahren. Es würde die Frankenwährung, die Verfügung über die Armee, die Neutralität und die Steuerhoheit beseitigen. Damit wäre die Schweiz abgeschafft. Deshalb: Lasst euch vom Propheten Jesaja ermutigen! *Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!* (Jesaja 7,9) «Bleiben» hat den gleichen Wortstamm wie «glauben». Im Glauben wurzelt der Bestand.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Kino

Endstation Sehnsucht

Das sonnige Orlando mit seiner Disney World gilt als Paradies. «The Florida Project» beleuchtet dessen Schattenseiten.

Von Wolfram Knorr



Wie ein Hurrikan: Moonee (Brooklynn Prince) und Halley (Bria Vinaite) in «The Florida Project».

Aus der Traum. Das «Magic Castle», ein Motel in Pink, liegt wie ein gestrandeter Dampfer der Sehnsüchte vor den Toren des Walt Disney World Resort. Die Entwurzelten, Verlierer, Penner, Wohnsitzlosen leben hier ihre verwesenden Träume aus. Die kess aufgebretzelte Halley (Bria Vinaite) mit ihrer sechsjährigen Tochter Moonee (Brooklynn Prince) und ihre beste Freundin Ashley (Mela Murder) und deren Junge Scooty (Christopher Rivera) wohnen wie viele andere für 35 Dollar im «Magic Castle». Die einen leben von Sozialhilfe, andere von Billigjobs, und Halley hält sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, verhökert mal Billigparfüm an Golfer und Touristen, vertickt mal Zigaretten oder erschnorrt sich was. Nur



Ständig auf der Hut: Bobby (Willem Dafoe).

die Kinder Moonee, Scooty und andere Dreikäsehochs sind frei von Existenzsorgen. Für sie ist das in sich versackende Areal keine Endstation Sehnsucht, sondern ein paradiesischer Abenteuerspielplatz voll knallbunter Sozialbauten, skurriler Läden und längst verlassener Bonbonschachtel-Villen. Mit wilder Lebensfreude treiben sie ihren Schabernack, veranstalten Spuckwettbewerbe, legen Kurzschlüsse im Motel, setzen eine leere Villa in Brand und strapazieren die Geduld des «Magic Castle»-Managers Bobby (Willem Dafoe), der das Haus sauber zu halten versucht, die Kinder mag, aber auch ständig auf der Hut ist, Schlamereien zu verhindern.

Sean Baker, einer der konsequentesten Independent-Filmer («Tangerine»), schuf mit «The Florida Project» (eine Anspielung auf das 27 440 Hektaren grosse Walt Disney World Resort, das während des Baus «Florida Project» genannt wurde) ein Genrebild jener Menschen, die die Fahrt ins Glück nicht geschafft haben und am trostlosen Rand hängengeblieben sind. Baker beobachtet sie, ohne einzugreifen, nimmt sie ernst, lässt sie handeln, wie sie eben handeln, nur gelenkt von ihren Temperamenten. Für die Kinder, von den mehrheitlich alleinerziehenden Müttern abhängig, ist das auch fatal. Baker zeigt die in den Tag hineinlebende Ziellosigkeit der Kinder und Erwachsenen mit fast doku-

mentarischen Mitteln aus der Sicht der Kids, den legendären Slapstick-Helden «Die kleinen Strolche» (auf die sich Baker auch direkt bezieht) nachempfunden. Da wird der perspektivlose Alltag zum himmelhochjauchenden und zugleich deprimierenden Dasein. Und bricht die raue Wirklichkeit in die Kinderwelt ein und zerstört sie, ist die emotionale Wucht wie ein Hurrikan.

Halley, eine Grashüpfer-Mama, keck und schlampert, wird ihr Müsiggang zum Verhängnis, wenn sie sich prostituiert und Moonee zum Opfer ihrer Gleichgültigkeit wird. Die Hausordnung ist unerbittlich, und der Polizei folgt die staatliche Fürsorge auf dem Fuss. Moonee gerät ins Ordnungsnetz und kann sich nur mit Scooty daraus befreien. «The Florida Project» ist von nüchterner Trauer, eine deprimierende Milieustudie. Allein durch den anarchisch fröhlichen Kinderblick, das Hoffnungsfeuer, ist diese zugleich von frohgemuter Vitalität und Willenskraft. Dazu trägt die fulminante Besetzung bei, allen voran die unglaublichen Kinder Brooklynn Prince und Christopher Rivera. ★★★★★☆

Longing — Ariel, kinderlos, wohlhabend, erfährt von seiner Ex, von der er sich vor zwanzig Jahren trennte, dass sie damals schwanger war und einen Jungen zur Welt brachte, der kürzlich neunzehnjährig tödlich verunfallt ist. Verblüfft und tief berührt, Vater geworden zu sein und zugleich den Sohn, bevor er ihn je kennenlernen konnte, verloren zu haben, macht sich Ariel auf, ihn sich dennoch «anzueignen», durch Freunde, Freundinnen, Lehrer und eine Lehrerin, die er kontaktiert. Ariel wird zu einem Philip Marlowe einer verlorenen Vaterschaft. Autor und Regisseur Savi Gabizon ist ein sehr origineller und emotional anrührender Film über einen Mann gelungen, der nie Vater werden wollte, weil er als Kind



Humaner Witz: «Longing».

vom Vater nur geschlagen worden war, und nun verzweifelt versucht, den verlorenen Sohn durch die Rückholungsversuche zu «reanimieren». Das ist von tiefem humanem Witz und skurrilem Humor. Bei seinen Nachforschungen erfährt Ariel, dass der Filius alles andere als nur positive Seiten hatte. Der Vater

aber rechtfertigt sie, als müsste er einen Lebenden in Schutz nehmen. Das führt zuweilen zu surreal komischen Situationen. Höhepunkt ist eine «Hochzeit», deren nekrophile Züge sich in irrealen Höhen schrauben. Da ist der entglittene Sohn wieder «anwesend». Der israelische Film allgemein gilt als besonders originell. Dieser ist es in besonderem Mass. Sollte man sich nicht entgehen lassen. ★★★★★

Grace Jones: Bloodlight and Bami — Die androgyne Sängerin und Schauspielerin, die mit ihren exzentrischen Auftritten zur Ikone aufstieg, ist von der britischen Dok-Filmerin Sophie Fiennes, Schwester von Ralph, über zwölf Jahre immer wieder mit der Kamera besucht worden. Das Angenehme: kein Archivmaterial, kein *voice-over*, keine Beschreibungen der auftretenden Personen, keine Interviews. Nur Grace, ihre Familie auf Jamaika, Freunde – und Grace. Nichts wird erklärt, nichts enthüllt. Nur Grace und immer wieder Grace, auf der Bühne, vor dem Spiegel, in Kostümen. Die teilweise



Immer wieder sie: Grace Jones.

spektakulären Bilder folgen keiner Chronologie, was dem Film eine erstaunliche Dynamik und Kurzweiligkeit gibt. ★★★★★☆

Knorr's Liste

1	Three Billboards Outside ... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
2	The Disaster Artist Regie: James Franco	★★★★☆
3	Phantom Thread Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★☆
4	Criminal Squad Regie: Christian Gudegast	★★★★☆
5	Wonder Wheel Regie: Woody Allen	★★★★☆
6	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
7	Lucky Regie: John Carroll Lynch	★★★★☆
8	C'est la vie! Regie: E. Toledano / O. Nakache	★★★★☆
9	Downsizing Regie: Alexander Payne	★★★★☆
10	Maze Runner: The Death Cure Regie: Wes Ball	★★★★☆

Jazz

Vitaler Melancholiker

Von Peter Rüedi

Ein grosser Teil des Jazz hat eine natürliche Tendenz zu dem, was das schreckliche Wort «Extrovertiertheit» meint. Für Bobo Stenson (*1944), den Elder Statesman des europäischen Jazzpianos, ist nicht nur das Wort schrecklich, sondern auch die Sache. Der Schwede ist ein grosser Lyriker in der Linie von Bill Evans und Keith Jarrett, in deren Schatten er lange stand. In Wahrheit hat Stensons Stream of Consciousness (ein Strom ohne spektakuläre Schnellen) seine eigene zwingende Logik. Die Synkope zwischen Wahrnehmung und Wertschätzung (namentlich durch einen Teil der amerikanischen Kritik) hängt direkt mit dem Charakter seiner Kunst zusammen: Er schert sich den Teufel um «Originalität», um auffälliges Design, das seine Musik als Markenprodukt handlich, sofort erkennbar und marktauglich machen könnte. Namentlich in seinen Trios (sein bevorzugtes Format) ist er auf eine allerdings unverwechselbare dichte Atmosphäre aus, auf Substanz und Subtilität. Das machte ihn auch zum begehrten Partner von grossen Wahlverwandten wie Charles Lloyd oder Tomasz Stanko, für die er seine pianistischen Schattenreiche beschwor.

Stenson ist ein grosser Melancholiker. Aber, zumal im Trio, auch das Paradox eines vitalen Melancholikers – im Kollektiv mit den Partnern Anders Jormin am Bass, einem grossen Sänger auf seinem Instrument; und mit Jon Fält, einem freien, flackernden Schlagzeuger. Als Komponist nimmt sich Stenson (im Gegensatz zu Jormin) auf der jüngsten CD des Trios sehr zurück. «Es ist nicht so wichtig, was woher kommt», sagt er. «Uns geht's mehr darum, was wir damit machen.» So ist schon das Titelstück «Contra la indecisión» eine ältere Komposition des von Stenson geschätzten kubanischen Liedermachers Silvio Rodríguez; weiter finden wir Bartóks Version eines slowakischen Volkslieds, eine «Elégie» von Satie und eine Miniatur des Katalanen Frederic Mompou – neben fünf meist sehr volksliedhaften Originalen von Jormin. Alles eigenwillig überführt in die kollektiven improvisatorischen Vorgänge des Trios. Sehr eingängliche und sehr intensive Musik. Auf mehreren Ebenen zu hören.



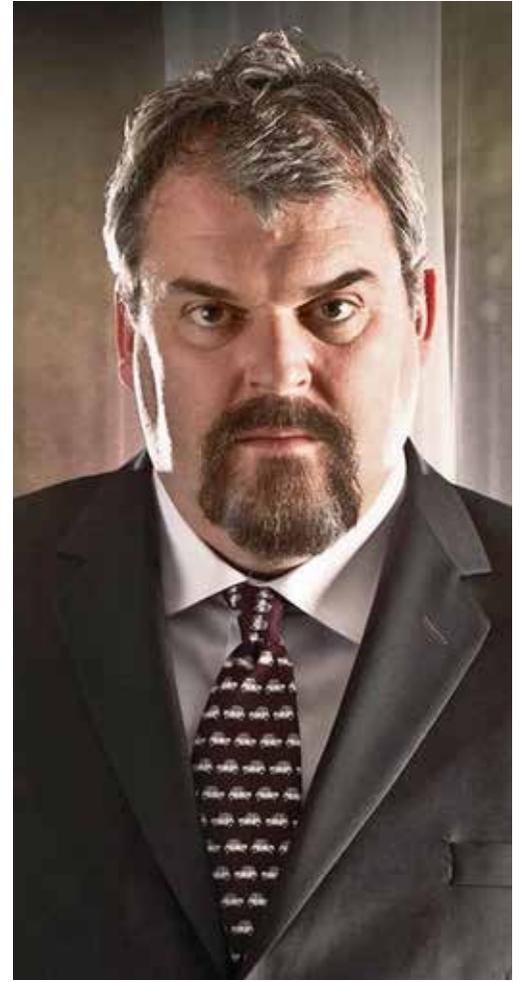
Bobo Stenson Trio:
Contra la indecisión.
ECM 2682



Spannung als Leere: Gubser.



Zwergsatire: Schlatter.



Furche des Frohsinns: Müller.

Film

Die schlechtesten Schweizer Schauspieler

Zehn Schweizer Darsteller, an denen man nicht vorbeikommt. Leider.

Von Wolfram Knorr

Stefan Gubser — Luzern ist nicht nur eine Idylle, auch ein Sündenpfuhl, seit Stefan Gubser alias Reto Flückiger die Stadt von bösen Politikern, Ärzten, Sterbehelfern, Bauern und anderem Gesindel säubern muss. Dabei träumt Gubser/Flückiger nur vom Segeln, nach dem Motto «Am Sonntag will mein Süsser mit mir segeln geh'n, sofern die Winde weh'n». Und die weh'n leider ziemlich rau mitten in der Stadt. Deshalb fällt über seine saubere, auch wettergegebte Gesichtslandschaft ein Schatten, der ihn energisch blicken lässt.

Immer muss er Sauereien aufklären, rätselhafte Selbstmorde («Zwei Leben») zum Beispiel. Harte Sache. Einem Busfahrer ist einer unter die Räder geraten. Flückiger beziehungsweise Gubser: «Es ist eine Sauerei, dass Unschuldige reingezogen werden.» Klare Kante. Das sogenannte Method-Acting ist die Lehre von einführenden Darstellungen in Extremlagen. Die «Tatort»-Kommissare kennen Einfühlung nur als Gestaltungsform sozialdemokratisch mittlerer Vernünftigkeit. Die hat

sich zwischen dem Ruhrpott-Proleten Schimanski und dem steifen Pinkel Derrick, Gott hab sie selig, eingependelt. Stefan Gubser ist vielleicht unter ihnen der Formvollendetste. Er strahlt die Spannung als Leere, das Aussergewöhnliche als Abgeklärtheit und die Gleichgültigkeit als Wichtigkeit perfekt aus.

Beat Schlatter — Ein ewiger Lausbub mit dem Hang zum Narren. Der Narr ist die ultimative Verkörperung der Abweichung vom Normalen. Schlatter wäre auch gerne eine richtige Abweichung, bleibt aber verzweifelt bieder bei seinen Abweichungsbemühungen. Der Narr darf, muss Kritik üben («Nun bist du eine Null ohne Ziffern. Ich bin jetzt mehr als du, ich bin ein Narr, du bist nichts») – der Narr zu König Lear), aber Schlatter ist nur ein launiger Kauz. In «Flitzer» lässt er die Hosen runter und outet sich mit einer Zwergsatire, will aber – o là là! – ein Husarenstück der Frivolität sein. Wo bleiben die Säbelhiebe? Flitzer rennen nackt übers Fussballfeld? Um Spielausgänge

zu manipulieren? Mit Verklemmtheit zu spielen? Herrgott, «Unter der Lederhose wird gejodelt» war dagegen kühn. In «Mein Name ist Eugen» war er, perfekt besetzt, Fritzli, der «König der Lausbuben». Das ist er geblieben, selbst wenn er einen Gemeindepräsidenten spielt («Die Standesbeamtin») oder als Familienvater statt nach Rom nach Amsterdam fliegt («Ferienfieber»). Der puerile Spieltrieb ist sein Mimentreibstoff. Schön, aber richtig Fahrt nimmt man damit nicht auf, um den Bonsai-Wuchs zu überwinden.

Mike Müller — Ein Schwergewicht. Auch ein Charaktermime? Als Kabarettist auf der Bühne, als Partner von Viktor Giacobbo glänzend – aber als Filmschauspieler, als Wilhelm Tell («Tell»), überforderter Papa («Alles bleibt anders») oder gar als Fahrradkurier («Dead Fucking Last»)? Da ackerte er in der Furche des Frohsinns, ohne sich aus ihr mit einer charismatischen Aura zu erheben. Und jetzt als Beerdigungsunternehmer Luc Conrad, der heikle



Und die Strasberg-Ausbildung? Winiger.

Todesfälle klären muss, gelang ihm ein TV-Quotenhit. Dabei ist «Der Bestatter» eine Mogelpackung. Conrad war natürlich mal Kriminaler. Nach einem undurchsichtigen Mordfall sagte er tshüss und übernahm das Institut vom Vater.

Damit sich die Serie vom üblichen Ermittlerquatsch abhebt, ist der Held eben kein Privatdetektiv, sondern ein Bestatter! Mal was Neues, nachdem alle Schnüfflermacken im TV schon vergeben sind. Dennoch will die Serie mehr, was ihr nicht gelingt. Sie schnupperte am Underground-Aroma der legendären US-Serie «Six Feet Under», an der Lotion des Morbiden. Während aber «Six Feet Under» eine Familienserie (wie alle US-Serien) mit Leichenpräparations-Appeal ist, bleibt «Der Bestatter» das Übliche, auch wenn Mike Müller im schwarzen Outfit und mit schwarzem Bart durch die Fälle finstert. Und der Humus, auf dem die Serie gedeiht, sind die uralten papiernen Dialoge und die uralte Mimen-Grimassiererei. Da hilft auch der schwarze Zwirn nicht.

Melanie Winiger — Was hat sie wohl gelernt am legendären Lee-Strasberg-Institut in Los Angeles, diesem okkulten Tempel der Mimenkunst, wo nur mit dem Strasberg-Rüstzeug die Eigernordwand des Method-Actings bezwungen werden kann? 2006 spielte die Ex-Miss-Schweiz im Sozialdrama «Sonjas Rückkehr»



Inferno der guten Laune: Rima.

die angebliche Mörderin ihres Mannes, die nach Jahren aus dem Knast entlassen wird und natürlich ihren Sohn wiedersehen will. «Das Jahr 2006», hiess es in einer Kritik, «könnte denn auch glatt zum Melanie-Winiger-Jahr erklärt werden.» Sie habe «schauspielerisch einiges auf dem Kasten». Holla! Danach flog sie für die Rega («Heldin der Lüfte») und wurde Gerichtsmedizinerin in der Serie «Mordkommission Istanbul». In der Schweizer Komödie «Who Killed Johnny» war sie eine Drehbuchautorin und in «Lommböck» auch irgendwas. «Who Killed Johnny» war für enthemmte Kleinhirne. Winiger hat, so scheint es, ihre Strasberg-Ausbildung abgelegt wie einen Tor-nister. Ob sie wohl je hineingeguckt hat?

Marco Rima — Ein ADHS-Fall, ein Hyperaktivitäts-Exaltissimus, ein Comedian der physischen Komikerschule, ein Grimassenschneider à la Jerry Lewis. Er hat die Triebkraft einer manischen Heiterkeit, nur weiss er leider nicht, wohin damit. Ihm fehlt ein klares Profil. Er hampelt sich durch die Comedian-Szene und stürzte sich in «Handyman», «Liebling, lass uns scheiden» und «Achtung, fertig, WK!» in ein Inferno der guten Laune. Er hätte das Zeug zum jungen Wilden der Zerstreuungskultur gehabt, doch die Banausenszene (TV und Kino) verkachelte die Chance. Vielleicht als Trost, wer weiss, erhielt er fünfmal den Prix Walo.



Wen spielte er schon wieder? Taubman.

Anatol Taubman — Ein Phänomen. Er ist einer der bekanntesten Nebendarsteller der internationalen Filmszene und wird wohl deshalb von der Schweizer Presse bei jeder kleinen Rolle wild gehypt (*Schweizer Illustrierte*: «Der James-Bond-Star»). Sieht man dann den Film – wie im Falle von «Bond» –, ist er nur der Kofferträger des Bösewichts. Dem Boulevard ist das wurscht. Mit Porträts, Homestories und Interviews über seine Kinder, seine Frau und seine Ex ist er regelmässig präsent. Seine Filmografie ist in der Tat gewaltig, und es sind auch Hauptrollen darunter, wobei es einem schwerfällt, sich zu erinnern, welche das nun waren. In der legendären TV-Serie «Band of Brothers» von Steven Spielberg spielte er auch mit, aber in welcher Folge und wen? Er könne, hiess es in irgendeinem der zahllosen Texte über ihn, auf Kommando weinen. Na toll, Chapeau! Womöglich war er auch bei Lee Strasberg. Man kann davon ausgehen, dass man noch viel von ihm hören wird – in der Presse.

Sabina Schneebeli — Ein Star? An der Häufigkeit gemessen, mit der sie durch fast alle Schweizer Produktionen mäandert, von «Ernstfall in Havanna» über «Mein Name ist Eugen», «Der Bestatter» und «Wilder» bis zu den einschlägigen Flückiger-«Tatorts», könnte sie einen hohen Fan-Beliebtheitsgrad erreicht haben, so was wie ein «Star» sein. Aber trotz flankierender



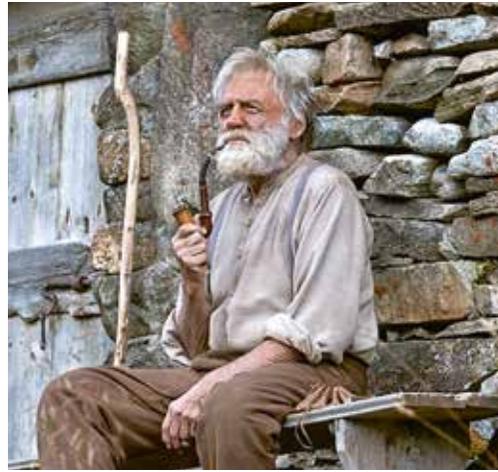
Abgemessen: Schneebeli.

Printmedien-Aufmerksamkeit über ihre Scheidung, Liebe und Hochzeit, bildet sich keine Aura. Vielleicht liegt's daran, dass ihr Spiel und ihre Präsenz wirkt, als hätten Ingenieure an ihr und ihrem Handwerk gebosselt: spröde, herb, kantig, abgemessen, beherrscht. In «Wilder» ist sie Bundesanwältin, in «Die Direktorin» Verkehrsdirektorin. Chefin eben; aber sie strahlt wie Halogenlichter. Keine gute Voraussetzung für emotionale Anteilnahme.

Christian Kohlund — Was für eine Stimme! In der ganzen Branche gibt es niemanden mit einem derart samtigen, wie aus den tiefsten Tiefen galaktischer schwarzer Löcher emporklingenden Bass. Das kommt nie zornig, kein Wotan lauert hinter dieser honigweichen Stimme, sondern nur der Traum eines Kamillentee aufbrühenden, lieben und besorgten Onkels, dessen Stimme ins Innere seiner Zuschauer (also Hörer) eindringt, um sich ein wenig in ihren geheimen Seelenkästchen umzusehen. Mann, ist diese Stimme lieb! Kein Wunder also, dass er bei den einschlägigen Serien wie «Das Traumschiff», «Das Traumhotel», «Die Schwarzwaldklinik», «Kreuzfahrt ins Glück» und nun auch in «Der Bergdoktor» mitspielte und mitspielt, um quasi mit seinem Bass-Sound (wie klein sein Auftritt auch sein mag) den Resonanzboden zu schaffen, auf dem die Glücksträume erst so richtig erblühen können. Auch in der schweizeri-



Brunft-Bariton: Kohlund.



Wehleids-Aura: Ganz.

schon Erfolgs-Miniserie «Wilder» durfte er als in die Bergwelt hineinraunender Künstler mit all seiner die Moderne skeptisch beurteilenden Güte nicht fehlen. Christian Kohlund lässt sich ansiedeln zwischen Maximilian Schell, dem «Weltstar von der Alm» (*Kurier*), und Luis Trenker, dem wir die Alpen zu verdanken haben. Beide waren Schicksalsbändiger. Christian Kohlund gelingt das allein mit seinem Brunft-Bariton.

Bruno Ganz — Der Mimenfürst. Unvergessen als Alpöhi in «Heidi». Hoch oben, *wo's ka Sünd'* gibt, blickt er wie ein lodernder Gott hinab ins Tal – und die Feuerlöscher gehen deshalb von allein los. Nein, Halt, Spass beiseite. Jetzt gilt's ernst. Mit dem Bedeutungsphatetiker macht man keine Witze. Bruno Ganz wurde mit Recht eine Bühnengröße durch Regisseure wie Peter Stein an der Berliner Schaubühne. Dass der «neue deutsche Film» auf ihn aufmerksam wurde und ihn seinerzeit holte, ist nur vor dem Hintergrund verständlich, dass der «neue deutsche Film» extrem kopflastig war. Ganz wurde auf der Leinwand zu einem artifiziell hochgegurten Staatsmimen mit gefährlicher Neigung zum Wanderschmiere-Prinzipal. In welchen Rollen auch immer, ob als Engel in «Himmel über Berlin» oder als Hitler in «Der Untergang», ob weit oben in den Lüften oder tief unten im Bunker, er bewegt sich mit einer



Gestählte Turbo-Mimikry: Japp.

Wehleids-Aura und auratisch gezwirbeltem Tonfall in einer Hochsensibel-Thermik, die schwer auf den Zeiger geht.

Stephanie Japp — Ex-Drögelerin. Verhärtet. Verbittert. Sie kennt das Leben, deshalb wurde sie Suchttherapeutin. Lange hat sie, um mit Nietzsche zu reden, in den Abgrund einer Raffzahn-Kapitalisten-Familie geblickt, jetzt blickt der Abgrund auch in sie hinein. Sie will mit alledem nichts zu tun haben, sie ist fertig damit. Da erfährt sie, dass die Familie, vor allem der böse Stiefbruder, die Bank des Papa verkaufen will! Und schon bewährt sich der Nietzsche-Blick, der Blick in den Abgrund, in den auch sie lange geblickt hat – um jetzt was zu entdecken? Die geborene Bankerin in sich! Aber hallo! Caroline Pfister (Stephanie Japp), das schwarze Schaf der Familie, die uneheliche Tochter von Bankier Weyer (Christian Kohlund), tritt wie ein weiblicher Phönix aus der Asche und schmeisst den Laden. Schon gleich zu Beginn stellt Caroline im Zweiteiler «Private Banking» die Frage aller Fragen knallhart: «Warum wollt ihr die Bank verkaufen?» Auch Stephanie Japp geistert durch die einschlägigen Kino- und TV-Produktionen, meist mit gestählter Turbo-Mimikry, marmorkühl mit Frisuren, wie aus Metall gefräst, und der Neigung zu einer zinnsoldatenhaften Aura. In «Private Banking» zieht sie diesbezüglich alle Register. ○



© Fotolia



VIP-Leserreise ins Silicon Valley «Digital Journey 2018»

Apple, Intel, Google, Adobe, Yahoo, Tesla, Amazon – diese und andere Überflieger im Silicon Valley haben die Welt revolutioniert. Auf unserer Expertenreise vom 1. bis 8. September 2018 haben Sie die einmalige Chance, das Tech-Mekka aus unmittelbarer Nähe zu erleben.

Was anderswo noch undenkbar ist, wird im Silicon Valley bereits umgesetzt. In der kalifornischen Wüste wird experimentiert, riskiert und investiert – und dies mit atemberaubender Geschwindigkeit. Die Gründer kommen aus aller Welt, um ihre Ideen zum Fliegen zu bringen. Sie sind hungrig, wollen gewinnen – und haben keine Angst zu scheitern.

Die Digitalisierung von morgen ist hier schon heute spürbar. Auf unserer «Digital Journey» lernen Sie Start-ups kennen, erhalten Einblick in das Innenleben der Superstars, tauschen sich mit Entscheidungsträgern aus. Und vor allem profitieren Sie von Inspiration und unbezahlbaren Tipps für Ihre eigenen Visionen!

Ihr Reiseleiter: Alex Fries

Vor Ort werden Sie persönlich begleitet vom erfolgreichen Venture Capitalist Alex Fries. Der gebürtige Bündner lebt seit über 30 Jahren im Silicon Valley und kennt als Gründer (Svox,

Play Span) und Investor (Ecosystem Ventures) die Situation vor Ort.

Reiseprogramm

1. und 2. Tag: Anreise und Briefing

Swiss-Direktflug nach San Francisco; Hotel-Transfer; Briefing mit Alex Fries und Patric Preite (CEO Interactive Friends AG)

3. bis 7. Tag: San Francisco und Silicon Valley

Vorgesehene Besuche: Tesla, Google, Salesforce, Google, Audi, Continental, Flextronics, Softbank Robotics, Quantcast, HAX, Stanford-Universität (definitives Programm kurz vor Reisebeginn); Start-up Pitch Sessions; Swissex in San Francisco; Abschluss-Event und Dinner

8. Tag: Rückreise

Detaillierte Informationen unter weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

«Digital Journey 2018» – Leserreise ins Silicon Valley

Datum: 1. bis 8. September 2018

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich–San Francisco (Economy)
 - 7 Übernachtungen (EZ inkl. Frühstück) im «Double Tree by Hilton», San Francisco
 - Transfers bei Ankunft und Abflug
 - Privatbus vom Hotel zu allen Reisezielen
 - Abschluss-Event
 - Reiseleitung (Alex Fries)
- (Mittag- und Abendessen auf eigene Kosten)

Preis (pro Person):

- Für Weltwoche-Abbonnenten: Fr. 6600.–
 - Für Nicht-Abbonnenten: 7400.–
 - Upgrade Swiss Business Class: ca. Fr. 3600.–
 - Reduktion, ohne Flug: Fr. 1000.–
- Alle Preise zzgl. MwSt.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 071 577 35 00 oder per E-Mail an www.interactivefriends.ch/platinclub oder info@interactivefriends.ch

Bedingungen:

Die Anzahl der Teilnehmer ist auf 15 beschränkt.

Veranstalter:

Interactive Friends AG, 9400 Rorschach SG
www.interactivefriends.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Das andere Wien

Die österreichische Hauptstadt lockt mit ihren kaiserlichen Prachtbauten. Weniger bekannt ist das grossbürgerliche Wien – eine faszinierende, seltsam pompöse Welt, die sich zu entdecken lohnt. Von Jürg Jegge

Das «kaiserliche Wien», das urdemokratische Schweizer Besucher so gerne bewundern, findet man ja leicht: Hofburg, Staatsoper, Hofreitschule... Und natürlich gehört auch die Ringstrasse dazu. Die allerdings ist nur bedingt «kaiserlich». Zur Zeit ihrer Entstehung, gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts, als man Wien «zur Grossstadt demolierte» (Karl Kraus), entstand da neben dem kaiserlichen noch ein grossbürgerliches Wien. An der Ringstrasse und in den angrenzenden Quartieren bauten sich auch die gutbetuchten Kaufleute, Bankiers und Fabrikanten ihre Palais, die denen des Adels in nichts nachstanden und von dieser seltsamen damaligen Wiener Mischung aus stolzem bürgerlichem Selbstbewusstsein und Unterwürfigkeit zeugten. Wer in diese seltsame, pompöse Welt eintauchen möchte, dem sei ein Besuch des «Café Imperial» empfohlen, und vor allem möge er dort aufs Klo gehen – so feudal hat er sich wohl noch nie entwässert.

Die Religion der Toleranz

Doch auch für die Menschen dieses aufstrebenden und privilegierten Teils der Bevölkerung war das Leben nicht unbedingt ein Zuckerschlecken. Kaum einer hat das so einleuchtend beschrieben wie der Wiener Ernst Lothar in seinem Roman «Der Engel mit der Posaune». Lothar war in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen Direktor des Theaters in der Josefstadt und Mitbegründer der Salzburger Festspiele. Dann flüchtete er 1938 über die Schweiz in die USA und kehrte nach dem Krieg als «Kulturoffizier» der amerikanischen Besatzungsmacht nach Wien zurück. Sein Roman erschien 1944 in Amerika, auf Englisch, drei Jahre später auch in deutscher Sprache. Lothar blieb in Wien, als Regisseur und Oberspielleiter am Burgtheater. Im Jahr 1974 starb er mit 84 Jahren. Sein Roman, es ist nicht sein einziger, war jahrelang nur noch antiquarisch erhältlich. Kürzlich wurde er neu aufgelegt.

Beschrieben wird die fiktive Geschichte eines Bürgerhauses und seiner Bewohner, über drei Generationen und fast 600 Seiten hinweg. Hier wohnt die Familie des Klavierfabrikanten Alt, mit Onkeln, Tanten und was noch dazugehört. Über der Eingangstür thront ein steinerner, Posaune blasender Engel. Vor allem aber erzählt der Roman die Geschichte der Henriette

Stein (spätere Alt). Diese, Tochter eines jüdischen Professors, heiratet in die Familie ein. Der Familienrat gibt mit Stirnrunzeln seine Erlaubnis. Es ist bewegend, zu lesen, wie hier eine lebenslustige junge Frau an das gewöhnt wird, was man ein standesgemässes Leben nennt. Dieses Leben empfindet sie von Anfang an als Gefängnis. Immer von neuem versucht sie, dem zu entkommen. Auch die Weltgeschichte dringt immer wieder in dieses Leben ein, von der k.u.k. Monarchie bis zum Nationalsozialismus. An Letzterem geht Henriette Alt schliesslich zugrunde. Der Roman bricht mitten in der Nazizeit ab. Ernst Lothar geht es vor allem um das «Haus Österreich». In der englischen Fassung erklärt er im Nachwort, dessen Bewohner wohnten «... in einem widerspruchsvollen, zwi-



Unsinnig-sinnlich.

lichtigen, verwinkelten, unsinnig-sinnlichen, herrlich schönen, gefährlichen, im Zentrum stehenden, tief unterkellerten, dämonischen Haus». Und für eine Neuauflage in den sechziger Jahren zeigte er «die Grundlagen der österreichischen Ewigkeit» auf, die ohne weiteres auch für andere Länder Geltung haben können: «Joseph II. oder die Religion der Toleranz, Mozart oder die Himmel des Gefühls, der Wienerwald oder die Rettung durch Anmut.» Da

sind wir ziemlich weit vom Pomp-Klo des «Café Imperial» entfernt.

Peter Alexander als Statist

1948 wurde der Stoff verfilmt. Der *Spiegel* schrieb damals: «Der Film griff ans Herz. Paula Wessely, Attila und Paul Hörbiger [...] und alle andern fanden sich zu einem Ensemble zusammen, wie es selten in so dichter Gemeinsamkeit gesehen worden ist.» Es ist wirklich erstaunlich, wer da kurz nach dem Krieg mitspielte. Oskar Werner, in seiner ersten Filmrolle, Maria Schell ebenfalls. Der junge Curd Jürgens ist auch mit von der Partie. Für Paula Wessely und Attila Hörbiger war dieser Film eine willkommene Möglichkeit, sich vom

Ja, es werden ein bisschen gar oft Klaviere auf der Bühne herumgeschoben.

Geruch der Nazi-Stars einigermaßen reinzuwaschen. Und die nutzten sie auch. Grossartig, wie Paula Wessely die allmähliche Wandlung der Henriette Alt von der aufmüpfigen jungen Schönheit zur immer noch schönen, gereiften Frau glaubhaft macht. Im selben Film spielt aber auch Karl Paryla eine kleine Rolle, der die nationalsozialistische Ära am Zürcher Schauspielhaus überwintert hatte. Und irgendwann



Grundlagen der österreichischen Ewigkeit: Theater in der Josefstadt.



Engel in Schwarzweiss: das legendäre Bellaria-Kino an der Museumstrasse.

geht bei einem Konzert im Haus Alt ein Besucher durch das Bild: Peter Alexander beim seinem ersten Filmauftritt – als Statist. Im Kern ist das Ganze der etwas verzweifelte Versuch eines Mutmacher-Films: Die schreckliche Zeit ist glücklicherweise vorbei, jetzt geht es aufwärts. Da wird manches grosszügig übersehen, überspielt. Aber diese Zuversicht überträgt sich in seltsamer Weise auf den Zuschauer. Wahrscheinlich ist der Einsatz ansteckend, mit dem alle hier zugange sind. (Der Film ist im Internet zu finden und auch als DVD erhältlich.)

Jeden Abend von neuem

Gleich hinter dem Wiener Volkstheater liegt das Bellaria-Kino aus dem Jahr 1911, das älteste noch bespielte Lichtspieltheater Wiens. Man ist schon ein bisschen mit der Zeit gegangen. In der Pause wird die Luft seit ein paar Jahren nicht mehr mit der Fichtennadelduft-Spritze veredelt, und in den Warteraum hat man überflüssigerweise einen künstlerisch gestalteten Stammgast gesetzt. Vorzugsweise zeigt man hier alte Schwarzweiss-Filme. Hin und wieder steht auch «Der Engel mit der Posaune» auf dem Programm. Dann stimmt überhaupt alles. (Über das mit dem Kino mitalternde Stammpublikum gibt es übrigens einen sehr

schönen Dokumentarfilm, ebenfalls auf DVD: «Bellaria – so lange wir leben!»)

Im Theater in der Josefstadt steht derzeit eine Bühnenfassung vom «Engel mit der Posaune» auf dem Spielplan, auch das eine sehr gelungene Aufführung. Wo im Film die berühmte Paula Wessely für die Entwicklung der Henriette Alt immerhin die Dauer der Filmaufnahmen zur Verfügung hatte, muss Maria Köstlinger (bekannt aus der ORF-Fernsehserie «Vorstadtweiber») diese allmähliche Verwandlung in knapp drei Stunden bewältigen, jeden Abend von neuem. Und sie schafft das! Aber auch ihre Kolleginnen und Kollegen verdienen grossmächtiges Lob. Ja, es werden ein bisschen gar oft Klaviere auf der Bühne herumgeschoben – man hat als Zuschauer ziemlich bald begriffen, dass es sich hier um eine Klavierfabrik handelt. Aber insgesamt ist das ein ergreifender, sehenswerter Abend – ungleich näher beim Buch als der Film. Er endet, wie der Roman, mit einem eindringlichen Appell an die Menschlichkeit. Das Stück steht noch bis Ende April immer wieder mal auf dem Programm.

In Gehdistanz zum Theater in der Josefstadt befindet sich der Schlesingerplatz. Der ist überhaupt nicht sehenswert. Aber die Geschichte seines Namens ist halt schön. Benannt war er

nach dem Professor für Bodenkultur, Josef Schlesinger (1831–1901). Dann stellte sich heraus, dass der ein ziemlich übler Antisemit war, ein Professor für Blut-und-Boden-Kultur gewissermassen. Man überlegte sich also, den Platz umzubenennen. Das Problem bei solchen Aktionen ist nur, dass diese mit ziemlich hohen Kosten verbunden sind. Denn sobald da Firmen oder Amtsstellen eine neue Adresse bekommen, geht das ins Geld. Das war bei dem Platz ausgesprochen der Fall. Trotzdem benannte man ihn um. Und wie er jetzt heisst? Schlesingerplatz. Aber neu nach der Schriftstellerin und Kämpferin für Frauenrechte, Therese Schlesinger (1863–1940). Man musste eine einzige Tafel auswechseln – auch eine Möglichkeit, mit Geschichte umzugehen.

Ernst Lothar: Der Engel mit der Posaune. Zsolnay. 577 S., Fr. 37.90

Der Engel mit der Posaune: DVDs. Austria-Filmarchiv; Bellaria – so lange wir leben! Douglas Wolfsperger (Regie und Produktion). Spielplan: www.josefstadt.org



Jürg Jegge ist ehemaliger Lehrer, Liedermacher und Schriftsteller. Er lebt seit 45 Jahren zeitweise in Wien.

Der Mann, der die «Mona Lisa» raubte

Einen ganzen Tag dauerte es, bis jemand den Diebstahl der «Mona Lisa» bemerkte. Menschenmassen drängten zum Tatort im Louvre. Es begann eine verzweifelte Suche nach dem Meisterwerk, das über Nacht zur internationalen Ikone wurde. *Von Giles Milton*

Er konnte kaum glauben, wie leicht sich sein Verbrechen durchführen liess. Am 21. August 1911, einem Montag, spazierte ein italienischer Exzentriker namens Vincenzo Peruggia mit der «Mona Lisa» unter seinem Jackett aus dem Louvre hinaus.

Niemand sah ihn das berühmte Gemälde stehlen, niemand hörte, wie er es von der Wand löste. Es gelang ihm, sich unbemerkt aus dem Museum zu stehlen und das Gemälde in seine Wohnung zu bringen.

Montags war der Louvre für die Öffentlichkeit geschlossen, weshalb dies der perfekte Zeitpunkt für einen Diebstahl war. Peruggia betrat das Museum in einem weissen Overall und tat, als sei er ein Arbeiter. Er ging in die Galerie, in welcher Leonardo da Vincis berühmtes Bild ausgestellt war, und hängte es einfach ab.

Keiner der Louvre-Angestellten bemerkte, dass das Gemälde fehlte. Zwölf Stunden nach dem Diebstahl berichtete der diensthabende Hausmeister seinem Chef, im Museum sei alles in Ordnung.

Auch am folgenden Morgen äusserte sich niemand über die Abwesenheit des Gemäldes. Im Louvre wurden Bilder oft abgehängt, da die hauseigenen Fotografen sie in ihrem Studio fotografieren konnten, ohne dies anmelden zu müssen.

Als der Künstler Louis Béroud sich an jenem Dienstagmorgen die «Mona Lisa» anschauen wollte, fand er an der Stelle, wo sie normalerweise hing, nur vier Metallhaken. Er nahm an, ein Fotograf habe sie abgehängt, und scherzte deshalb mit einem der Aufseher: «Wenn Frauen nicht bei ihren Liebhabern sind, sind sie gern bei ihren Fotografen.»

Als das Bild um elf Uhr immer noch nicht da war, erkundigte sich Béroud, wann es wieder aufgehängt werde. Erst jetzt, mehr als 24 Stunden nachdem Peruggia die «Mona Lisa» entfernt hatte, dämmerte es den Museumsangestellten, dass sie gestohlen worden war.

Niemand hatte eine Ahnung, wer der Dieb sein könnte, noch konnte man sein Motiv ergründen. So ein Bild zu verkaufen, wäre schliesslich unmöglich.

Der Louvre blieb eine Woche lang geschlossen, während der Fall untersucht wurde. Als das Museum endlich wieder aufging, standen massenhaft Leute Schlange, um die Stelle zu sehen, wo die «Mona Lisa» gehangen hatte. Schlagartig wurde dieses mässig berühmte



Spektakulärster Kunstraub des 20. Jahrhunderts: Vincenzo Peruggia.

Bild zu einer internationalen Ikone. Postkarten mit dem Gesicht der «Gioconda» wurden in aller Welt verkauft. Sie schaffte es auch auf zahlreiche Zigarettenkarten.

Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge von «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Haushasen. www.gilesmilton.com

Die französische Polizei versuchte verzweifelt, dem Dieb auf die Spur zu kommen, doch ohne Erfolg. Der einzige Hinweis war ein Fingerabdruck an der Wand.

An diesem Punkt nahm die Geschichte eine seltsame Wendung, und Pablo Picasso wurde in die Sache verwickelt. Ein paar Monate vorher war ein exzentrischer bisexueller Belgier namens Honoré Joseph Géry Pieret in der Redaktion von *Le Journal* aufgetaucht und hatte einem Journalisten eine Statuette verkauft, die er im Louvre gestohlen hatte. Er brüstete sich damit, andere gestohlene Statuetten einem nicht genannten befreundeten Künstler verkauft zu haben.

Nach dem Diebstahl der «Mona Lisa» wurde die Polizei über Gérys Verbrechen unterrichtet und untersuchte die Sache.

Die Nachricht von dieser Untersuchung war eine unliebsame Überraschung für den jungen Pablo Picasso, der damals in Paris lebte. Er war mit Géry bekannt und war sich absolut bewusst, dass die Statuetten, die er

diesem abgekauft hatte, aus dem Louvre gestohlen worden waren. Was die Sache noch verschlimmerte, war, dass er zwei davon als Modelle für sein nachmals berühmtes Gemälde «Les demoiselles d'Avignon» verwendet hatte.

Bald zog sich das Netz um Picasso zusammen, und er wurde von der Pariser Polizei verhaftet. Auch während intensiver Verhöre behielt er einen kühlen Kopf. Er bestritt, irgendetwas von Gérys Verbrechen zu wissen, und sagte (durchaus wahrheitsgemäss), er

Die Menschen standen Schlange, um die Stelle zu sehen, wo die «Mona Lisa» gehangen hatte.

wisse nichts vom Diebstahl der «Mona Lisa». Er wurde schliesslich freigelassen. Die Polizei erfuhr nie etwas von den gestohlenen Statuetten und geriet bei der Untersuchung des Louvre-Diebstahls in eine Sackgasse.

Es vergingen über zwei Jahre, bis die «Mona Lisa» auf spektakuläre Weise wieder auftauchte. Im November 1913 erhielt der Florentiner Antiquitätenhändler Alfredo Geri einen rätselhaften Brief, in welchem stand: «Das gestohlene Werk von Leonardo da Vinci ist in meinem Besitz. Es scheint Italien zu gehören, da sein Maler Italiener war.» Unterschrieben war der Brief mit «Leonardo».

Geri traf schliesslich «Leonardo» und bekam die «Mona Lisa» zu sehen. Peruggia erlaubte Geri sogar, das Bild authentifizieren zu lassen. Bald erfuhr die Presse, dass die «Mona Lisa» gefunden worden war.

Peruggia wurde verhaftet, in Florenz vor Gericht gestellt und des Kunstraubs für schuldig befunden, der sich als der spektakulärste des zwanzigsten Jahrhunderts erweisen sollte. Er sagte vor Gericht, sein einziges Motiv sei gewesen, das Bild Italien zurückzuerstatten. Die «Mona Lisa» sollte eine Entschädigung sein für all die Gemälde, die Napoleon gestohlen hatte.

Der Richter schätzte Peruggia als harmlosen Spinner ein. Der Kunstliebhaber wurde zu einem Jahr und fünfzehn Tagen Gefängnis verurteilt, doch das Urteil wurde bald aufgehoben, und Peruggia wurde entlassen.

Am meisten profitierte von der ganzen Geschichte der Louvre. Nun verfügte er über ein weltberühmtes Gemälde: Vincenzo Peruggias aussergewöhnlicher Diebstahl hatte aus einem mässig bekannten Gemälde ein international anerkanntes Meisterwerk gemacht.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**
Lesen Sie nächste Woche: «Ins Affenhaus»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich lebe von der Sozialhilfe und habe kein Problem damit. Sollte ich mich schämen?

Reto F., Gümligen

Die Sozialhilfe ist dafür gemacht, dass man sie beziehen kann, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Es ist gut, dass es sie gibt. Wer beispielsweise invalid und so behindert ist, dass er nicht arbeiten kann, obwohl er möchte, und es täte, wenn er nicht behindert wäre, bekommt zu Recht eine Invalidenrente. Dafür bezahlen ja alle Versicherten die IV-Prämie. Aber – und das ist überall im Leben so – Gutes kann man auch missbrauchen und zum Schlechten machen. Wir wissen es. So kann man zum Beispiel auch eine Invalidenrente beziehen, ohne dass man invalid ist, indem man eine Invalidität vortäuscht.

Im Falle der wirklichen Invalidität muss sich niemand schämen, Sozialhilfe zu beziehen. Aber als «Scheininvalid» eine Leistung zu beziehen, ist ein Missbrauch und verwerflich. Der Beispiele

sind viele: Die Krankenkasse bezahlt man, damit finanziell geholfen werden kann, wenn man krank ist. Eine gute Sache! Wer aber Krankenkassenhilfe bezieht, obwohl er nicht krank ist, sondern einfach «krank nimmt», tut Verwerfliches. Oder: Wer das tragische Schicksal erlebt, trotz Arbeitswille und eigener Kraft keine Arbeitsstelle zu finden, braucht eine Arbeitslosenentschädigung. Wer sich aber drückt, nicht arbeiten will, obwohl er arbeiten könnte, und keine Stelle antritt, obwohl er könnte, missbraucht die gute Institution Arbeitslosenkasse. *Schäm di!*

Wer die klassische Sozialhilfe – das heisst die dringend notwendige Unterstützung, in Armut und Elend bezieht – hat keinen Grund, sich zu schämen. Aber auch hier kann Missbrauch betrieben werden. Ich kenne Ihren Fall persönlich nicht. Aber es ist für Sie relativ leicht, herauszufinden, ob Ihre Sozialhilfe gerechtfertigt ist oder missbräuchlich. Was ist das Motiv? Es gibt Menschen, die stolz sind, ein gutes System zu missbrauchen. Ahmen Sie dies nicht nach. Zu Ihrem eigenen Vorteil nicht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Vekselbergs Betongold

Die Immobiliengesellschaft Züblin war sein erstes Investment in der Schweiz. 2004 stieg Viktor Vekselberg mit 9 Prozent ein. Letzten September hielt er 40,74 Prozent an dem Unternehmen. Als Vekselbergs bestes Investment kann man Züblin allerdings kaum bezeichnen. Beim Einstieg des russischen Milliardärs hatte das Unternehmen einen Börsenwert von 311 Millionen Franken. Heute sind es noch 88 Millionen Franken. Eine ungünstige Kapitalstruktur und die Präsenz in defizitären Märkten machten Züblin über weite Strecken zu schaffen. Doch seit kurzem konzentriert sich das Unternehmen auf den Schweizer Heimmarkt. Das Immobilienportfolio im Ausland ist verkauft. Die Strategie zahlt sich aus: Im Geschäftsjahr 2016/17 hat das Unternehmen erst-

Aktienkurs von Züblin

Vom 1. bis 6. Februar 2018, in Franken



mals seit vier Jahren wieder Gewinn geschrieben. Im Jahr 2016 stieg die Aktie um 20,6 Prozent. Beflügelt wird der Preis auch von Gerüchten, Vekselberg wolle Züblin demnächst von der Börse nehmen. *Florian Schwab*



Thiel

Ernsthaft objektiv

Von Andreas Thiel

1. **Trauer**gast: Woran ist er denn gestorben?
2. **Trauer**gast: An Altersschwäche.
1. **Trauer**gast: Wie? An Altersschwäche?
2. **Trauer**gast: Ja, an Altersschwäche.
1. **Trauer**gast: Na, Gott sei Dank, nichts Bösesartiges.
2. **Trauer**gast: Soll das ein Witz sein?
1. **Trauer**gast: Wieso?
2. **Trauer**gast: Sterben ist etwas Ernstes.
1. **Trauer**gast: Das ist subjektiv.
2. **Trauer**gast: Im Gegenteil! Das Ernste am Tod ist ja gerade, dass es keine subjektive Sicht darauf gibt. Wer stirbt, ist nachher, objektiv gesehen, tot. Das Ernsthafte am Tod ist die Unmöglichkeit einer subjektiven Betrachtung.
1. **Trauer**gast: Was bedeutet schon «objektiv» oder «subjektiv» angesichts des Todes ...
2. **Trauer**gast: Objektivität ist eine nüchterne Anschauung, die nicht verstellt ist durch Glaube, Ideologie oder Emotion. Letzteres wäre subjektiv.
1. **Trauer**gast: Sie meinen also, eine objektive Sicht ist eine besonders unaufgeregte Sicht?
2. **Trauer**gast: Objektivität bedeutet, emotionale Distanz zu wahren.
1. **Trauer**gast: Das ist die Definition von Humor: emotionale Distanz.
2. **Trauer**gast: Das kann nicht sein. Humor ist das Gegenteil von Ernst.
1. **Trauer**gast: Das Gegenteil von Humor ist nicht der Ernst, sondern die Frustration. Frustration entsteht durch ideologisch oder emotional verstellte und somit subjektive Sicht. Der Humor hingegen ist eine besonders entspannte Form von Ernsthaftigkeit.
2. **Trauer**gast: Der Humor als Steigerungsform des Ernstes? Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Sie hätten ihren Witz ernst gemeint?
1. **Trauer**gast: Ich gehe sogar noch weiter: Mein Witz war eine äusserst objektive Bemerkung.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Asyl bei den Serben

Oskar Freysingers Buchtaufe; Zürcher Hautevolee an der «Montagsente»; Edita Gruberovas Fünfzig-Jahre-Bühnenjubiläum. Von Hildegard Schwaninger

Oskar Freysinger, der Walliser mit dem Pferdeschwanz, der kein Blatt vor den Mund nimmt, ehemaliger Politiker und Lehrer, lebt seit einem Jahr als freischaffender Schriftsteller. Für sein neues Buch «Bergfried» gibt es eine Buchtaufe, die so schräg ist wie er selbst. Im Gasthaus «Winkelried» in Wettingen, mit Musik aus Serbien und der Schweiz. Freysinger selber spielt Gitarre; dass es serbische Musik gibt, hat mit dem serbischen Schriftstellerverband zu tun, der ihm «Asyl gewährte» (Freysinger), als der Schweizer Autorenverband ihn nicht aufnahm (Begründung: Freysinger teile die gesellschaftspolitischen und ethischen Verbandsgrundsätze nicht). Das war 2005. Schreiben sei ihm ein Bedürfnis, sagt Freysinger, und so kommt schon im Juni sein nächstes Buch heraus. «Die dunkle Seite des Lichts», eine Mischung aus Lyrik und Prosa. Da rechnet der Streitbare, der 2009 den Lyrikpreis des Rilke-Festivals bekam, mit dem Politsystem ab («Die Politik ist ein Verdummungsapparat erster Sorte»). Im Mittelpunkt von «Bergfried», einem Roman, dem eine wahre Geschichte zugrunde liegt, steht eine Walliserin, die ähnlich ist wie er selbst. «Eine Frau, die mit Händen und Füßen für ihre Freiheit und gegen die Einmischung des Staates kämpft, die sich nicht ins Bockshorn jagen lässt – auch wenn sie einen hohen Preis dafür bezahlt.»

Das er polarisiert, weiss er, aber dass er so sehr polarisiert, hätte er nicht gedacht. Roger Schawinski spielt jetzt – man muss sich ja

auf die Zukunft vorbereiten – Golf. Er nahm Golfunterricht und wollte in den Dolder-Golfklub eintreten (Schawinski wohnt in der Nähe). Er hatte ein paar Treffen mit dem Präsidenten, die alle hoffnungsvoll verliefen. Vom Vorstand, der den Beitritt einstimmig hätte gutheissen müssen, wurde er allerdings abgelehnt. Begründung: Er polarisiere zu stark. Schawinski ist nicht der erste Prominente, den der Dolder-Golfklub nicht wollte. Jürg Marquard wurde schon vor Jahren abgelehnt. Grund: Arroganz. Der Verleger liess die Klub-Oberen, denen er sich präsentieren sollte, warten, während er in seinem Rolls-Royce sass und telefonierte. Als er dann – mit Verspätung – zum Termin erschien, sagte man ihm, er könne gleich wieder gehen.

Fritz zapft ist eine mittlerweile beliebte Institution, die sich Patron Fritz Wehrli ausgedacht hat, um das gesellschaftliche Leben in der Mühle Tiefenbrunnen (die ihm gehört) sowie sein Business zu beleben und seine Freunde regelmässig zu treffen. Die «Montagsente», wo der der Hausherr höchstpersönlich das Bier zapft und die Weisswürste und den Fleischkäse an die Tische bringt, findet jeden ersten Montagabend im Monat statt. Da Fritz Wehrli als eingeborener Zürcher und Zünfter (Weggen) exzellent vernetzt ist, hat er auch immer die Crème de la Crème der Zürcher Hautevolee zu Gast. Sie heissen Pestalozzi, Sulzer, Bechtler, von Meiss. Zur Seite steht ihm seine Frau Brigit, eine geborene Schindler (Aufzüge), die viele Jahre die



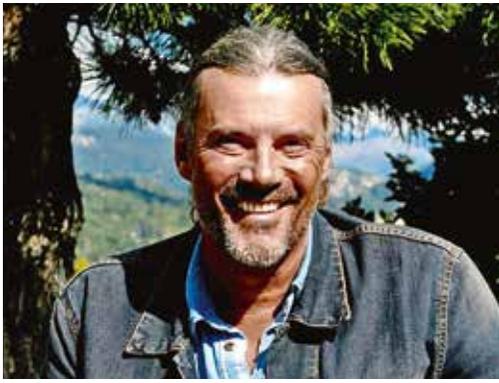
Fast verliebt Folgeschäden

Von Claudia Schumacher

Frauen sind in meiner Wahrnehmung absolut austauschbar gewesen», sinniert mein Cousin Maxim am Telefon. Er klingt ruhig. Ich vernehme ein Plätschern. Offenbar schenkt er Wein ein. «Was trinkst

du?», frage ich. «Einen 2010er Brunello – hervorragender Jahrgang!», schwärmt er. «Keinen Gin Tonic? Wirst du jetzt erwachsen?», frage ich belustigt.

Maxim führte ein gepflegtes Aufreisser-Dasein. Bis er 28 Jahre alt war, hatte er ein Babyface: «Nein danke», sagten die Frauen. Er trainierte, bekam ein markantes Gesicht, legte sich einen Stil zu und liess daraus einen Mut erwachsen, der ihm gute Sprüche auf die Zunge legte. Mit 31 Jahren beklagte er Verschleisserscheinungen, wagte den Ausstieg: Langsamer machen, weniger Frauen, keine drei pro Monat, höchstens eine, mit der man auch zweimal schlafen kann. Er jammerte über Folgeschäden. Dass er sich nicht verlieben könne. Dass eine Frau für ihn kein Individuum mehr sei, sondern, ganz zwanghaft: ein zum Vergleich stehender Gegenstand. Merkte Maxim, dass der Hintern von A schlechter war als der von B, dann suchte er C,



«Hoher Preis»: Autor Freysinger.



Divissima der Koloratur: Edita Gruberova.



Spielt jetzt Golf: Roger Schawinski.

Stadtentwicklung Zürich leitete. Bei der letzten «Montagsente» hob man die Gläser auf **Christa de Carouge**, die Modeschöpferin, die in der Mühle Tiefenbrunnen ihr Geschäft und ihr Atelier hatte. Für Fritz Wehrli war sie mehr als eine Mieterin, sie war eine Freundin. In der Mühle Tiefenbrunnen läuft viel. Das Kleintheater Miller's Studio ist Treffpunkt für die Freunde des Volkstheaters und des Kabarets. **Christian Jott Jenny**, Initiant der «Cabaretistischen Züri-Ballade Trittligass», die letzten Sommer als Freilichtspiel im Niederdorf Furore machte, zeigt die Revue im April im Miller's Studio. Wegen der grossen Nachfrage. Erleichterung bei den Künstlern: im Miller's Studio ist das Wetter kein Thema.

Edita Gruberova, die Divissima der Koloratur, feiert in Zürich ihr Fünfzig-Jahre-Bühnenjubiläum. Die Gala am 18. Februar im Opernhaus ist seit Monaten restlos ausverkauft. Möglich macht den Abend als Sponsor der Unternehmer **Kurt Compagnoni** (Elektro Compagnoni), ein Opernenthusiast. Er sitzt mit seiner Frau **Carine**, auch Opernenthustiasin, an jeder Opernhaus-Premiere in der ersten Reihe. Er schwärmt für Edita Gruberova und kennt sie gut: Er hat ihr das Haus in Küsnacht elektrotechnisch eingerichtet, und jede Weihnachten schickt er der Diva Wein.

Gute Nachricht von **Alexander Pereira**. Nach seiner Operation im Oktober geht es ihm wieder besser. Beim Anlass der Batliner-Stiftung in Salzburg, wo er als Teilnehmer der Podiumsdiskussion angekündigt war, fehlte er nicht – wie wir letzte Woche geschrieben haben – krankheitshalber, sondern weil er bei **Anna Netrebko** in Moskau war.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

die nach Möglichkeit die Brüste von A mit dem Hintern von B vereinte. Bis er merkte, dass C vielleicht der Geilheit letzter Schluss, doch sicher nicht des Leuchters hellste Kerze war, weshalb D... Sie verstehen das Muster.

«Damit ist es vorbei!», meint Maxim – und für einmal klingt es nicht selbstbeschwörend. «Annabelle ist Single», sagt er und erzählt von ihr: Seine Kollegin, alleinerziehend, hatte bis vor kurzem einen Freund.

Annabelle, ich erinnere mich. Auf einer Party klebte sie an Maxim, und jeder wusste: Die ist verloren. Offenbar hat sie sich getrennt – «Wegen dir?», frage ich besorgt. «Keine Ahnung», sagt er vorfreudig. Ich wundere mich. «Jahrelang suchst du die Richtige und stellst tausend Regeln auf. Etwa, dass sie keine Arbeitskollegin sein darf und ein Jahr Single sein muss. Du suchst die perfekte Mischung aus Penélope Cruz, Marie Curie und Saufkumpel», sage ich

ein wenig genervt. «Wir haben dich ausgelacht, aber du hast eisern an dich geglaubt. Und jetzt?» – «Was jetzt?», fragt Maxim entspannt. Ich versuche, meine Verwirrung klarer zu machen: «Plötzlich willst du eine Alleinerziehende, die frisch getrennt ist und in deiner Firma arbeitet? Klingt die Frau nicht nach Verantwortung?» Maxim lacht, sagt: «Hey, sei kein Chauvinistenschwein! Wir sind nun mal langsam in dem Alter für die zweite Runde. Lauter Geschiedene und Alleinerziehende da draussen.»

Niemand sei perfekt, sagt er. Und dass er Annabelle eben möge. Irritiert nehme ich das Handy vom Ohr, starre es an. Allein, dass er keine Panikattacke bekam, als ich «Verantwortung» sagte. Wer ist der Typ am anderen Ende der Leitung? Maxim sicher nicht. Aber erstens kommt's wohl anders, und zweitens, als man denkt.



Unten durch

Meine Schwestern (1)

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, deine Schwester fragt dich, ob du nicht Lust hättest, in die Partei einzutreten, für die sie vor Abstimmungen jeweils in der Fussgängerzone unter einem aufgespannten Sonnenschirm Flugblätter verteilt. Den Leuten, die mit dem Rollator kommen, legt deine Schwester das Flugblatt jeweils in das Körbchen, das vorn am Rollator befestigt ist. Falls in dem Körbchen Einkäufe liegen, faltet sie das Flugblatt und steckt es zwischen die Milchpackung und die Tüte mit dem Weissbrot, damit der Wind es nicht wegweht. Manchmal sagt sie: «Ich sehe gerade, Sie haben Weissbrot gekauft, Frau Hugentobler. Das ist aber nicht so gesund. Davon haben Sie sicher schon in den Nachrichten gehört. Es gibt doch heutzutage so gutes Vollkornbrot!» Wenn dann Frau Hugentobler sagt, ihr bleibe im Vollkornbrot immer das Gebiss stecken, lacht deine Schwester menschlich und sagt: «Das passiert mir auch immer! Sehen Sie, wir sind gar nicht so verschieden, wir beide, trotz dem Altersunterschied. Wir sind alle Menschen, und dafür setzt sich unsere Partei ein.»

Deine Schwester trägt bei solchen Anlässen eine Baseballmütze mit dem Schriftzug der Partei. Wenn sie Jugendliche kommen sieht, dreht sie die Baseballmütze um, so dass das Dächlein jetzt nach hinten schaut, und sagt: «Hey Leute, was läuft so? Wollt ihr mal ein bisschen was fürs Klima tun? Ihr wisst ja, die Erde ist schlecht drauf, die hat einen *bad hair day*. Aber ihr könnt das ändern! *Right now!*» Die Jugendlichen finden es cool, dass deine Schwester so gut Englisch spricht, das möchten sie auch können. Aber ihr Englischlehrer ist kein Muttersprachler, und ihre Eltern haben kein Geld für eine Privatschule, in der Australier unterrichten, und deshalb finden sie alles Scheisse. «Das ging mir in eurem Alter genau so», sagt deine Schwester, der die Arbeit mit Jugendlichen, die es im Leben schwer haben, besonders viel Freude macht. «Meine Eltern hatten nicht mal Geld für eine öffentliche Schule. Ich musste mir Englisch heimlich beibringen. Hab John F. Kennedy unter der Bettdecke gelesen. Krass, Mann! Er sagte: «Ask not, what your country can do for you – ask, what you can do for your country». Und genau dafür

» Fortsetzung auf Seite 72

setzt unsere Partei sich ein! Wie geil ist das denn? Wir haben übrigens auch einen Tattoo-Shop, dort könnt ihr euch unser Parteiprogramm gratis auf den Rücken tätowieren lassen.» Sie drückt den Jugendlichen einen Gutschein für den Tattoo-Shop in die Hand.

Manchmal geht deine Schwester ein bisschen zu weit. Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie, wie du als ihr Bruder weisst, unter der Bettdecke nicht Kennedy, sondern Mao Zedong gelesen hat, der bekanntlich keine Hemmungen hatte, Millionen von chinesischen Bauern in Tattoo-Shops zu schicken, die es nicht gab. Aber deine Schwester will halt die Welt ein Stückchen besser machen, denn sie hat eine gute Seele. Genau genommen besteht sie nur aus Seele. Sie widerlegt die Behauptung des Philosophen Descartes, der Mensch besitze auch noch einen Leib. Wenn in Afrika ein Bus verunglückt, fühlt sie extrem mit. Erdbeben, Bürgerkrieg, Walfang in Grönland: Immer fühlt sie mit. Nach der «Tagesschau» ist sie jeweils völlig erschöpft, weil alles Schreckliche, das auf der Welt geschieht, am Schluss auf ihren Schultern landet. «Manchmal wird mir mein Einsatz für mehr Gerechtigkeit auf der Welt einfach zu viel», sagt sie. Deshalb möchte sie, dass du sie bei ihrer Kandidatur als Nationalrätin unterstützt. Und dazu müsstest du, wie gesagt, in ihre Partei eintreten. Aber du bist schon in einer Partei. In der Partei der Schweinehunde. Die setzt sich dafür ein, das Gute in seine Schranken zu weisen. Deine Schwester will es wieder aufs gesunde Mass stutzen, ritsch, ratsch! Du bist der *Darth Broder* deiner Schwester, und eines Tages wirst du sie aus irgendeinem Raumschiff ins dunkle Weltall stossen!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Erbe der Fratres

Von Peter Rüedi

Kein Ungläubiger, wie atheistisch er sich auch geben mag, kann es leugnen: In unserem alten Europa lebt er in einer christlichen Kultur. Trinkt er ab und zu ein Glas Wein, sollte er dies erst recht nicht vergessen. Ohne die Klöster wäre, was die Römer im Weinbau erfunden haben, nie auf uns gekommen. Die Fratres setzten die Tradition im vermeintlich finsternen Mittelalter fort, zum eigenen Genuss und aus liturgischen Gründen. Die Eucharistie, die rituelle Wandlung von Brot in den Leib, von Wein in das Blut Christi machte den Rebensaft unerlässlich. So entkorken wir als ansonsten säkulare Naturen mit gebotenen Respekt die Flasche eines spanischen Produzenten, der sich «Casa Los Frailes» nennt, Haus der Mönche. Die Familie mit dem geschichtsträchtigen Namen Velázquez übernahm im Jahr 1771 im Ort Fontanars dels Alforins achtzig Kilometer südwestlich von Valencia das dazumal von Jesuiten bewirtschaftete Gut. Im Glas steht ein sortenreiner Monastrell. Der Name der eigenwilligen Traube seinerseits ist eine Ableitung von *monasterio* (Kloster). Die Monastrell ist der Ursprung der

Sorte, die nach dem Sprung über die Pyrenäen in Frankreich Mourvèdre heisst und in mancher Châteauneuf-Cuvée unverzichtbar ist. Die Monastrell treibt spät aus und reift spät, ist anspruchsvoll, erträgt aber viel Hitze und karge Böden. In den zum Teil kalkigen, sandigen Rebbergen von Casa Los Frailes mit viel Geröll, die allerdings im Tal von Els Alforins den Meereshöhen offen sind und zudem ziemlich hoch (zwischen 500 und 700 m ü. M.) liegen, entwickelt sie eine coole Eleganz und auch ausreichend Säure. Was auf unterschiedliche Weise beide sortenreinen Monastrell von Casa Los Frailes aufs schönste beweisen.

Der eine kommt von jungen Reben und ist ein weiteres Beispiel für einen sehr günstigen Wein, der mehr ist, als er aufgrund seines Preises vermuten lässt (vgl. *Weltwoche* Nr. 5/18 über den Ventoux von Château Pesquié): ein sehr fruchtiger (die typischen Monastrell-Brombeeren), aromatischer, mediterran-würziger, süffiger Charme bolzen, keineswegs banal, aber in seiner Zugänglichkeit erst mal eine grosse Trinkfreude und kein Anlass zu Grübeleien. Eher etwas kühl zu trinken. Entschieden vielschichtiger, wenn auch bei aller Eleganz ausserordentlich dicht und saftig ist der «1771», benannt nach dem Jahr, in dem die Velázquez den Besitz übernommen hatten. Dunkle Frucht, sehr diskreter Holzeinsatz (nur ein Teil im grossen Holz, in 700-Liter-Fässern, ausgebaut), saubere, geschmeidige, nicht klirrende Tannine, im Nachklang ein ganzer wunderbarer Strauss von mediterranen Kräutern. Mengenmässig sehr beschränkte biologische (bald biodynamische) Produktion.

Casa Los Frailes Efe Monastrell Valencia DO 2016.
13,5%. Küferweg, Seon. Fr. 9.80. www.kueferweg.ch

Casa Los Frailes 1771 Valencia DO 2014.
14,5%. Ebenda. Fr. 28.–



Salz & Pfeffer

Elsass in Reinkultur

Von Andreas Honegger

Strassburg ist nicht weit und doch schon eine ganz andere Welt. Alles ist geprägt vom Hin und Her der Kulturen. Vieles ist nicht unbedingt besser, aber doch immerhin anders als in der Schweiz. Eine ideale Destination für einen kurzen Tapetenwechsel.

Zudem gibt es da die alte Institution der Weinstuben, der lokaltypischen kleinen Restaurants, die ihrer regionalen Küche die Treue halten. Etwa «S'Burjerstuwel», viel bekannter unter dem Namen der Patronne: «Chez Yvonne». Es liegt nahe dem Münster, aber wir verlaufen uns regelmässig in den Gassen, wenn wir unserem Orientierungssinn vertrauen. Wie die Porträtgalerie im Treppenhaus zeigt, haben französische Staatspräsidenten und deutsche Bundeskanzler den Weg hierher gefunden; weit mehr aber noch die Stars der Bühne.

Das Lokal ist zu ebener Erde und im ersten Stock, urgemütlich mit hübschen elsässischen Tischtüchern und dunkel getäfelten Wänden. Wir haben einst mit Wolfram Siebeck's Führer zu den Weinstuben des Elsass Yvonne Hallers Restaurant entdeckt und kommen immer wieder. Wir finden den Presskopf, den es zur Begrüssung gibt, den besten weit und breit. Die Schnecken sind etwas weniger tiefend als im

Burgund, aber dafür haben sie etwas viel «Biss». Gut gefallen haben uns das Tatar, der Salat mit ausgezeichneter Vinaigrette und Rindsfilet. Das Sauerkraut ist hervorragend, aber als ausgewachsene «Schlachterplatte» mit vier verschiedenen kleinen Würsten für uns etwas überfrachtet. Eher etwas auf der trockenen Seite waren das Geflügelfrikassee an Riesling und die dazu servierten Spätzle. Natürlich sind auch typische Gerichte wie Eisbein mit Kartoffelsalat, Kalbszunge Vinaigrette oder geräucherte Rindswurst Schwerpunkte des Angebots. Nach dem Essen braucht man einen Fernet-Branca oder einen ausgedehnten Stadtbummel. Wir haben zu viert für Essen und Wein 150 Euro bezahlt. Es wird ein Menü mit Wein für 33 Euro angeboten.

Chez Yvonne, 10, rue du sanglier, 67000 Strassburg; Tel. +33 3 88 32 84 15. Täglich geöffnet



Auto

Akte XV

Viel Schnee, wenig Menschen: Lappland ist der ideale Ort, um die Wintertauglichkeit des Subaru XV gründlich zu testen. Von David Schnapp

Subaru, die Marke mit den sechs Sternen, ist zwar ein urjapanisches Unternehmen, aber nicht zuletzt dank seines langjährigen Markenbotschafters Bernhard Russi ist Subaru ziemlich schweizerisch. Technisch gesehen zeichnen Subarus zwei Merkmale aus: Allradantrieb und Boxermotoren. Dazu kommen halbharte Faktoren wie Zufriedenheit, Verarbeitung und Zuverlässigkeit, bei denen die Japaner in entsprechenden Kundenbefragungen ganz vorne liegen.

Subaru XV AWD 2.0i Luxury

Leistung: 156 PS / 115 kW,
Hubraum: 1995 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 194 km/h
Preis: Fr. 35 500.–



Es mag ein subjektiver Eindruck sein, aber ab 800 m ü. M. scheint die Subaru-Dichte in der Schweiz überproportional zu steigen, es ist für viele offensichtlich das perfekte Fahrzeug in der herausfordernden Bergwelt. Ich bin allerdings nach Lappland gefahren: Am Polarkreis gibt es ausreichend Platz und Schnee, um sich von den Allradqualitäten eines Subaru zu überzeugen. Die Strassen sind grundsätzlich schneebedeckt, auch wenn sie mit schwerem Gerät geräumt werden.

Ich fuhr einen Subaru XV, «unser vielseitigstes Fahrzeug und das meistverkaufte Modell», wie Werner Bärtschi, Direktor für Marketing und Kommunikation von Subaru Schweiz, sagt. Das Kompakt-SUV hat 22 Zentimeter Bodenfreiheit und fährt sich auf öffentlichen Strassen angenehm unaufgeregt. Der Boxer-Benziner leistet 156 PS, die stufenlose Automatik schaltet sanft und wird nur bei Vollgas-Attacken kurz laut.

Das «Eye Sight»-System macht den XV sicher, es erkennt andere Fahrzeuge, Personen

oder auch Velofahrer, was für jemanden, der in Zürich wohnt, beruhigend ist. Denn der hiesige Velofahrer ist auch in dunklen Winternächten gerne ohne Licht und in dunkler Kleidung auf der Strasse unterwegs.

In den langen Nächten des nordfinnischen Winters ist die Wahrscheinlichkeit, auf Rentiere zu treffen, allerdings weit grösser, als dass ein Zweirad ohne Licht einen aufschreckt. Ich fuhr vierzig Kilometer lang auf einer schmalen, rutschigen Strasse durch einen dunklen Wald, wo sich der XV als hochsolides Schneemobil erwies. Ich fuhr überdies auf abenteuerlichen Offroad-Strecken, vorbei an Birken und Nadelgehölz, und rutschte durch einen Handling-Parcours.

Sicherheit mit hohem Spassfaktor

Nur ein Druck auf die Taste mit der Bezeichnung «X-Mode», und es wird sofort eine spürbare «Mobilitätsverbesserung» aktiviert. Die «X»-Taste gewährt in heiklen Situationen Sicherheit auf Knopfdruck. Drückt man sie auf einer Kuppe, bevor das Gelände steil abfällt, stabilisiert das System den Wagen und lässt ihn ohne Zutun des Fahrers sicher hinunterklettern.

Beim weltgrössten Hersteller von Allradfahrzeugen sagt man über die eigenen Autos: «Sie sollen sicher und zäh sein, aber Spass machen.» In Lappland hat das alles ziemlich gut geklappt.



Eine der schönsten Geschichten im Schweizer Sport: Skispringer Ammann.

Olympia-Spezial

- 74 Phänomen Simon Ammann
- 78 Die Schweizer Favoriten
Lara Gut, Dario Cologna und Co.
- 80 «Ein Sonnenmensch»
Tagebuch von Florence Schelling
- 81 Der Q des Schneesports
Tüftler Björn Bruhin
- 82 Auf Schneiders Spuren
Wendy Holdener
- 83 Zahlen und Fakten
Wer wie was wo und wann
- 84 «Wie eine schöne Frau»
Interview mit Bernhard Russi
- 88 Hundertstel und Tausendstel
Peter Hürzeler, Herr der Zeit
- 89 Neue Disziplinen
Die Chancen der Schweizer

Flieg, Simi – sieg!

Doppel-Doppelolympiasieger Simon Ammann will in Pyeongchang seine fünfte Olympia-Medaille gewinnen – mit Hilfe eines alten Freundes und mit neuen Schuhen. Von Thomas Renggli

Nachdem die Brüder Wright im Jahre 1903 in Kitty Hawk den ersten Motorflug in der Geschichte der Menschheit absolviert hatten, lud man sie zu Schauflügen nach Europa ein. «Ist die Luft nicht ein sehr gefährliches Element?», wurde Wilbur Wright in Paris von einer Bewunderin gefragt. «Madame», sagte Wright, der eben eine sehr schwierige Landung hinter sich gebracht hatte, «das einzig Gefährliche am Fliegen ist die Erde.»

Simon Ammann, 36, kennt das Gefühl von Höhenflügen. Vor fünf Jahren bestand er die



Prüfung zum Privatpiloten. Doch er weiss auch um die Schmerzen nach harten Landungen. Am 6. Januar 2015 flog der Toggenburger im Abschlusspringen der Vierschanzentournee in Bischofshofen weit – sehr weit – zu weit? Nach dem Aufsetzen verlor er das Gleichgewicht und prallte kopfvoran

in den Schnee. Benommen blieb er liegen und kam havariert wieder auf die Füsse: mit schwerer Hirnerschütterung und Schnittverletzungen im Gesicht. Die Karriere des Ausnahmesportlers lag in der Schwebe. Zwischen den



Zeilen wurde Ammann von manchem Journalisten der Rücktritt nahegelegt – mit vier olympischen Goldmedaillen und zwei WM-Titeln im Palmarès müsse man den eigenen Niedergang ja nicht im Scheinwerferlicht vollziehen, so die mediale Einschätzung. Und mit 33 Jahren habe man das Rentenalter für Spitzensportler rein statistisch schon erreicht.

«Nach einer Sekunde ist alles vorbei»

Doch der Moment des letzten Fluges war noch nicht gekommen. «Wenn du so gestürzt bist, springst du danach entweder gar nicht mehr oder änderst etwas an der Technik», sagte Ammann – und änderte die Landetechnik. Zuvor hatte er während siebzehn Jahren mit dem linken Fuss aufgesetzt – weil er nach einem Innenbandriss am rechten Bein 1998 die Belastung des havarierten Körperteils reduzieren wollte. Nun machte er diese Anpassung rückgängig. Ein Mann, der diesen Prozess intensiv miterlebt hat, ist Berni Schödler. Zwischen 1997 und

2007 war der Engadiner Trainer der Schweizer Skispringer, seit 2010 ist er Disziplinenchef Skisprung bei Swiss Ski. Zu Ammanns Fusswech-

«Ich konnte nicht nachvollziehen, dass meine Olympiasiege herbeigezaubert sein sollten.»

sel sagt er: «Diese Umstellung hat unglaublich viel Energie gebraucht. Man muss das Vertrauen von Grund auf wieder aufbauen.»

Es war ein schmerzhafter Vorgang, der mit vielen sportlichen Enttäuschungen verbunden war. Dort, wo Ammann früher mit spielerischer Leichtigkeit in die Spitzenplätze gesegelt war, landete er nun mit frustrierender Regelmässigkeit im Niemandsland. Wo er früher seine Grossefolge mit Schalk und Charme erklären durfte, musste er nun den Stillstand analysieren. Die Vierschanzentournee, die er unbedingt gewinnen wollte, drohte zu seinem

persönlichen Trauma zu werden. Trotzdem: Die Geschichte von Simon Ammann ist eine der schönsten und faszinierendsten im Schweizer Sport – und vielleicht noch fantastischer als die grandiose Karriere von Roger Federer. Denn Simon Ammann bewegt sich in einem Raum, der für den Menschen eigentlich tabu ist, und in einer Disziplin, die mit den Gesetzmässigkeiten des Leistungssports nur schwer zu erklären ist.

Ewald Roscher, der legendäre deutsche Skisprunglehrer, sagte: «Je länger ich im Skispringen dabei bin, desto weniger verstehe ich die Sportart. Skispringen ist nie zu hundert Prozent erklärbar.» Was er damit meinte: Im Skispringen entscheiden diverse Faktoren über Sieg und Niederlage – und nicht alle sind beeinflussbar: die Länge des Anlaufs, Stärke und Richtung des Windes, die Geschwindigkeit in der Spur, der Sekundenbruchteil des Absprungs, Sicherheit und Stil bei der Landung. «Nach einer Sekunde ist im Skispringen alles vorbei», sagt Nationaltrainer Ronny Hornschuh.

Meister des Comebacks

So können die Springer oft selber nicht erklären, weshalb es läuft oder nicht. Auch Simon Ammann flog an den Olympischen Spielen 2002 ohne grosse Vorankündigung zweimal zu Gold – und quasi aus dem Nichts in die Herzen der Öffentlichkeit: Doppelolympiasieger in einer Sportart, in der das Podest normalerweise von Österreichern, Deutschen und Nordeuropäern verbarrikadiert ist. «Simon ist ein Bauchmensch – mit einem ausgeprägten Gefühl fürs Fliegen», sagt Schödler. Zwar hatte sich die Kunde des grossen Talents aus Grabs im Toggenburg schon über Insiderkreise herumgesprochen. Dass der rotbackige zwanzigjährige Jüngling jedoch innert weniger Tage zum internationalen Star werden würde, überstieg die Vorstellungskraft in der überschaubaren Welt des Wintersports.

Doch Ammann war im richtigen Moment am richtigen Ort – und er profitierte marketingstrategisch von einer modischen Sünde der Schweizer Olympia-Designer: Im Normalfall hätte der silberne Mantel der helvetischen Uniform schon an der Street Parade einen schweren Stand gehabt. In Verbindung mit dem lausbubenhaften Skispringer und dessen neckischer Brille wurde das Textil aber zum populärsten Accessoire der Spiele – und Ammann wurde von den Medien zum «Harry Potter des Spitzensports» befördert. Es war eine Rolle, mit der er sich schwerer tat als angenommen. Der deutschen Zeitung *Die Welt* sagte er: «Ich habe diesen Vergleich lange nicht verstanden – und ich konnte nicht nachvollziehen, dass meine Olympiasiege herbeigezaubert sein sollten. Später habe ich dann kapiert, dass die Leute mich und diese Erfolge einfach mit diesem Bild von Harry Potter abspeichern wollten.»

Die Medien liebten Ammann – selbst die amerikanischen. Der Schweizer wurde in die damals populärste Late-Night-Show zu David Letterman nach New York eingeladen. Vor dem Hotel standen die amerikanischen Fans Schlange, um ein Autogramm von «Ämän» zu ergattern. Und der *Tages-Anzeiger* wusste sogar: «Der Toggenburger Skispringer kam bei den Zuschauern besser an als der New Yorker Bürgermeister Bloomberg.»

Es sei die Konsequenz in der Arbeit und die Lust am Sport, die Ammann zu einer herausragenden Figur machten, sagt Schödler: «Er lebt mit jeder Faser seines Körpers fürs Skispringen – und er arbeitet mit Akribie an Faktoren wie Ernährung, Regeneration und Material.» Vor allem sei er mental stärker als die meisten anderen: «Wenn er Lunte riecht, packt er mit Entschlossenheit und Leidenschaft zu.»

Wieder eine Wunderwaffe?

Auch diese Qualitäten machen Ammann zum Meister des Comebacks. An den Olympischen Spielen 2006 in Turin schienen die Medaillen für ihn bereitzuliegen. Doch nach einem Trainingssturz musste er mit leeren Händen nach Hause gehen. Seine wichtigste Bezugsperson in all den Jahren war sein zwei Jahre älterer Teamkollege Andreas Küttel. «Es ist wichtig, in der eigenen Mannschaft einen Gradmesser zu haben», sagt Ronny Hornschuh. «Ammann und Küttel haben sich in den Jahren gegenseitig herausgefordert und angestachelt.» Ähnlich wichtig wie die sportliche Seite war die menschliche Dimension. Als ein Schweizer Buchverlag nach Ammanns zweitem olympischem Doppel – 2010 in Vancouver – die Biografie des Ausnahmeathleten veröffentlichen wollte, lenkte Ammann nur unter der Bedingung ein, dass Küttel im selben Buch gleichwertig dargestellt werde. Publiziert wurde das Werk schliesslich unter dem Titel «Die ungleichen Zwillinge».

Andreas Küttel, der 2009 Weltmeister auf der Grossschanze wurde, beendete seine Karriere 2011. Heute lebt er mit seiner Frau Dorota und dem gemeinsamen Sohn Oliver im dänischen Sønderborg. Im vergangenen Jahr schloss er sein Studium in Talententwicklung und Elitesport mit der Doktorarbeit ab. Mit Ammann riss der Kontakt nie ab – und seit einigen Monaten sind die beiden auch beruflich wieder verbunden. Küttel wurde von Swiss Ski als Berater für das Skisprung-Team verpflichtet. In erster Linie doziert er in den



Ammann in Salt Lake City, 2002.

Vor dem Hotel standen die amerikanischen Fans Schlange, um ein Autogramm zu ergattern.



«Der Lausbub in mir verschwindet nicht»: Olympiasieger Ammann.

Trainingskursen über mentale Stärke, Lebensstil und Karriereplanung – und steht den Athleten als Ansprechpartner zur Verfügung.

Daneben erhoffen sich die Trainer aber auch eine positive Wirkung auf Ammann. Berni Schödler sagt dazu: «Andreas ist eine sehr wichtige Bezugsperson für Simon. Er besitzt die Gabe, über Fragestellungen eine andere Sichtweise in die Problemlösung hineinzu bringen.» Der Angesprochene selber umschreibt seine Rolle differenziert: «Ich bin dabei und doch nicht dabei – das erlaubt mir, die Dinge mit Abstand zu betrachten. Ich liefere meinen Input, wenn ich gefragt werde», erklärt Küttel.

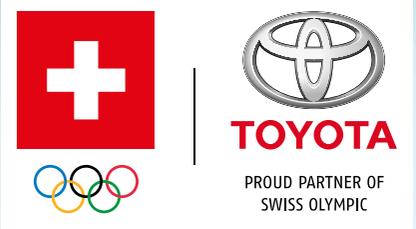
Die Strategie scheint aufzugehen. Am 13. Januar 2018 – vier Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele – setzte Simon Ammann beim Skifliegen in Tauplitz/Bad Mitterndorf ein starkes Zeichen: Als Dritter flog er zum ersten Mal seit fast drei Jahren auf ein Weltcup-Podest. Andreas Küttel ist nicht überrascht von diesem Ex-

ploit: «Simon hat auch nach seinen Grossefolgen nie den Geist und die Intuition verloren. Er tüfelt an allen Details und versteht es wie kaum ein Zweiter, sich auf eine Aufgabe zu fokussieren.» Dazu gehört, dass er in dieser Saison mit einem neuen Carbonschuh experimentiert, der bei grossen Weiten die Landung stabilisieren

soll. Vorgesehen wäre, dass Ammann das neue Modell in Pyeongchang – quasi als Wunderwaffe – im olympischen Wettkampf einbringt, ähnlich wie 2010, als er mit einer neuen Bindung die Konkurrenz auf dem falschen Fuss erwischte. Doch beim ominösen Schuh ist Skepsis angebracht. Vor vier Jahren in Sotschi endete ein ähnliches Experiment im Fiasco.

Die nächsten Tage werden Klarheit bringen. Die letzten Trainingseinheiten vor dem Flug nach Südkorea absolvieren die Schweizer Springer in Sapporo. Dort gewann Ammann 2007 den WM-Titel auf der Grossschanze. Doch in den vergangenen zehn Jahren ist viel passiert. Selbst wenn Ammann sagt: «Der Lausbub in mir verschwindet nicht.»

Aus dem jugendlichen Draufgänger ist ein Ehemann und zweifacher Familienvater geworden. Im Sport aber verfolgt er dieselben Ideale wie noch als Teenager: «Ich strebe nach sportlicher Vollendung. Noch habe ich sie nicht erreicht, also springe ich weiter», sagt er. Dieser Erfolgshunger beflügelt auch sein Umfeld. Die Frage, wohin der olympische Flug für Simon Ammann in Pyeongchang gehen kann, beantwortet Ronny Hornschuh, ohne zu zögern: «Vieles ist möglich. Edelmetall ist realistisch.» Berni Schödler gibt sich zurückhaltender: «Simon liebt das Spiel mit dem Tag X. Alle werden jedoch nicht darauf warten, dass er Olympiasieger wird. Aber noch ist die Rangliste nicht geschrieben.» Die Antwort liefert spätestens der 17. Februar. Dann findet (um 13.30 Uhr MEZ) das Springen auf der Grossschanze statt. Bleibt Ammann seinem Achtjahresrhythmus treu, holt er dann Gold. Ein bisschen Zauberei kann dabei nicht schaden. Harry Potter hin oder her. ○



AUS LIEBE ZU DEN
OLYMPISCHEN WINTERSPIELEN

Toyota ist stolzer Partner von Swiss Olympic.
Wir wünschen dem Swiss Olympic Team viel Erfolg in PyeongChang.

TOYOTA RAV4 HYBRID MIT CHF 3'500.- PRÄMIE UND 0,9%-LEASING

RAV4 Hybrid Victory 4x4, 2,5 HSD, 145 kW, CHF 49'600.- abzgl. Cash-Prämie von CHF 3'500.- = CHF 46'100.-, Ø Verbr. 5,1l/100 km, CO₂ 118 g/km, En.-Eff. C. Ø CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 27 g/km. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 133 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufskaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. Januar 2018 bis 28. Februar 2018 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Die Schweizer Favoriten

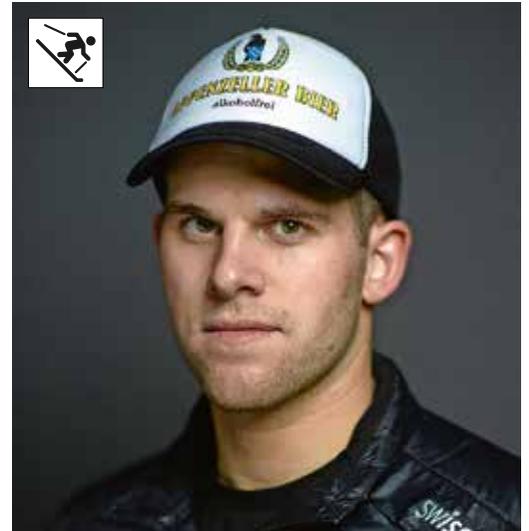
Elf Medaillen gewann die Schweiz vor vier Jahren an den Winterspielen in Sotschi. «Dies ist für Pyeongchang unser Massstab», sagt Missionschef Ralph Stöckli. Wir sagen, wer in Südkorea für die Schweiz am ehesten die Kastanien aus dem olympischen Feuer holt. *Von Thomas Renggli*



Andri Ragetli.



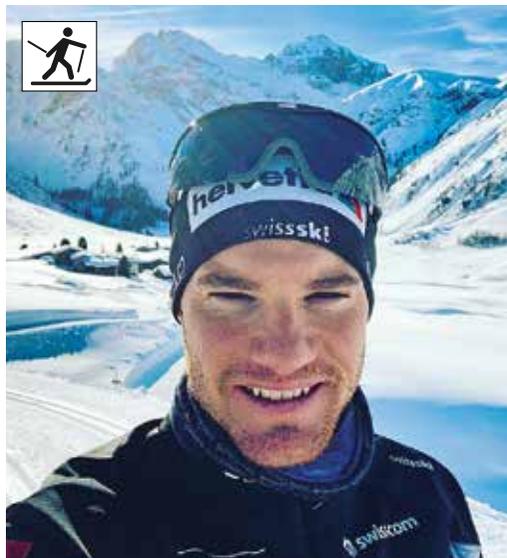
Wendy Holdener.



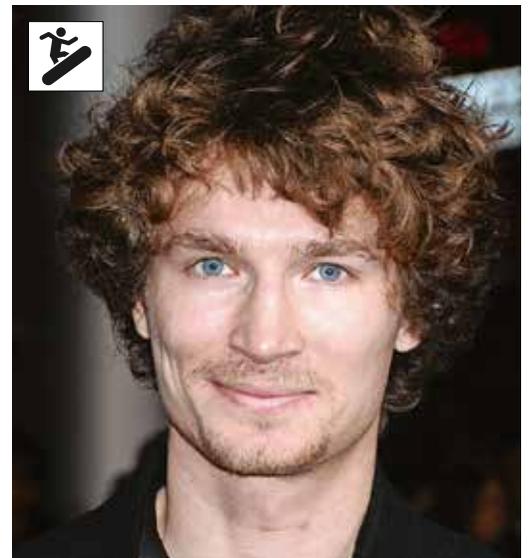
Marc Bischofberger.



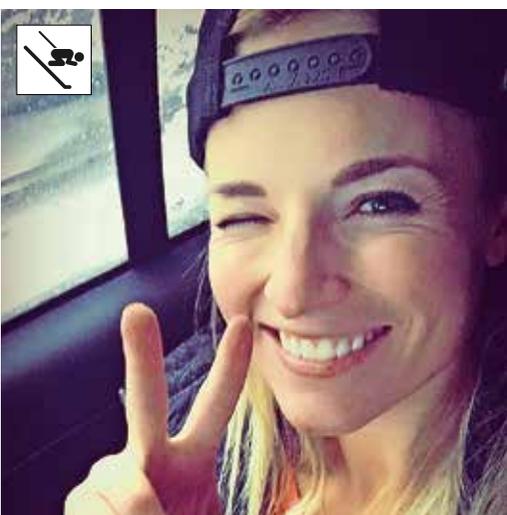
Patrizia Kummer.



Dario Cologna.



Iouri Podladtchikov.



Lara Gut.



Beat Feuz.



Peter de Cruz.

Andri Ragettli (Freestyle, Slopestyle, Big Air) — Würden Olympiamedaillen aufgrund der Präsenz in den sozialen Medien vergeben, Andri Ragettli hätte Gold schon jetzt auf sicher. Ein Youtube-Filmchen des 19-jährigen Bündners beim Aufwärmtraining in der Halle wurde innert weniger Wochen achtzig Millionen Mal angeschaut. Das sonst nicht für seine wintersportlichen Ansprüche bekannte englische Boulevardblatt *Daily Mirror* schrieb im vergangenen September: «Merkt euch diesen Namen: Andri Ragettli. Unglaublich.»

Für Skisport-Traditionalisten, die mit Bernhard Russi, Maria Walliser und Pirmin Zurbriggen gross wurden, mag diese Einschätzung schwer nachvollziehbar sein. Was aber Ragettli auf den Schnee und in die Lüfte zaubert, ist auch aus konservativer Sicht beeindruckend: Dreifache Überschläge gehören bei



pischen Startanlage von Südkorea das optimale Übungsfeld gegeben. Der Mann, der diese Investition am ehesten umsetzen kann, heisst Marc Bischofberger. Der 24-jährige Appenzeller aus Oberegg gewann im vergangenen Dezember in Innichen innerhalb von 24 Stunden zwei Weltcup-Prüfungen. Und auch 2018 hält er die Pace: mit dem dritten Platz im letzten Weltcup vor den Olympischen Spielen und der souveränen Führung in der Gesamtwertung. Und in Pyeongchang kann er auf die Dienste eines Mannes zählen, der genau weiss, was im olympischen Ernstfall zu tun ist: Mike Schmid reist als Trainer nach Südkorea mit.

Patrizia Kummer (Snowboard) — Die 30-jährige Oberwalliserin ist eine Sportlerin mit unternehmerischem Flair. Seit anderthalb Jahren führt sie zusammen mit ihren Eltern im heimischen Ernen-Mühlebach das Bed and Breakfast «Hängebrügga». Die gastronomische Kernkompetenz der Riesenslalom-Olympiasiegerin von 2014 (gemäss eigener Aussage): die Wahl der perfekten Kaffeesorte. Im Hinblick auf die Winterspiele 2018 konzentriert sie sich aber ganz auf ihre letzte grosse sportliche Herausforderung, die Wiederholung des Triumphs von Sotschi. Dafür hat sie sich für kurzfristige Strategie- und Personalwechsel entschieden: Vor einigen Wochen engagierte sie in ihrem Privatteam einen neuen Trainer. Ausserdem setzt sie wieder auf ihre alte Schuhmarke. Ob die Rechnung aufgeht, weist sich am 24. Februar im Phoenix Snow Park. Dort fuhr Kummer vor Jahresfrist bei den Test-Events auf den zweiten Platz. Und wer ihren Leistungsanspruch kennt, ist sich sicher: Patrizia Kummer reist nicht zum Kaffee trinken nach Südkorea.

Dario Cologna (Ski nordisch) — Taten statt Worte: So lässt sich die Karriere des Langläufers Dario Cologna in drei Worten zusammenfassen. Der schweigsame Bündner aus dem Münsertal gilt als grösste Herausforderung für jeden Fernseh- oder Radioreporter seit Ingemar Stenmark. Noch mehr macht er aber seinen Gegnern in den wichtigen Momenten zu schaffen. 2010 gewann er an den Winterspielen in Vancouver Gold über 15 Kilometer Freistil. Vier Jahre später siegte er in Sotschi im Skiathlon und über 15 Kilometer Klassisch. Es waren Sternstunden in einer Sportart, die in der Schweiz sonst nur selten im Scheinwerferlicht stattfindet. Leise und heimlich hat sich Cologna in der Rangliste der erfolgreichsten Schweizer Olympiateilnehmer hinter Simon Ammann (viermal Gold) in Lauerstellung gebracht. Und einiges spricht dafür, dass Cologna in Südkorea wieder um Gold läuft. Sein Timing jedenfalls dürfte seiner Konkurrenz das Blut in den Adern gefrieren lassen: Vor Monatsfrist gewann er hochüberlegen zum vierten Mal die Tour de Ski.

Touri Podladtchikov (Snowboard, Halfpipe) — Der 29-jährige Zürcher wäre wohl auch ein guter Boxer geworden. Er ist stark im Nehmen. Im vergangenen März schien sein Olympiatraum ein erstes Mal geplatzt – beziehungsweise gerissen. Im Halfpipe-Final der WM in der Sierra Nevada barst beim letzten Sprung sein rechtes Kreuzband. Dass der Olympiasieger von Sotschi trotzdem Silber gewann, dämpfte die Schmerzen nur unwesentlich. Noch im Spitalbett signalisierte der Havarierte Kampfbereitschaft im Hinblick auf Pyeongchang: «Ich werde weiterhin alles geben und alles meiner Vorbereitung unterordnen». Gesagt, getan. «Speed-Recovery» heisst die revolutionäre Therapieform, die den König der Lüfte rechtzeitig wieder in die Umlaufbahn brachte.

Ende Januar wollte er an den X-Games in Aspen eine sportliche Kampfansage platzieren. Touri flog hoch, höher, am höchsten. Aber er prallte nach der letzten Landung frontal in den Schnee – mit schmerzhaften Folgen: Gehirnerschütterung, Nasenbeinbruch. Wieder steht der Start des Titelverteidigers im olympischen Halfpipe-Wettbewerb auf der Kippe. Doch Podladtchikov ist nicht dafür bekannt, dass er sich leicht unterkriegen lässt. Aus den USA reiste er direkt nach Südkorea – und wird dort alles unternehmen, dass er rechtzeitig für den grossen Showdown gegen seinen ewigen Konkurrenten Shaun White (USA) bereit ist. Das Duell der beiden (am 14. Februar) könnte zu einem der Höhepunkte der Winterspiele werden.

Lara Gut (Ski alpin) — Die Tessinerin ist auf Erfolg programmiert. Wie viele grosse Stars im Skizirkus (Marcel Hirscher, Mikaela Shiffrin, Lindsey Vonn, Tina Maze, Anna Veith) gehört sie nur pro forma dem Verbandskader an und

Drei Silber- und Bronzemedailles sind für die Ausnahmesportlerin Lara Gut nur Trostpreise.

arbeitet im Privatteam. Was zu Beginn ihrer Karriere für Unfrieden mit Swiss-Ski gesorgt hatte, wird mittlerweile als Erfolgsmodell akzeptiert. Eine Fahrerin wie Lara Gut darf (oder muss) sich einen Sonderzug leisten. Ihr überragendes Potenzial schlug sich erstmals mit dem Gewinn des Gesamtweltcups 2016 in ihrem Palmarès nieder. Vor Jahresfrist war ihr an der WM in St. Moritz die Hauptrolle angedacht gewesen. Doch das Schicksal vernichtete das Drehbuch. Im Slalomtraining riss das Kreuzband. Die Bronzemedaille im Super-G blieb der einzige Ertrag aus dem Heim-Event – für Gut eine bittere Enttäuschung.

Zwar hat sie an Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen schon sechsmal Edelmetall gewonnen – doch je drei Silber- und Bronzemedailles sind für die Ausnahmesportlerin

Was Ragettli auf den Schnee und in die Lüfte zaubert, ist auch aus konservativer Sicht beeindruckend.

ihm zur Routine. Tollkühne Kapriolen sind das Erfolgsrezept. Die Schweizer Trainer trauen ihm in Südkorea alles zu. Nur die Wettkampfrichter sind noch nicht ganz überzeugt. Ragettli fehlten die «Smoothness» (Geschmeidigkeit) und der «Flow» (Bewegungsfluss), monieren sie. Wer sich allerdings ein Youtube-Video von ihm anschaut, kommt zu einem anderen Fazit: Diese Richter müssen befangen sein.

Wendy Holdener (Ski alpin) — Trotz ihrem jungen Alter bewegt sich die 24-jährige Schwyzlerin schon seit siebeneinhalb Jahren im Weltcup. Unter den Augen der Öffentlichkeit wurde sie vom scheuen Mädchen zur selbstbewussten Frau. Ihre sportliche Reifeprüfung legte sie an der WM 2017 in St. Moritz ab: Sie gewann Gold in der Superkombination und Silber im Slalom. In der laufenden Saison fährt sie im Slalom praktisch im Wochenrhythmus aufs Podest. Das macht sie auch für die Olympischen Spiele zu einem sicheren Schweizer Medaillentipp. In der Superkombination gehört sie sogar zu den meistgehandelten Titelkandidatinnen. In dieser Disziplin errang sie Ende Januar den dritten Weltcup-Sieg ihrer Karriere.

Marc Bischofberger (Skicross) — Seit Mike Schmid 2010 in Vancouver zum ersten Skicross-Olympiasieger wurde, gehört dieser wilde Kampf auf Ski sozusagen zum Schweizer Kulturgut. Trotzdem blieb die helvetische Delegation vor vier Jahren in Sotschi weit unter den Erwartungen – und ohne Medaillen. Doch nun soll alles besser werden. In einem aufwendigen wissenschaftlichen Projekt wurde das Startverhalten optimiert – und den Athleten in Saas-Fee mit dem Nachbau der olym-

nur Trostpreise. An den Olympischen Spielen in Sotschi fehlten ihr zum Sieg in der Abfahrt bloss 10 Hundertstelsekunden. Doch weil mit Tina Maze und Dominique Gisin gleich zwei Fahrerinnen schneller waren, blieb Gut nur Bronze. In Pyeongchang will die 26-jährige Tessinerin endlich ihre goldenen Ansprüche erfüllen. Es wäre die logische Korrektur eines der grösseren Missverständnisse im Skisport.

Beat Feuz (Ski alpin) — Der 30-jährige Emmentaler verbrachte in seinem Leben wohl ebenso viel Zeit in Operationssälen und in der Physiotherapie wie auf Rennpisten. Das Knie schien seinem sportlichen Glück mit frustrierender Konstanz im Weg zu stehen. Die Karriere des dreifachen Juniorenweltmeisters von 2007 drohte zu einer unvollendeten Sinfonie zu werden. Doch der 12. Februar 2017 änderte alles. An der Heim-WM in St. Moritz raste Feuz mit einer überragenden Fahrt zu Abfahrtsgold. Dass er wenige Wochen zuvor an der Hahnenkamm-Abfahrt in Kitzbühel mit dem Sieg vor Augen spektakulär in die Fangnetze gekracht war, hatte er mit scheinbar spielerischer Leichtigkeit hinter sich gelassen.

Beat Feuz ist ein Phänomen – skifahrerisch und mental. Unter dem grössten Druck bringt er regelmässig die besten Leistungen. Am Lauberhorn fuhr er Mitte Januar die Konkurrenz in Grund und Boden, und eine Woche später hätte er auch in Kitzbühel erstmals gewonnen – wenn nicht die wechselnden Wetterverhältnisse den Deutschen Thomas Dressen an die Spitze getragen hätten. Für die Olympia-Abfahrt am 11. Februar (um 3.00 Uhr Schweizer Zeit) hat dies nichts zu bedeuten. Denn wenn es um die grossen Trophäen geht, heisst es für Hobby-Pokerspieler Feuz: *All in!* Und bei dieser Strategie bleibt der Konkurrenz wohl höchstens Silber.

Team de Cruz: Peter de Cruz, Valentin Tanner, Claudio Pätz, Benoît Schwarz (Curling) — Routine ist im Curling oft ein entscheidender Erfolgsfaktor. Das Team um Peter de Cruz widerlegt diese Theorie. Wie seine Genfer Kollegen Valentin Tanner und Benoît Schwarz ist de Cruz erst 25 Jahre alt. Und auch der Zürcher Claudio Pätz ist mit 29 Jahren noch in einem für Curlingspieler jugendlichen Alter. Trotzdem besticht die Equipe des CC Genf durch grosse Konstanz und erstaunliche Cleverness. An den Europameisterschaften in Glasgow liess sie sich selbst durch die Halbfinalniederlage gegen Norwegen nicht aus dem Konzept bringen und gewann das Bronze-Spiel gegen Russland. Damit holten de Cruz und Co. auch in ihren dritten internationalen Meisterschaften (nach der WM 2014 und der EM 2015) eine Medaille. Dies ist letztmals vor 35 Jahren einem Schweizer Team (um Weltmeister Peter Tanner) gelungen: schöne olympische Aussichten für Peter de Cruz und die Schweizer Eiswischer! ○

«Ein Sonnenmensch»

Mit der Bronzemedaille in Sotschi lösten wir eine Euphorie fürs Frauenhockey aus. Ziel in Südkorea ist die Viertelfinal-Qualifikation. Daneben muss ich auch noch fürs Studium lernen. *Von Florence Schelling*



«Zeitlich schon perfekt eingestellt»: Torhüterin Schelling.

Olympische Spiele sind ein herausragendes Erlebnis für alle Sportler. Allein das Wohnen im olympischen Dorf mit allen anderen Athleten – aus der ganzen Welt und aus den unterschiedlichsten Sportarten – inspiriert und motiviert.

In Pyeongchang bin ich nach Turin, Vancouver und Sotschi schon das vierte Mal dabei. Der Gewinn der Bronzemedaille vor vier Jahren war ein grosses Highlight meiner Karriere. Der Gedanke an diesen Erfolg ist immer in meinem Hinterkopf. Wir schafften es damals, das Frauen-Eishockey ins öffentliche Bewusstsein zu tragen und in der Schweiz eine Euphorie auszulösen. Gerade für Athleten aus sonst weniger beachteten Sportarten ist Olympia eine grosse Chance.

Meine Winterspiele begannen quasi schon vor einem Monat. Weil ich vor allem dann Mühe mit der Zeitumstellung habe, wenn es ostwärts geht, bin ich ab dem 21. Januar jeden zweiten Tag eine Stunde früher aufgestanden – um mich kontinuierlich an die koreanische Zeit anzunähern. Ich wollte schliesslich nicht diejenige sein, die in Südkorea Mühe mit dem Schlafen hat und am Morgen schlechtgelaunt zum Frühstück erscheint. So bin ich am Tag der Abreise – am 1. Februar – in der Schweiz um 1.00 Uhr aufgestanden. Als wir am Abend in den Flieger stiegen, schlief ich sofort ein. Bei der Landung in Seoul war ich auch zeitlich schon perfekt auf Olympia eingestellt.

Zeitmanagement ist bei mir auch im Alltag ein Thema. Ich spiele in der schwedischen Liga für den Linköpings HC. Daneben bin ich an der Masterarbeit für mein Studium in Business Administration. Ausserdem bin ich in ein Projekt in Zusammenarbeit mit der Stanford University in Kalifornien und dem schwedischen Automobilhersteller Saab involviert. Eigentlich hatte ich das Thema für die Masterarbeit schon ausgewählt und weitestgehend umgesetzt. Doch weil kurzfristig an unserer Universität mein Supervisor gewechselt hatte, musste ich das Thema ändern. Das hat meinen Zeitplan über den Haufen geworfen. Eigentlich wollte ich an den Olympischen Spielen keine Schreibarbeit verrichten und höchstens etwas lesen. Doch jetzt muss ich wohl zwischen Trainings und Spielen noch für den Master arbeiten. In Schweden wird einem auch als Spitzensportlerin an der Universität nichts geschenkt.

Beste europäische Liga

Mein Schultag beginnt normalerweise um 8.00 Uhr. Bis 17.00 Uhr bin ich an der Universität. Von da geht's direkt ins Training. Im Winter verlasse ich das Haus bei absoluter Dunkelheit und kehre am Abend im Dunkeln zurück. Damit habe ich Mühe. Ich bin ein Sonnenmensch. Obwohl sich Lebensqualität, Infrastruktur und Gesellschaft in Schweden auf –

einem hohen Niveau bewegen, ist dies nicht meine Traumdestination.

Vom Sport kann ich hier nicht leben – wie wohl überhaupt nur ganz wenige Eishockeyspielerinnen weltweit davon leben können. Dabei gilt die schwedische Liga als die beste im europäischen Frauen-Eishockey. Ich erhalte vom Klub einen Lohn, der genügt, um meine Wohnung zu bezahlen. Mein Leben finanziere ich vom Ersparten. Im ersten Jahr in Linköping arbeitete ich bei Ruag Space in der Administration. Diesen Job konnte ich in englischer Sprache verrichten. Mittlerweile spreche ich Schwedisch. Mein Vertrag mit dem Klub dauert noch bis April, das Studium bis Juni. Was ich danach mache, ist offen. Mit 28 Jahren befinde ich mich in einem Alter, ab dem die Eishockeykarriere nicht mehr ewig dauert.

Plötzlich vereintes Korea

In Pyeongchang werden wir gleich zu Beginn des Turniers wohl besonders im Scheinwerferlicht stehen. Unser erstes Spiel tragen wir gegen Korea aus. Ursprünglich wäre es Südkorea gewesen – nun tritt die Equipe als vereintes Korea an. Grundsätzlich finde ich, dass man Sport und Politik nicht vermischen sollte – und in diesem Fall ist der politische Einfluss auf den Sport fragwürdig. Die Südkoreanerinnen haben sich seit Jahren auf dieses Turnier vorbereitet und sind zu einer verschworenen Einheit geworden. Und plötzlich wird ihnen diktiert, dass sie 15 Spielerinnen aus Nordkorea ins Team integrieren müssen – Spielerinnen, die kaum auf dem gleich hohen sportlichen Niveau stehen. Das muss für die überzähligen Südkoreanerinnen unglaublich schwierig sein. Die kanadische Trainerin der Koreanerinnen, Sarah Murray, hat momentan einen extrem harten Job. Für uns allerdings bleibt die Aufgabe gleich: Es ist ein Spiel, dass wir gewinnen müssen – egal, wer auf der anderen Seite steht. Punkt.

Für uns geht es in der ersten Phase des Turniers darum, gegen Schweden, Japan und Korea die Viertelfinalqualifikation zu schaffen. Nach Papierform würden wir dann auf Finnland oder die sogenannten olympischen Athleten aus Russland treffen. Die Teams aus Kanada und den USA bleiben die grossen Favoriten. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, dass an diesem Turnier etwas Aussergewöhnliches passieren könnte. Finnland hat in den vergangenen Jahren aufgeholt. Und mit den Schweizerinnen darf man ebenfalls rechnen.

Die 28-jährige Zürcherin Florence Schelling ist Torhüterin der Schweizer Frauen-Eishockey-Auswahl. An den Olympischen Spielen 2014 gewann sie mit ihrem Team die Bronzemedaille. Sie wurde zur wertvollsten Spielerin des Turniers und zur besten Torhüterin gekürt.

Aufgezeichnet von Thomas Renggli

Wissenschaft

Q des Schneesports

Forschung und Spitzensport lassen sich kaum mehr trennen. Der Schweizer Skiverband setzt auf Björn Bruhin. Ob der Schwyzer das Wunderwachs besitzt, darf er nicht verraten.

Trainerlegende Karl Frehsner sagt: «Ohne Forschung geht im Skisport nichts.» Der Österreicher kennt die Entwicklung quasi seit der ersten Stunde – als in den 1970er Jahren im Materialbereich mit Kugelstöcken, Lochski und verschiedenen Helmmodellen experimentiert wurde. Materialfragen und die Thematik der Aerodynamik standen damals im Vordergrund. Die Fäden liefen im Windkanal der ETH Zürich zusammen. Doch auch Querdenker und Branchenfremde lieferten revolutionäre Ideen. Die heute üblichen Ganzkörperanzüge gehen auf eine Innovation des Zürcher Tiefseeforschers und Computer-Experten Hannes Keller zurück. Keller suchte damals den optimalen Schnitt und den idealen Stoff für enganliegende, wasserabstossende Taucheranzüge – und fand in Zusammenarbeit mit Hans Hess nebenbei die Lösung für die meisten aerodynamischen Probleme in den Speed-Sportarten.

Anatomie der Sieger

Heute ist Björn Bruhin für das Schweizer «Medaillen-Labor» verantwortlich. Im Hinblick auf die Winterspiele in Pyeongchang überwachte er rund zwanzig Projekte. Vergleichsweise grosse öffentliche Beachtung fand das Skicross-Startprojekt in Biel, das zum Ziel hat, die Startbewegung zu optimieren. Die entsprechende Messtechnik wurde den Athleten beim Skicross-Parcours in Saas-Fee zur Verfügung gestellt. Dort wurde exakt die Rampe nachgebaut, die an den Winterspielen in Südkorea verwendet wird. So erhielten die Athleten praktische Erkenntnisse – beispielsweise dazu, welche Strategie und Technik beim Start die grösste Geschwindigkeit ermöglicht. Ein anderes Projekt befasste sich mit den geänderten Reglementen im Bereich der Riesenslalom-Ski, ein weiteres mit der Tempostrategie im Langlauf.

Bruhin hütet seine Geheimnisse. Auf die Frage, ob der Schweizer Verband im Besitz des goldbringenden Wunderwachses ist, sagt er: «Da kann ich nur so viel sagen: Mit den lokalen Wetterbedingungen und Schneeverhältnissen haben wir uns intensiv befasst. Das war aber bereits in Vancouver und Sotschi so.» Bruhins defensive Kommunikationsstrategie hat einen simplen Hintergrund. Ähnlich wie bei James Bond und seinem genialen Erfinder Q gilt in der Sportforschung die absolute Geheimhaltungspflicht. Denn der Gegner hört mit. Karl Frehsner



Der Gegner hört mit: Tüftler Bruhin.

sagt: «Wenn ein Forschungsergebnis erst einmal niedergeschrieben ist, hat es seinen Nutzen schon fast verloren.»

Forschung im Sport bedeutet oft stundenlange Geduldsarbeit: immer wieder den gleichen Schwung ausführen, immer wieder die gleiche Gleitpassage bewältigen, um verlässliche Vergleichswerte zu erhalten und die optimale Position oder die bestmögliche Kräftedosierung zu definieren. Entscheidend aber ist die Umsetzung – und der Informationsfluss von und zu den Athleten.

Doch auch die Wissenschaft kann sich auf der Skipiste verfahren. Frehsner erinnert sich an Momente, in denen die Sportforscher an ihre Grenzen stiessen: «1976 war man auf der

Suche nach dem perfekten anatomischen Modell des Skirennfahrers – und war der Überzeugung, dass es sich dabei um einen Sportler der stattlichen Figur von Gustav Thöni oder Ingemar Stenmark handeln müsse.» Doch die Realität sah anders aus. In Innsbruck wurde der kleine und schmalbrüstige Bündner Heini Hemmi Olympiasieger – obwohl er mit vermeintlich viel zu langen Ski den Hang hinunterkurvte. Frehsner sagt dazu: «Es gibt kaum einen Sport, bei dem die Anatomie der Sieger so unterschiedlich sein kann wie im Ski.» Das Material müsse sich immer dem Athleten anpassen – und nicht umgekehrt. Das Gleiche gilt für die Forschung. Wissenschaftliche Studien und Forschungsprojekte sind meistens dann erfolgreich, wenn sie von den Athleten angestossen werden – und wenn die Österreicher nichts davon mitbekommen. (tre)



Auf Schneiders Spuren

Vom Talent zur Medaillengarantin – die Slalomspezialistin Wendy Holdener reist mit grossen Ambitionen nach Pyeongchang. Ihr einziges Problem kommt aus den USA.

Von Thomas Renggli

Die «ewigen Zweiten» sind im Sport oft ebenso bekannt wie die grossen Sieger: Der französische Radrennfahrer Raymond Poulidor brachte es damit in den 1960er Jahren zu Weltruhm. Ein halbes Jahrhundert später verdiente sich in der Formel 1 der Brasilianer Rubens Barrichello diesen undankbaren Titel – und im deutschen Fussball ist Bayer Leverkusen quasi per Definition in diese Rolle gedrängt: Vizekusen!

Im Ski-Weltcup der Frauen fährt Wendy Holdener in diesem Winter mit bestechender Regelmässigkeit aufs Podest – neunmal bei 21 Starts in vier Disziplinen. Doch gewonnen hat sie nur die Superkombination auf der Lenzerheide. Dreimal wurde sie Dritte, fünfmal Zweite. Die Frau, die Holdener im Weg steht, ist meistens die Gleiche: Mikaela Shiffrin, Seriensiegerin aus Vail, Colorado. Holdener, die auch im Gesamt-Weltcup Platz 2 belegt, nimmt ihre Rolle mit einem Lächeln hin: «Ich bin an Mikaela dran – und ich bleibe dran.»

Die Gelassenheit schöpft die Schwyzerin aus einer Mischung aus Jugend und Routine. Erst 24 Jahre ist sie «alt» – und trotzdem steht sie schon in ihrer achten Weltcupssaison. Den spektakulären Durchbruch feierte sie an den Weltmeisterschaften in St. Moritz vor einem Jahr: mit Gold in der Superkombination und Silber im Slalom. Vor ein paar Wochen wurde sie zur Schweizer Sportlerin des Jahres gewählt und befand sich unvermittelt auf einer Stufe mit Roger Federer.

Vom ersten Schwung an

Der Auftritt im Abendkleid und Scheinwerferlicht will nicht so richtig zu Holdener passen. Mit ihrem scheuen Lächeln, der sanften Stimme und dem zurückhaltenden Auftreten passt sie eher in einen Heidi-Film als auf einen roten Teppich. Sportlich deutete sie aber schon früh an, dass sie für die grosse Bühne bestimmt ist: Ab dem ersten Schwung im Weltcup galt sie als herausragendes Talent. Kaum eine bringt mehr Zug auf den Ski, kaum eine kämpft sich spektakulärer durch die Tore. Mit ihrer leicht gebückten Haltung erinnert Holdener an die erfolgreichste Schweizer Technikerin: Vreni Schneider.

Die Trainer taten schon früh alles, um Holdener vor übertriebenem Druck und Einflüssen aus dem Umfeld zu schützen. «Ich werde alle Mittel einsetzen, damit Wendy ihre Erfahrungen möglichst unbelastet sammeln kann», sagte Frauen-Cheftrainer Hans Flatscher 2012, als Holdener von den Medien erstmals in



«Ich bleibe dran»: Weltmeisterin Holdener.

eine Leaderrolle gedrängt wurde. Die Protektion der Hoffnungsträgerin durch den Verband ging über die Pistenränder hinaus. Als sich Holdener 2013 als einzige Schweizerin für die Teilnahme am Stadt-Event in Moskau qualifizierte, ergriff Swiss-Ski ungewöhnliche Massnahmen und verbot der damals 19-jährigen Athletin, alleine das Hotel zu verlassen. Der Slalom durch den Dschungel der russischen Hauptstadt wurde als gefährlicher eingestuft als die Abfahrt auf jedem Lawinengang.

Der Hausarrest war erfolgreich. Holdener ging in Moskau nicht verloren, sondern sorgte auf der Kunstschneerampe im Stadtzentrum für sportliches Aufsehen: Auf dem Weg zum vierten Platz im Parallelrennen liess sie unter anderem der späteren Gesamtweltcup-Siegerin Tina Maze keine Chance. Auch wenn dieser Anlass nur eine sportliche Randnotiz ist, zeigt

er, dass sich Holdener fahrerisch vor niemandem verstecken muss. Im Februar 2016 wurde aus dem Talent endgültig eine Siegfahrerin. Im Parallelschlalom von Stockholm feierte Holdener ihren ersten Weltcup-Triumph, drei Wochen später doppelte sie in der Kombination auf der Lenzerheide nach. Damit sicherte sie sich den Gesamtsieg im Kombinations-Weltcup – als fünfte Schweizerin nach Marie-Theres Nadig, Erika Hess, Brigitte Oertli und Maria Walliser, allesamt WM- und Olympia-Medaillengewinnerinnen aus der grössten Zeit des Schweizer Frauenskisports.

Holdener vermitteln diese Triumphe die Gewissheit, auf dem richtigen Weg zu sein. Sie spricht von einem Stein, der ihr vom Herzen gefallen sei – und einer Rehabilitierung nach vielen Rennen, in denen ihr nur ganz wenig zum grossen Durchbruch gefehlt und oft ein kleiner Fehler im Weg gestanden habe.

Erfolg und Misserfolg, Sieg und Niederlage. Leben und Tod. Wendy Holdener blickt abseits der Piste auf Erfahrungen zurück, die nur wenige in ihrem Alter schon machen mussten.

Die Geschichte der hochtalentierten Skifahrerin ist auch die Geschichte ihres drei Jahre älteren Bruders Kevin. Just als Wendy im Weltcup Fuss fasste, wurde bei Kevin ein bösartiger Krebstumor im Bauch diagnostiziert. Eben hatten sie noch zusammen auf dem Hoch-Ybrig Slalom trainiert, nun verschoben sich die Relationen nachhaltig. Für Kevin ging es um alles oder nichts. Wendy erfuhr von der Krankheit ihres Bruders im Ausland: «Ich hätte am

«Ich wollte mir nicht eingestehen, wie sehr mich alles belastete.»

liebsten alles hingeschmissen, wollte nur noch nach Hause», sagt sie rückblickend. «Ich konnte nicht mit der Situation umgehen und wollte mir nicht eingestehen, wie sehr mich alles belastete.» Kevin, selber früher ein talentierter Skifahrer und Mitglied des C-Kaders, nahm den Kampf gegen die heimtückische Krankheit auf. Diverse Chemotherapien und eine neunstündige Operation brachten ihn zurück ins Leben.

«Er weiss genau, wie ich ticke»

Seine Ambitionen als Spitzensportler musste er aufgeben, trotzdem blieb er dem Skigeschäft treu. Nach einem Studium in Betriebswirtschaft betreut er heute seine Schwester als Manager im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit: «Kevin kennt den Skisport aus eigener Erfahrung und bringt dank seinem Studium auch das theoretische Wissen mit», sagt Wendy. Noch wichtiger ist ihr aber der menschliche Faktor: «Kevin weiss genau, wie ich ticke – er kennt mich so gut wie kaum jemand.»

Wendy Holdener legt grossen Wert auf Vertrauen, Respekt und persönliche Verbundenheit in ihrem beruflichen Umfeld. Neben ihrem Bruder kümmert sich der Schwyzer Treuhänder Ruedi Holdener, mit Wendy weder verwandt noch verschwägert, um ihre administrativen und finanziellen Belange. Vater Martin bezeichnet die Skifahrerin als «Gspänli» fürs Lauf- und Velotraining. Und zwei ihrer wichtigsten Sponsorenverträge – mit Electrolux und Hoch-Ybrig – gehen auf persönliche Beziehungen zu Bekannten aus der Region zurück.

Am liebsten ist Wendy Holdener zu Hause in Unteriberg oder auf den heimischen Pisten des Hoch-Ybrig. Im Restaurant «Sternen» gibt es dort seit vergangenem Oktober das «Wendy's Gold Stübli», wo alle Pokale und Medaillen der Rennfahrerin ausgestellt sind. «Zu Hause wurde es allmählich unübersichtlich», sagt Holdener lachend. Es ist gut möglich, dass ihre Medaillensammlung bald eine olympische Ergänzung erhält. ○

Zahlen und Fakten

Plus 8 Stunden, 1020 Liter Rivella

Wo genau finden die Wettkämpfe statt, was haben die Schweizer im Gepäck, und wer nimmt zum ersten Mal an Olympischen Winterspielen teil? Wissenswertes rund um Pyeongchang 2018.

Austragungsort

— Pyeongchang, Südkorea (303 m ü.M.). Die Olympiastadt liegt rund 130 Kilometer östlich der Hauptstadt Seoul, inmitten des Taebaek-Gebirges, des grössten Gebirgszugs der Koreanischen Halbinsel. Pyeongchang hat rund 10 000 Einwohner. In der gleichnamigen Provinz leben rund 44 000 Personen.

— Die Zeitverschiebung zur Schweiz beträgt plus acht Stunden (die meisten Wettkämpfe finden zur Schweizer Nachtzeit statt).

— Das Hauptstadion heisst Pyeongchang Olympic Stadium. Die Spiele dauern vom 9. bis 25. Februar. Die Winter-Paralympics finden vom 9. bis 18. März statt (mit 80 Wettkämpfen in sechs Sportarten).

Wettkämpfe

— Die Entscheidungen werden in den zwei Gebieten Pyeongchang (Ski alpin, Ski nordisch, Bob, Rodeln, Skeleton) und Gangneung (Eishockey, Eisschnelllauf, Eiskunstlauf, Short Track, Curling) ausgetragen. Dazu kommen der Bokwang Snowpark (Ski Freestyle und Snowboard) und das Jeongseon Alpine Centre (Ski alpin).

— Es finden 102 Wettbewerbe in sieben Sportarten statt. 94 Länder nehmen teil. Ecuador, Eritrea, Malaysia, Nigeria, Singapur und das Kosovo sind zum ersten Mal an Winterspielen dabei.

— Insgesamt sind 6300 Athleten und Betreuer vor Ort.

— Die Maskottchen der Spiele heissen Soohorang (ein weisser Tiger), und Bandabi, (ein asiatischer Schwarzbär). Der Tiger wurzelt fest in der koreanischen Mythologie und steht für Werte wie Vertrauen, Stärke und Schutz. Der Bär spiegelt den Willen und den Mut des koreanischen Volkes.

Schweizer in Pyeongchang

— Die Schweizer Mission umfasst rund 400 Personen (171 Sportler/-innen), davon 21, die an Winterspielen schon mindestens eine Medaille gewonnen haben). Zum sechsten Mal



Im Fokus: Pyeongchang, wo die Skiwettkämpfe stattfinden.

nimmt Skispringer Simon Ammann an Olympia teil. Sechs Athleten stehen zum vierten Mal im Aufgebot: der Eishockeyspieler Andres Ambühl, seine Kolleginnen Nicole Bullo und Florence Schelling, die Rodlerin Martina Kocher, der Langläufer Toni Livers und der Snowboarder Iouri Podladtchikov.

— Der Schiffstransport der Schweizer Olympiafracht über 24 000 Kilometer nach Incheon bei Seoul dauerte 36 Tage. Dabei wurden 7124 kg Material in einem 40-Fuss-Standard-Container auf 29 Paletten verschifft.

Inhalt: 60 Slalomstangen, Waffenöl für Biathleten, Wachsmaterial (Wachs, Wachstische), 3 Ergometer, eine Regentonnenne à 510 Liter als Eisbad für die Eishockeyspieler, 1020 Liter Rivella, 253 Liter Fruchtsäfte, 11 000 Nespresso-Kaffeekapseln, 13 Kaffeemaschinen, 57 Handys für lokale SIM-Karten, 100 Rollen Klebeband, IT-Material (Reserve-Laptops, Bildschirme, Verlängerungskabel, Steckleisten, Adapterstecker, 17 Netzkabel), Massageliegen und Physiomaterial (Tape, Massageöl etc.), 5 Eisbad-Wannen, Defibrillatoren und weitere medizinische Geräte, 146 verschiedene Medikamente, 205,45 kg Müesli (diverse Sorten), 3 Brotbackmaschinen mit 15 kg Backmischungen, 400 Poster, 240 Fensterkleber (Dekorationsmaterial), 10 000 Pins, 8 Trennwände, 20 Airweave-Bettauflagen und 3 Klappbetten. Dazu kommen kurzfristig auf dem Luftweg: Bobs, Ski und eine Schleifmaschine für Langlaufski. (tre)





«Der Berg lebt»: Olympiasieger Russi.

«Wie eine schöne Frau»

Skilegende Bernhard Russi spricht über die Faszinationskraft der Berge. Er erzählt vom gefährlichsten Moment seines Lebens und verrät, warum er Gipfel sogar umarmt.

Von Philipp Gut

Herr Russi, nehmen wir an, Sie würden zur Strafe in ein Land ohne Berge versetzt. Wie würden Sie sich fühlen? Was würden Sie vermissen?

Ein paar Wochen in einem Land ohne Berge würden mir schon gefallen, ich liebe die Abwechslung. Längerfristig würde ich vermissen, was mich geprägt hat. Die Berge sind ja beides: ein Schutz, aber auch eine Gefahr. Ich schaue heute noch ehrfürchtig auf jeden Berg. Kein Berg auf der Welt ist eine Kopie, jeder ist etwas anderes, Eigenes. Und wenn du ständig von unten auf die Berge hinaufschaut, ist es logisch, dass du eines Tages auch hinaufsteigen und wissen willst, wie die Welt von dort oben aussieht.

Können Sie sich an die erste Gipfelbesteigung als Kind erinnern?

Dank meinem Vater und meinem Onkel, einem Bergführer, bin ich früh auf richtige

Bergtouren gegangen, ob im Sommer oder im Winter. Meine erste grosse Klettertour mit vielleicht zwölf, dreizehn war der Gletschhorn-Südgrat, eine mittelschwierige Klettertour. In der Familie wurde das ziemlich aufgebauscht, aber ich empfand es nicht als etwas Wahnsinniges.

Die Erwachsenen hatten mehr als Angst als Sie?

Sicher mehr Respekt.

Worin liegt die Faszination des Bergsteigens? Warum tut man sich das an? Was ist der Antrieb, sich in diese Gefahr zu begeben?

Es ist eine Mischung. Nehmen wir das Beispiel des Matterhorns, das ein ständiger Begleiter in meinem Leben war, weil wir im Sommer immer in Zermatt trainiert haben. Wenn du den Berg jeden Tag anschaust, entsteht irgendwann der Wunsch, ihn anzufas-

sen und zu erfahren, wie er wirklich ist. Man will mit ihm Bekanntschaft schliessen. Das lässt sich vielleicht mit einer schönen Frau vergleichen. Das Zweite ist die Möglichkeit der Grenzerfahrung, die Berge darstellen. Ich gehöre nun mal zu den Leuten, die solche Erfahrungen immer wieder brauchen. Man will wissen: Wie weit kann ich gehen, wozu bin ich fähig, wann muss ich umkehren – denn dies gehört ja auch dazu.

Können Sie denn nachgeben, wenn Sie merken, der Berg ist stärker als Sie?

Ich kann auch verlieren am Berg. Bevor ich das Matterhorn endlich bestiegen habe, bin ich dreimal umgekehrt. Das Wetter war zu schlecht.

Sie legen Wert auf die Unterscheidung von Bergsteigen und Klettern.

Beim Bergsteigen geht es immer um den Gipfel, es muss nicht der Mount Everest

sein. In Bhutan habe ich einmal wochenlang darum gekämpft, die Bewilligung für die Besteigung eines Gipfels zu erhalten, der nur knapp 6000 Meter hoch war. Das Gipfelerlebnis ist wichtig für mich.

Was zeichnet dieses Gefühl aus?

Ich mache das für mich. Ich muss es nachher niemandem erzählen, ich mache auch keine Selfies. Ein Kollege erzählt mir, dass sich die Kräfte, die von einem Berg ausgehen, gegen oben bündeln und stärker werden. Ich ertappe mich heute ab und zu dabei, dass ich den obersten Punkt eines Gipfels umarme.

Sie umarmen Gipfel, wie andere Leute Bäume umarmen?

Ja.

Was sind das für Kräfte, die Sie da spüren? Eine Form von Energie? Die atomare Strahlung des Gesteins?

Das weiss ich nicht. Ich mache das nicht sektiererisch. Aber es zieht mich immer wieder hin. Solange ich gehen kann, wird das auch nicht aufhören.

Und das Klettern?

Das ist etwas ganz anderes. Die Eigernordwand etwa hat mich immer magisch angezogen. Ich wollte unbedingt in diese Wand hinein, bis ich eines Tages die Möglichkeit bekommen habe. Allerdings auf einer sehr schweren Route. 37 Seillängen, von morgens um drei bis abends um sieben Uhr. Da hast du Schwein, wenn du in einem Tag durchkommst, aber du musst durchkommen. Hier geht es nicht um den Gipfel, den haben wir gar nicht bestiegen, hier geht es darum, die Grenzen auszuloten.

Warum sucht der Mensch diese Grenzerfahrung überhaupt?

Das ist in uns angelegt. Schon die Kleinkinder klettern ständig überall hoch, obwohl die Mütter es ihnen verbieten.

Aber es sind ja nicht alle Leute – Sie verzeihen – so verrückt wie Sie.

Natürlich gibt es Unterschiede. Ich erinnere mich an meine erste Skifahrt: Ich stapfte mutterseelenallein einen Hang hoch und versuchte, gerade hinunterzufahren. Sobald ich das konnte, startete ich zehn Meter weiter oben. Ich erzählte niemandem davon, sonst hätte ich zu Hause vielleicht noch eine Ohrfeige bekommen.

Hört dieser innere Drang denn nie auf?

Egal, wie alt man ist: Man darf nicht aufhören, seine Grenzen auszuloten! Das Limit verschiebt sich ständig. Wenn ich mir sagen würde: «Vier Alpenpässe mit dem Velo, das mache ich jetzt nicht mehr, weil ich siebzig bin» – das wäre ein absoluter Blödsinn. Die Einstellung muss sein: «Was, Kollegen, ihr macht vier Pässe? Ich komme mit!» Wenn ich dann beim dritten Aufstieg ans Limit gerate, dann weiss ich, hier liegen meine Grenzen.



Wäre es Ihnen existenziell langweilig, wenn Sie diese Herausforderung nicht mehr suchen würden?

Ja, ich glaube, es wäre mir langweilig. Leute, die das Glück haben, ausserordentliche Leistungen zu erbringen – Spitzensportler,

Schauspieler –, die brauchen das immer wieder.

Skirennfahren und Klettern sind Balanceakte am Rand der Katastrophe. Wie finden Sie heraus, bis zu welchem Punkt Sie gehen können?

Man startet ja nicht von null auf hundert, man tastet sich langsam vor, findet Bestätigung. Als ich das erste Mal in der ersten Gruppe der Weltcup-Abfahrer startete, sagte ich mir: «Jetzt musst du wirklich keine Angst mehr haben, jetzt gehörst zu den Besten der Welt. Und wenn jemand hier hinunterfahren kann, dann sind es wir.» Aber es gehört natürlich schon auch dazu, dass man dosieren kann, wenn nötig. Das müssen die Fahrer auch heute noch, auch wenn sie es nicht zugeben. Aksel Lund Svindal wählte in Kitzbühel eine Sicherheitslinie an der Stelle, an der es ihn das letzte Jahr zerlegt hatte. Das finde ich sehr vernünftig.

Wie überwindet man die Angst im Starthäuschen?

Wenn du runterschaust, ist es mulmig. Aber du weisst: In dem Moment, wo du abstößt, bist du in einer anderen Lage, Ski, Körper, Kopf sind parallel zum Hang. Dann ist dieser furchteinflössende Tiefenblick weg. Du schaust nur noch geradeaus.

Wenn Sie in einer senkrechten Wand hängen, die Hunderte Meter in die Tiefe führt – denken Sie dann manchmal an die Möglichkeit des Abstürzens?



«Nur noch geradeaus»: am Lauberhorn in den 70ern.



«Das Limit verschiebt sich»: Russi in der Felswand.

Abstürzen im Sinn von zur Wand herausfliegen? Eigentlich nicht. Das muss man abhaken, so wie Sie nicht daran denken wollen, dass Sie abstürzen, wenn Sie in einen Flieger einsteigen. Es gibt aber immer wieder schwere Unfälle, weil irgendjemand etwas falsch gemacht hat. Der Sturz beim Klettern ist beim Free Climbing kalkuliert. Man weiss, dass man vielleicht zehn Meter in die Tiefe stürzen kann. Doch je schwerer das Gelände ist, desto weniger gross ist die Gefahr, dass man sich verletzt.

Wie bitte?

Weil ich Platz habe zum Fallen, ich schlage dann nirgends auf. Jeder, der in einer überhängenden Wand fällt, der jauchzt vor Freude.

Das ist wie Bungee-Jumping?

So ungefähr. Je tiefer es wird, desto mehr wird die Tiefe zu einer Hilfe. Wenn es drei-, vierhundert Meter hinuntergeht, hast du das Gefühl, du könntest hinauslaufen, und es hält.

Womit hat das zu tun?

Man kann nicht mehr richtig schätzen, wie tief es wirklich ist. Aber ich muss gestehen: Ich bin ein schlechter Tiefblicker. Wenn ich oben auf einem Gipfel stehe, muss ich ihn mit dem kleinen Finger berühren – dann kann ich mich umkehren und runterschauen.

Was braucht mehr Mut: Sich eine Abfahrts-piste hinunterzustürzen oder eine schwierige Klettertour zu unternehmen?

Es brauchte schon mehr Mut und Überwindung, als ich das erste Mal in Kitzbühel am Start stand. Bei einer schwierigen Tour bin ich nicht allein, da ist vielleicht noch einer dabei, der besser ist als ich. In Kitzbühel gibt es auch keine Zwischensicherungen wie beim Klettern.

>>>

Als Skirennfahrer hatten Sie eine ausgesprochene Winner-Mentalität. Kann man diese auf andere Lebensbereiche übertragen?

Im Prinzip kann man es übertragen, der Spitzensport ist sicher eine der besten Lebensschulen. Im Leistungssport gibt es immer Sieg und Niederlage, bessere und schlechtere Momente. Man lernt mit diesem Auf und Ab, diesem Wellental umzugehen. Man lernt zu verlieren, aber noch wichtiger ist der Umgang mit dem Siegen.

Was ist das Schwierige am Siegen?

Es tut nicht so weh, aber die Versuchung, dass man abhebt, ist gross. Doch es ist falsch, zu denken, man sei der Grösste, nur weil man gewonnen hat. Wenn du beim Gewinnen nicht auch an das andere Extrem denkst, dann bist du nicht bereit, wenn die Niederlage kommt.

Wie prägen die Berge den Charakter ihrer Bewohner?

Ich nehme nicht in Anspruch, dass meine Antworten für alle gelten. Aber es ist logisch, dass eine gewisse Ehrfurcht da ist, die Berge sind grösser als wir. Menschen und Berge haben etwas gemeinsam, sie verändern sich immer und werden nicht ewig da sein. Der Bergler weiss, dass die Natur stärker ist als wir. Er hat es lieber ruhig, obwohl er weiss, dass er etwas tun muss, damit auch seine Kinder noch leben können.

Sie geben das nächste Stichwort. Andermatt stemmt sich mit Hilfe des ägyptischen Investors Samih Sawiris gerade in eine neue Tourismusliga hoch. Wie sieht Ihre Zwischenbilanz aus?

Das Hotel «Chedi» ist nicht Andermatt, aber es ist der Magnet, den es braucht, um dieses Projekt zum Fliegen zu bringen. Die Infrastrukturen, damit ein solcher Push gelingen kann, sind zu drei Vierteln erstellt. Wir werden am Ende vielleicht 4500 Kopfkissen haben. Der neue Golfplatz hat bereits ein sehr hohes Ansehen. Samih hat uns vor der Katastrophe gerettet. Wenn er nicht gekommen wäre, dann wüsste ich nicht, wie viele Bergbahnen noch fahren würden. Er war wie ein Zündstoff für die Andermatt. Wenn Sie durch das Dorf laufen, sehen Sie, dass es ganz anders aussieht als vor zehn Jahren. Es hat sich herausgeputzt.

Mit Destinationen wie Gstaad, Verbier oder St. Moritz können Sie nicht mithalten. Wo liegt der Mehrwert, den Andermatt bietet?

Unser Schlagwort heisst «Mountain Chic». Das heisst: Es soll natürlich gut aussehen, aber wir bleiben bodenständig. Wer nach Andermatt kommt, sucht den «Ochsen», den «Bären», den «Tell» und nicht das «Palace» und das Casino, und er liebt die urchigen Berge. Die Leute, die



«Ich lausche zuerst»: Pistenbauer Russi in Südkorea.

hierherkommen, müssen sich nicht ständig mit den anderen messen und ihre Bijouterie zur Schau tragen. Der Standort in der Mitte all dieser Alpenpässe ist besonders.

«Der Berg ruft», sagt man. Was hören Sie, wenn sein Ruf erschallt?

Daran habe ich noch nie gedacht. Aber genau darum gebe ich gerne Interviews, damit man mir solche Fragen stellt. Da ist etwas dran. Wenn ich eine Piste baue, gehe zwar mit einer Vorstellung an den Berg heran, aber ich lausche zuerst, was er mir sagt. Der Berg re-

«Daran habe ich noch nie gedacht. Aber genau darum gebe ich gerne Interviews.»

det sehr verschieden mit mir. Er kann sehr einladend und verführerisch klingen, aber auch sehr ernst und abweisend.

Welches war der gefährlichste Moment, den Sie am Berg erlebt haben?

Wirklich dramatisch war ein Erlebnis Ende der 1970er Jahre. Wir waren am Pazolastock unterwegs, an einem Karfreitag. Auf dem gegenüberliegenden Hang fuhren viele Tourenfahrer, es sah wunderbar aus. Am Abend machten wir ab, am nächsten Tag ebenfalls diese Tour zu machen. Als wir zum Hang kamen, herrschten ganz andere Verhältnisse als am Vortag, er war stockbeingefroren. Michelle, meine spätere Frau, wollte schon hinter mir in den Hang hineinfahren, da sagte ich aus Prinzip: «Warte, wir fahren einzeln in den Hang hinein.» Als ich 20 Meter gefahren war, gab es einen Knall, als ob ein Drahtseil reissen würde. Im ersten Moment wusste ich nicht, ob das Militär geschossen hatte. Dann merkte ich, dass der

ganze Berg kam. Ich schaute kurz hinauf und sah, dass sich ein etwa eineinhalb Meter tiefer Anriss über die gesamte Flanke zog. Instinktiv machte ich das Richtige: Ich sagte mir, ich müsse so schnell sein wie der Hang selber oder schneller, und fuhr einfach pfeilgerade hinunter. Plötzlich bildeten sich Platten, und ich merkte, dass ich auf die Seite ausweichen musste. Denn bald hätten sich diese Platten überschlagen und mich begraben. Ich war nicht zwei Sekunden neben der *Lau*, als sich die Platten zu kehren begannen. Ich hätte keine Chance gehabt. Wenn wir zu dritt oder zu viert in den Hang eingefahren wären, dann hätte es uns alle erwischt.

Wenn Sie von Grenzerfahrung reden, meinen Sie dann auch solche Situationen?

Gott behüte. Aber es gibt ein Restrisiko. Ich habe in mir einen gewissen Fatalismus. Man hat jede Minute Zeit, um Angst zu haben, aber dann verpasst man das Leben. Ich stand auch schon am Start eines Skirennens und dachte, vielleicht bist du in zwei Minuten tot.

Wo war das?

Bei meiner ersten Teilnahme am Lauberhorn in Wengen. Es herrschten ganz schlechte Verhältnisse, schlechte Piste, schlechte Sicht, die Helikopter flogen mehrere Beinbrüche aus. Aber zurück konnte ich nicht mehr, der nächste Fahrer stand schon hinter mir im Starthäuschen.

Welches ist Ihr Lieblingsberg?

Das Matterhorn, mit seiner magischen Form. Der Ama Dablam im Himalaya ist ähnlich schön, Berge dürfen durchaus kantig sein.

Haben Berge eine Seele?

Ich glaube, dass alles, was lebt, eine Seele hat. Und der Berg lebt. ○

SICHER.

NEW SUBARU XV 4x4 AB FR. 25'750.-.



Die zwei sichersten Familienfahrzeuge:
New Subaru XV 4x4 und
New Impreza 4x4.



Sicherheit ohne Aufpreis.

Symmetrical 4x4
Boxermotor
EyeSight Fahrerassistenz-System
Advanced Safety Package ¹
Lineartronic



Mit den besten Sicherheitssystemen seiner Klasse.
Zum Beispiel: 84% weniger Auffahrunfälle dank EyeSight².
Der neue Subaru XV 4x4. Jetzt bei Ihrem Subaru-Vertreter.

¹ Modelle Swiss Plus und Luxury.

² Firmeninterne Untersuchung basierend auf den Daten des japanischen Instituts für Verkehrsunfallforschung und -datenanalyse.

subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. multilease.ch. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7% MWST. Preisänderungen vorbehalten. Abgebildetes Modell: Subaru XV 2.0i AWD Luxury, Lineartronic, 5-türig, 156 PS, Energieeffizienz-Kategorie G, CO₂ 159 g/km (37 g/km*), Verbrauch gesamt 7,0 l/100 km, Fr. 36'300.- (inkl. Metallic-Farbe). Rechenbeispiel: Subaru XV 1.6i AWD Advantage, Lineartronic, 5-türig, 114 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂ 145 g/km (34 g/km*), Verbrauch gesamt 6,4 l/100 km, Fr. 25'750.- (Farbe Pure Red, Cool Grey Khaki oder Sunshine Orange). Leasing Fr. 233,80/Monat, Fr. 2,70/Tag. Bei einer Leasingdauer von 48 Monaten (365 Tage/Jahr) und 10'000 km pro Jahr. Sonderzahlung: 20%. Kautions: 5% vom Finanzierungsbetrag. Bei einem Finanzierungsbetrag von unter Fr. 20'000.- mindestens aber Fr. 1'000.-. Effektiver Jahreszins 1,92%. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Bitte beachten Sie die aktuellen Tagessätze auf multilease.ch. Leasingaktion gültig bis am 31. März 2018. Immatikulationen bis am 31. März 2018. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO₂, 133 g/km. *CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder Strombereitstellung.



Von Hundertsteln und Tausendsteln

Präzis wie ein Uhrwerk: Swiss Timing sorgt seit Jahrzehnten für olympische Transparenz. Der Solothurner Peter Hürzeler kennt den Lauf der Zeit wie kein Zweiter.

Von Thomas Renggli

Für Augustinus war sie eine Illusion, für Immanuel Kant eine Kopfsache. Die meisten Menschen rennen ihr hinterher – und sind sich einig: Sie ist kostbar. An den Olympischen Spielen trennt sie Sieger von Verlierern: die Zeit. Und das Beste vorweg: Sie ist in Schweizer Hand.

Seit 86 Jahren wachen helvetische Chronografen über den olympischen Sekundenschlag. Der Herr der Zeit heisst Peter Hürzeler. Wenn am 9. Februar die Winterspiele in Pyeongchang eröffnet werden, ist der 79-jährige Solothurner als «Omega Timing Board Member» zum 19. Mal an Olympischen Spielen dabei. Dass die Schweizer Uhrenindustrie trotz allen Angriffen aus Japan und Deutschland das Monopol auf die olympische Zeit verteidigen und den Vertrag bis zu den Sommerspielen 2032 verlängern konnte, ist laut Hürzeler ein «Riesenprestige». Doch man lehne sich als Zeitmesser auch weit aus dem Fenster. Denn Ungenauigkeiten dürfe man sich keine leisten: «Die Geräte sind garantiert fehlerfrei», sagt Hürzeler, «die Schwachstelle sind die Menschen, die sie bedienen.» Diese Tatsache brachte die japanische Firma Seiko an den Sommerspielen 1992 in Barcelona in Erklärungsnotstand – als nach dem Schwimmwettkampf über 100 Meter Freistil plötzlich drei Resultateversionen kursierten: «Das ist für jeden Hersteller ein Fiasko», sagt Hürzeler.

Die von Omega gestellten Schweizer Uhren laufen präzise – und sie werden immer präziser. An den Olympischen Spielen weisen die Messgeräte eine Frequenz von 26 Millionen Schwingungen pro Sekunde aus. Zum Vergleich: Der Quarz einer handelsüblichen Swatch schwingt 25 000-mal pro Sekunde. «Heute liesse sich die Zeit auf eine Millionstelsekunde berechnen», sagt Hürzeler. Dass dies nicht gemacht wird, liegt an den Reglementen der Verbände. In den meisten Wettkämpfen gelten Hundertstelsekunden als kleinste Einheit. Im Schlitteln und Eisschnelllaufen dagegen sind es Tausendstelsekunden. Um im Eisschnelllauf den Sieger oder die Siegerin zu ermitteln, lässt der Zielfilm keinen Interpretationsspielraum zu: Er liefert 10 000 Bilder für die letzte Sekunde.

Die Sache mit den Millimetern

Ein «totes Rennen» ist in diesem Sport ebenso wenig möglich wie in der Leichtathletik. Auch im Schwimmsport wurde dieselbe Lösung



«Garantiert fehlerfrei»: olympische Zeitmessung.

angestrebt – doch die Praxis spricht dagegen. Hürzeler erklärt: «Ein Tausendstel entspricht 1,7 Millimetern – und wer garantiert schon, dass jede Bahn auf den Millimeter genau gleich lang ist?» Auch im Skisport entscheiden oft Zentimeter – wie beispielsweise in der Frauenabfahrt an den Winterspielen 2014 in Sotschi, als die Schweizerin Dominique Gisin und die Slowenin Tina Maze ex aequo auf den ersten Platz fuhren. Geteiltes Gold ist doppeltes Glück – könnte man meinen. Doch die Journalisten wollten es genau wissen: «Ich musste achtzehn Interviews zu dieser Frage geben», erzählt Hürzeler lachend, «aber ich konnte auch nicht weiterhelfen. Ist die Messungseinheit auf Hundertstelsekunden justiert, lassen sich die Tausendstel nicht mehr ableiten.» Sagt Hürzeler die ganze Wahrheit – oder leistet er sich eine diplomatische Ausrede?

So oder so: Die Entwicklung der Zeitmessung im Spitzensport ist ein Spiegel des technischen Fortschritts. 1932, an den Olympischen Spielen in Los Angeles, waren für die Zeitmessung dreissig Stoppuhren und ein Uhrmacher nötig. 1948 in London sechs Personen und 600 Kilogramm Material. In Pyeongchang werden es 300 Zeitnehmer, 350 Freiwillige zur Unterstützung und 230 Ton-

nen Ausrüstung sein – darunter 120 Anzeigetafeln sowie Hunderte von Kilometern Kabel und Glasfaserleitungen.

Die mechanische Stoppuhr wurde 1862 vom Schweizer Adolphe Nicole erfunden. Die elektronische Zeitmessung an Olympischen Spielen dagegen ist noch relativ jung. Erst 1968 in Mexiko wandte man sich vom Handstoppverfahren ab – weil zur Eruierung der acht Zeiten beidseitig 24 Zeitnehmer auf einer Treppe bei der Ziellinie postiert waren, aber die Medien auf einem übersichtlichen Einlauf bestanden: «Das Fernsehen wollte beim Finish Athleten zeigen – nicht Zeitnehmer», erklärt Hürzeler. Bei den Sportlern stiess diese Neuerung auf wenig Begeisterung. Denn handgestoppte Zeiten sind im statistischen Durchschnitt 0,2 Sekunden besser als die elektronisch gelieferten Werte: «Weil der Zeitnehmer das Gefühl hat, beim Start zu schnell ausgelöst zu haben, kompensiert er im Ziel und stoppt etwas früher», erklärt Hürzeler. Im Zürcher Letzigrund, wo die Weltrekordjagd sozusagen zum Programm gehört, wusste man um den Wert des Fingerspitzengefühls bei der Zeitnahme. Erst 1971 beugten sich die Zürcher der Moderne.

In den 1970er Jahren herrschte unter den Uhrenfirmen ein grosser Konkurrenzkampf. In der Schweiz buhlten Omega und Longines um die olympische Zeitnahme. Neben Peter



Hürzeler, der für Omega am Drücker war, mischte ein Mann im Zeitgeschehen mit, der später auf ganz anderer Ebene weltberühmt werden sollte: Joseph S. Blatter. In seiner Funktion als Sport- und Marketingdirektor von Longines gehörte der Walliser zu den wichtigsten Hütern der Schweizer Zeit.

Blatter: undercover in Japan

In dieser Funktion leistete er an den Olympischen Spielen 1972 in Sapporo wichtige Spionagedienste. Von seinem Arbeitgeber wurde er nach Fernost geschickt, um die Geräte der Konkurrenz Seiko zu erkunden. Als Mitglied des Verbandes Schweizer Sportjournalisten reiste er in der Tarnung eines Reporters. Doch die Japaner schliefen nicht. Schon am dritten Tag erhielt der Werkspion einen freundlichen Willkommensbrief von Seiko-Präsident Hattori und die Einladung, sämtliches Material genau zu untersuchen. Seiko veranstaltete für die Schweizer Antwort auf 007 sogar eine spezielle Präsentation der Geräte. Letztlich stellte sich heraus, dass die Japaner auch nur mit Wasser kochten und auf dem gleichen technischen Stand waren wie die Schweizer.

Longines befand sich auf gutem Weg zum olympischen Glück – umso mehr, als die Firma Lobbying und «Terrainsondierung» schon an den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko aufgenommen hatte. Die Schweizer reichten für München 1972 ein überzeugendes Bewerbungsdossier ein. Doch plötzlich wollten das deutsche Olympische Komitee und der Aussenminister Hans-Dietrich Genscher nichts mehr von den Eidgenossen wissen. Stattdessen setzten sie auf heimisches Schaffen – und den deutschen Produzenten Junghans.

Junghans? Althans? Jetzt kam die Zeit von Thomas Keller. Der Ruder-Obmann liess mitteilen, dass die internationalen Verbände der deutschen Uhrenmanufaktur nicht vertrauten, weil das Unternehmen im Sport und auf internationaler Ebene keine Reputation besass. Erfahrungen in der deutschen

Leichtathletik und im Pferdesport genügten olympischen Ansprüchen in keiner Weise, befand Keller. Longines erhielt den Zuschlag unter anderem für das Basketballturnier und für die Schwimmwettbewerbe – und entwickelte (schweizerisch diplomatisch) ein Joint Venture mit Junghans. Peter Hürzeler attestiert Blatter grosse Verdienste auf dem Weg zum Vertragsabschluss: «Ohne Blatter wären die Schweizer

weg vom Fenster gewesen. Es war in erster Linie seinem diplomatischen Geschick und situativen Gespür zu verdanken, dass der Gesamtauftrag nicht an Junghans ging.»

Mit den immer aufwendigeren und flächendeckenderen Fernsehübertragungen wuchs die Bedeutung der Zeitmessung. Die Verantwortlichen realisierten, dass nur ein schweizerischer Schulterschluss zwischen Omega und Longines die internationale Konkurrenz langfristig auf Distanz halten konnte. Beispielsweise gab es für die von Omega entwickelten «Touchpads» im Schwimmsport keine Alternativen. Longines wiederum setzte an den Leichtathletik-EM 1971 in Helsinki erstmals neuartige Videosysteme zur Ermittlung der Rangliste ein: «Télé-Longines» und «Video-Longines». Die Neuerung kam keinen Moment zu früh. Denn die Leistungsdichte war mittlerweile so gross und die Läufer so nahe beieinander, dass es mit den alten Mitteln unmöglich gewesen wäre, die Rangfolge zu bestimmen.

Handgestoppt trotz Digitalisierung

Die erste gemeinsame Sitzung der Schweizer Uhrenproduzenten fand im Anschluss an die Olympischen Spiele 1972 in München am Omega-Hauptsitz in Biel statt. Von beiden Seiten waren Eingeständnisse und Kompromisse gefordert. Ideologische Gräben mussten überwunden werden. Es war ein ständiges Hin und Her – und der Erfolg des Projekts war mehrfach in der Schwebe. Doch letztlich wurde noch im Jahr 1972 die wegweisende Kooperation besiegelt und Swiss Timing gegründet.

Sechsendvierzig Jahre später geht die Bedeutung von Swiss Timing weit über die reine Zeitmessung hinaus. Im Skispringen beispielsweise müssen zur Eruerung der Punktezahl sechs verschiedene Windgeschwindigkeiten gemessen und in Echtzeit ins Ergebnissystem eingebracht werden. Im alpinen Skisport sind die Abfahrerinnen und Abfahrer erstmals mit einem Transponder am Ski unterwegs, der die Geschwindigkeit und

die Länge der Sprünge während der gesamten Fahrt misst. Doch so ganz will man sich selbst im Zeitalter der Digitalisierung nicht auf die technischen Errungenschaften verlassen. Der Internationale Skiverband schreibt im Reglement vor, dass jeweils zwei Zeitrichter die Fahrten von Hand stoppen müssen. Schliesslich sollen weder ein Datenleck noch Fake News den olympischen Traum zerstören. ○



Zeitmessungsspezialist Hürzeler.

«Ich musste achtzehn Interviews zu dieser Frage geben.»

Medaillen

«Innovative Nation»

Feiert eine Sportart ihre Premiere, sind die Schweizer bereit.



Livio Wenger.

Als die Olympischen Winter Spiele 1924 in Chamonix Premiere feierten, wurden in 6 Sportarten 16 Disziplinen ausgetragen. 94 Jahre später ist die Zahl der Sportarten (7) kaum gestiegen. Die Anzahl Wettbewerbe (102) hat sich aber mehr als sechsfacht. Das freut

Helvetia. Denn die zur guten Tradition gewordene Erweiterung des olympischen Programms spielt den Schweizer Athleten in die Karten.

Feiert eine Sportart ihre Premiere, sind die Kinder Wilhelm Tells bereit: 1994 katalpulierte sich der Skiakrobat Sonny Schönbächler aus dem Säuliamt auf den Olymp. 1998 sprang der Arosener Gian Simmen mit dem Snowboard in die Herzen der Fans, und 2010 wurde Mike Schmid über Nacht vom Strassenbauer zum Olympiasieger im Skicross befördert. Auch im Kandeler-Snowboarden, Rückwärts-Skifahren und Kopfvoran-Schlitteln gehören wir zur Weltspitze. «Wir sind eine innovative Nation», sagt der Schweizer Missionsleiter Ralph Stöckli, kann den Grund dafür aber nicht so genau nennen: «Vielleicht können wir als kleines Land eher auf diese Neuerungen reagieren. In grösseren Nationen dauern strategische Umstellungen länger.»

Heisse Anwärter

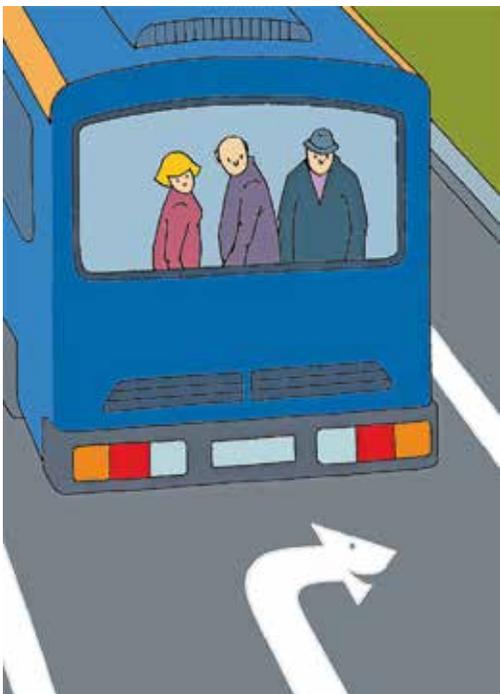
So oder so: Nun dürfen die Schweizer Sportler ihre sportliche Innovation wieder beweisen. In Südkorea werden erstmals Olympiamedaillen im Ski-Team-Event, Curling-Mixed-Doppel, Snowboard Big Air und im Massenstartrennen der Eisschnellläufer vergeben.

Ohne den Winterspielen die Spannung zu nehmen, hier die Schweizer Medaillen-Tipps:

Andri Ragetti (Big Air): Der künstlerische Bündner ist Youtube-Millionär und fabriziert Kapriolen, die ein weiteres Steigen der Krankenkassenprämien garantieren. Martin Rios und Jenny Perret (Mixed-Doppel, Curling): Der Glarner und die Bielerin zeigen sogar den Kanadiern, wie man richtig saubermacht. Last, but not least: Livio Wenger (Eisschnelllaufen). Bis 2012 war der Luzerner auf Inline-Skates unterwegs. Nun beweist er auf der glatten Unterlage Stilsicherheit. (tre)

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem ZVV-Buspilot vertrauen, dass er die richtige Strecke fährt, wenn er in der Pause die *Weltwoche* liest?

Urs Guggisberg, Uetikon am See

Auf jeden Fall! Der *Weltwoche*-Leser zeichnet sich aus durch: hohe Wachsamkeit, einen kritischen Blick, messerscharfe Intelligenz, exzellentes Auffassungsvermögen, überdurchschnittliche Reaktionsfähigkeit, einen breiten Horizont und den souveränen Überblick. Rechts von ihm kommt nur noch der Pannestreifen. Beim Linksabbiegen («left turn») hat er womöglich ein kleines Defizit. Aber das gibt es beim ÖV, anders als im Luftverkehr, ja nur selten.

Alex Baur, Redaktor und Private Pilot (EASA/FAA)

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Diese lieben und netten Moralpolizistinnen merken nicht einmal, dass sie langsam zu einer Art <Ethik-Stasi> mutieren.» *Arno Müller*

Rückwärts-Salto ins Mittelalter

Nr. 5 – «Plötzlich Sexist»; Rico Bandle über das angeblich sexistische Gedicht von Eugen Gomringer

Ich habe mir zweimal in den Arm gekniffen. Aber nein; ich träume nicht! Die Sache mit dem «sexistischen» Gedicht von Eugen Gomringer wird mir noch am gleichen Abend durch die ZDF-Nachrichtensendung «Heute» bestätigt. Aber ehrlich: Wer in diesem Vierzeiler Sexismus herausliest, dessen Fantasie ist schon so verschmutzt, dass er die Nasenspitze nicht mehr sieht, über die hinaus er denken sollte. Diese lieben und netten Moralpolizistinnen (Männer sind da eher selten) merken nicht einmal, dass sie langsam zu einer Art «Ethik-Stasi» mutieren. Ich meine, wir hätten weit wichtigere Probleme. Ich hoffe nur, dass die Mehrheit der Vernunftbegabten diesen Rückwärtssalto ins Mittelalter nicht mitmacht, sondern rechtzeitig und entschlossen rechtsumkehrt macht. Die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, wenn auch qualvoll.

Arno Müller, Kappel

Wer ist wohl kränker im Gehirn? Die wahren Sexisten oder die Leute, die glauben, im träumerischen, spanischsprachigen Gedicht von Eugen Gomringer etwas Anstössiges entdeckt zu haben? Wenn wieder Vernunft einzieht, sollte das Gedicht auf Kosten der Spinner die Hauswand erneut zieren dürfen.

René M. Levkowitz, Forch

Kein zügelloses Wachsen mehr

Nr. 5 – «Zehn Gründe für <No Billag>»; Philipp Gut zur Abstimmung am 4. März

Eigentlich erstaunlich und doch wieder nicht, dass die Delegierten der SVP für eine Annahme dieser Initiative stimmten. Erstaunlich darum, weil es eigentlich gerade die SVP ist, die im Zusammenhang mit unserer Schweiz von «Einigkeit» und von «Miteinander» redet – und da spielt allerdings die in allen Landesteilen präsente SRG eine für den Zusammenhalt äusserst wichtige Rolle. Und nicht erstaunlich, weil die SVP ein angeborenes Misstrauen gegenüber Staatsorganisationen verkörpert und die heutige SRG ein immer grösserer Apparat geworden ist (von uns Steuerzahlern subventioniert) und einige der in dieser Organisation arbeitenden Damen und Herren sich immer öfter das Recht herausgenommen haben, ihre mehrheitlich ungefragten (politischen) Meinungen und entsprechenden Äusserungen über ebendiese SRG-Radio- und -TV-Kanäle zu verbreiten. Ich werde trotzdem diese gefährliche «No Bil-

lag»-Initiative ablehnen – gefährlich darum, weil die derzeitigen Diskussionen rund um die SRG eine Dringlichkeit angenommen haben, die diese ganz einfach zwingt, über die Bücher zu gehen. Will heissen, kein zügelloses Wachsen mehr (die Gebühren sollen bekanntlich massiv gesenkt werden). Und was ich persönlich gerne sähe: dass wir als zahlende Kundinnen und Kunden mehr Einfluss auf die politische Ausrichtung unserer SRG bekämen. Die Diskussionen sind eröffnet. *Peter C. Frey, Erlenbach*

Unbeugsame Arbeitsmoral

Nr. 5 – «Von Präsident zu Präsident»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Eine weitere brillante Beschreibung der Zaghaftheit und Oberflächlichkeit der meisten unserer Minister. Aus den Erfahrungen meines Grossvaters, der Anfang der 1890er Jahre wegen bitterer Armut nach Kalifornien auswanderte, weiss ich, dass Leute wie er bereit waren, hart zu arbeiten, und dies ohne Aussicht auf Sozialleistungen irgendwelcher Art. (Ein Vergleich mit heutigen Einwanderern in die Schweiz bleibt dem Leser überlassen.) Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass jene Schweizer Auswanderer dank ihrer unbeugsamen Arbeitsmoral auch etwas zu den Anfängen des amerikanischen Wohlstands beigetragen haben.

Albin Reichmuth, Rapperswil

Christliche Anwendung

Nr. 4 – «Die Katechismus-Analphabeten»; Kolumne von Peter Bodenmann

Thomas Jordan, der unter Dauerbeschuss stehende Nationalbank-Präsident, kann für einmal aufatmen. Der von Partikularinteressen getriebene Hotelier und EU-Befürworter hat sich in einer christlichen Anwendung für einen Moment der Walliser Connection zugewandt. Wie schön wäre es, wenn sich Peter Bodenmann auch einmal für die Schützen starkmachen würde, die ihm 2015 während eines Monats das Haus füllten. Was Genossin Sommaruga mit der Verschärfung des Waffenrechtes im Sinn hat, ist nämlich viel mehr als grenzwertig und drängt das Schützenwesen an den Rand des Abgrunds. *Paul Gantenbein, Uster*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20			21								22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36				37		38	
39					40					41				
42							43			44				
		45								46				
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Sie sammelt viel und leitet es dann weiter.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der Gegenstand sorgt für einen guten Stand. 7 Das Schloss, das er erschuf, ist nichts für Geniesser. 12 Die Stadt am Rheinknie aus transatlantischer Sicht. 13 Ein Schwanz, auch für Briten schwer erkennbar. 16 Was Edith Piaf im Lied oft bedauerte. 17 Sie spendet Schatten, er schwimmt im Wasser. 18 Sie entspricht einer Genehmigung. 20 Einfaches, alpin ausgerichtetes Gebäude. 22 Chinesisch, ob Familienname oder Volk. 23 Strahlend, gut für mehr Energie. 25 Die Arbeit niederlegen ist etwa dasselbe. 27 Ein Eisbär war er, der Berliner. 29 So dann ist die Vertraulichkeit noch nicht publik geworden. 30 Die Hohle Gasse wurde ihm zum Verhängnis. 33 Österreichische Stelze auf Schweizer Art. 34 War eine der grössten Ethnien Brasiliens. 35 Liliengewächs, das im Warmen wächst. 37 Begeisterung charakterisiert ihn. 39 Er sorgt dafür, dass buchstäblich alles seine Ordnung hat. 41 Wird für Italiener sofort gut, wenn der Anfang ans Ende rückt. 42 Die kleine Bärin stammt aus dem urigen Graubünden. 43 Ein Unternehmen, das schliesslich Wasser braucht. 45 Passt auch kulinarisch bestens zum Vorzimmer. 46 Oppenheim, genau, jene schweizerische Künstlerin. 47 Ein Metallbolzen, dem manche ein e anhängen. 48 Die Zahl ist bei Schweizern ein wahrer Trumpf. 49 Wir, sagen da Italiener rückwärts-gewandt.

Senkrecht — 1 Da fehlt ein r für den längsten Zufluss der Mosel. 2 Stichblatt des japanischen Schwertes. 3 Grundgewänder der Ministranten. 4 Muss kein Pessimist sein, wer da eher schwarz sieht. 5 Womit das Rind ziemlich blöd dasteht. 6 Abschiedsgruss, bei uns mit Seltenheitswert. 8 Kann Person wie Firma sein. 9 Fein ist das Ende - typisch französisch. 10 Wild im Wald, typisch männlich. 11 Das geht klar Richtung Zumutung. 12 Madame erscheint es wie ein wolkenloser Himmel. 14 Für den Juristen eine Rechtsbeziehung. 15 Eine Toilette ohne Privatsphäre. 19 Passiert dank versetzter Buchstaben bei einsetzender Wärme. 21 Was in England für Eugen kurz gesagt wird. 24 Für Griechen war er ein Meister der Redekunst. 26 Ei hinter 10 senkrecht ergibt eine Prügelei. 27 Wohl kein Drama, doch er sucht bei jemandem Hilfe. 28 Wir benötigen ein n, damit daraus Müll wird. 31 Wo der 11. 11. ganz der Gans gewidmet ist. 32 Ein Kurzstreckenlauf für Profis. 33 Der einstige US-Vizepräsident macht als Umweltschützer von sich reden. 36 Ein besonderer Tag, damals im Kino – dank ihr. 38 In den Pyrenäen: für Bergsteiger inklusive Steigeisen und Eispickel. 39 War einer der Trainer der Schweizer Nati. 40 Schmucklos bis schnörkellos. 41 Das Ende braucht hier eine Korrektur. 44 Es ist kein Strauss, sieht aber ähnlich aus.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 553

S	T	R	E	S	S	B	L	J	G	G	F		
S	P	A	E	N	E	K	A	I	A	E	R	O	
T	J	R	G	G	E	L	B	R	E	N	N	E	R
I	T	E	E	T	A	S	S	E	Z	E	L	T	
F	V	A	I	A	N	A	I	A	S	A	A		
G	E	N	F	N	C	E	G	E	M	E	I	N	
E	R	B	E	G	E	N	A	U	A	N	S		
S	A	N	S	G	U	N	S	T	E				
O	H	E	U	C	H	E	L	N	R	A	P	S	
K	O	N	T	R	A	E	R	A	R	O	I	E	T
T	H	E	R	E	S	A	B	R	U	N	S	L	I
O	R	N	E	A	R	C	A	H	E	G	E	N	

Waagrecht — 1 STRESS 6 BLIGG 11 SPAENE
12 KAI 13 AERO (-flot, russ. Fluggesellschaft)
15 TIRGGEL 17 BRENNER 18 TEETASSE
20 ZELT 21 EVA (Bibel, Peron von Argentinien)
23 LANAI 25 SAA 26 GENF 28 NCE 29 GEMEIN
31 ERBE 32 GENAU 34 ANS 35 SANS
37 GUNST 40 HEUCHELN 43 RAPS 46 KONTRAER
48 AROUET (Voltaire ist das Pseudonym von Arouet) 50 THERESA 51 BRUNSLI
52 ORNE 53 ARCA 54 HEGEN

Senkrecht — 1 SPI 2 TARTANBAHNEN 3 REGE
4 ENGEL 5 SEETANG 6 BABSI 7 LIRE
8 GANZ 9 GENESEN 10 FORTAN 11 STIEGE
14 RELAIS 16 LANCE 19 SAENGER 22 VERS
24 AE 27 FENETRE (franz f. Fenster) 29 GUNNAR (Ungarn) 30 MATRONE 33 AUL 36 SURE (engl. f sicher) 38 ESTIN 39 OKTO (-gen)
41 CASA (it. f. Haus, Zuhause) 42 HEAR (Rhea)
44 AUSG 45 PELE 47 OHR 49 RUH 51 BA

Lösungswort — STIERENAUGE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

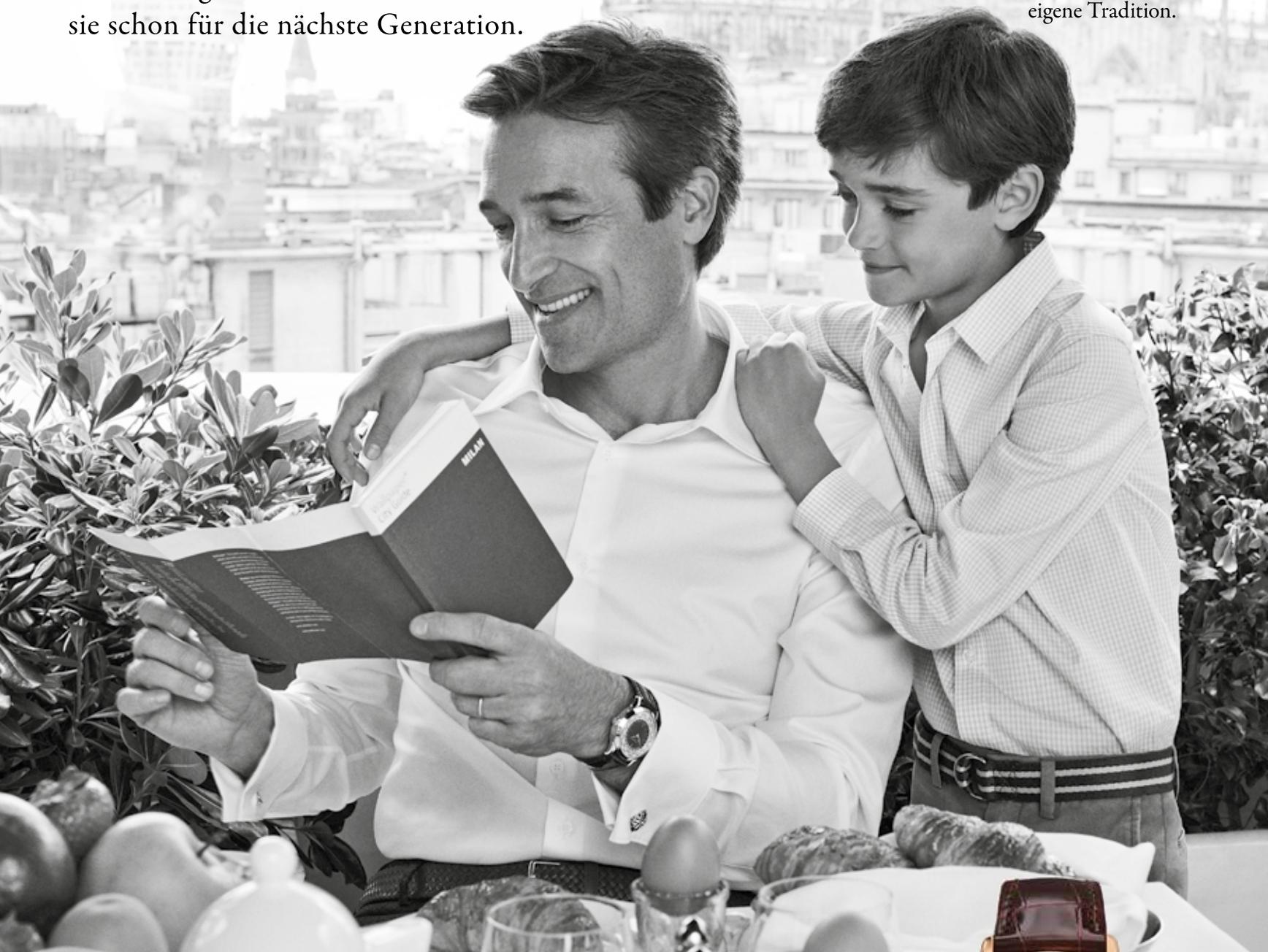
Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Patek Philippe Boutique
at
BEXER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Weltzeituhr Ref. 5230R